

Symposien

der AG Freiraum und Vegetation

2012 - 2014



Redaktion: Heike Lechenmayr und Karl Heinrich Hülbusch

Notizbuch **88** der KASSELER SCHULE

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2018

Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2012 - 2014

Redaktion: Karl Heinrich Hülbusch und Heike Lechenmayr

Zum Titelfoto

Das Foto wurde auf dem Kompaktseminar „Riede“ (Bad Emstal, 24.5.- 4.6.1976) nach dem einleitenden Spaziergang in der Dorfgaststätte gemacht. Den Rundgang hatte Karl Heinrich Hülbusch festgelegt: Vom Schloßtor, durch den Park, Wald, Wiesen und Felder zurück ins Dorf. Die Arbeitsgruppe zur „Landschaftsästhetik“ wurde von Lucius Burckhardt betreut, der als Fachmann Bazon Brock eingeladen hatte. Beim Betreten der Gaststätte ging Bazon Brock direkt zur rückseitigen Bildtapete, setzte sich davor und verharrte stumm. Auf die etwas verlegen gemurmelte Frage, was er da mache, erhob er sich wieder und antwortete mit kräftiger Stimme: „Ich nehme das Nutzungsangebot an!“

(Helmut Böse-Vetter)

Notizbuch 88 der Kasseler Schule 1. Auflage: 1–200, Februar 2018

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (gemeinnütziger Verein)
c/o BSL, Helmut Böse-Vetter, Elfbuchenstraße 16, 34119 Kassel
c/o Karl Heinrich Hülbusch, Adolphsdorfer Straße 15a / 80, 28879 Grasberg
Bestellungen an: AG Freiraum und Vegetation
c/o BSL, Helmut Böse-Vetter, Elfbuchenstraße 16, 34119 Kassel, T. 0561–77 53 09
bsl@netcomcity.de oder bestell@freiraumundvegetation.de
Vereinskonto: Kasseler Sparkasse (BLZ 520 503 53) Konto-Nr.: 059 475
IBAN: DE66 5205 0353 0000 0594 75, BIC: HELADEF1KAS
Herstellung: Wollenhaupt GmbH, Unter dem Felsenkeller 30, 37247 Großalmerode
Texterfassung: Anne Blaß. Layout: Helmut Böse-Vetter
Redaktion: Karl Heinrich Hülbusch, Heike Lechenmayr
Umschlag/ Umschlagfotos: Helmut Böse-Vetter, Umschlagfotos H.Böse-Vetter
Fotos von den Symposien: Helmut Böse-Vetter und Bernd Sauerwein
Internet: www.freiraumundvegetation.de
Alle Rechte bei den jeweiligen AutorInnen

Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2012 – 2014

INHALT

12. Symposium 'Aufräumen' (10.03.2012) Mühlhausen/Thüringen

Karl Heinrich Hülbusch, Heike Lechenmayr	Aufräumen oder Ordnen-Eine Einführung	6
Hannes Volz, Heike Lechenmayr	Einladung, Erinnerung	10
Karl Heinrich Hülbusch	Aufräumen! –Eine Ankündigung	11
Heike Lechenmayr	Begrüßung und Anmerkungen, Fahrplan	20
Helmut Lührs	In Ordnung	22
Martin Zeihe	Loblied auf den Dachboden. Über Arbeitsplätze und Lagerflächen	26
Karl Heinrich Hülbusch	Da liegt doch immer noch...	33
Bernd Sauerwein	Eine ordentliche Stadt für ordentliche Bürger. oder Aufgeräumte Freiflächen für die Leut'	38
Eberhard J. Klauck	Umzug der NAS-Gärtnerei	55

13. Symposium 'Prinzipien, Regeln, Rezepte' (20.04.2013) Hemeln/Weser

Dagmar Kuhle (2004)	Prinzip und Regel – um den Sonderfall zu erschließen	62
Heike Lechenmayr und Karl Heinrich Hülbusch	Einladung und Erinnerung	65
Karl Heinrich Hülbusch	Prinzip, Regel, Rezept	67
Heike Lechenmayr	Einführung und Fahrplan	70

Zum Rezept

Helmut Lührs	Glauben noch viele Erwachsene an den Weihnachtsmann ?	74
Bernd Gehlken	Zur 'Ehrenrettung' des Rezeptes	76
Frank Lorberg	Zur Ambivalenz eines Rezeptbuches Prinzip, Regel und Rezept einer Mustersprache	83

Regeln

Sebastian Heinzen	Beobachtungen zum Gehölzschnitt in Afflen	93
Henning Schwarze	Dicke Linden – Erfahrung zu Regelwerken in der Baumpflege	95

Aus Prinzip

Helmut Böse-Vetter	Von Wegen – Ein harmloser Auftrag	101
--------------------	-----------------------------------	-----

Karl Heinrich Hülbusch	In Gedanken über „Ideal und Wirklichkeit bäuerlicher Gärten“	106
Extrabeitrag: Bernd Gehlken	Der ‚ideale Waldrand‘ – Vorbild, Leitbild oder Trugbild?	124
Bernd Sauerwein	Vom Kopf auf die Füße: Überlegungen zum Prinzip in der Vegetationskunde und der Pflanzensoziologie – ein Versuch –	146
Karl Heinrich Hülbusch	Wenn dem Rezept die Regel verloren geht	163

14. Symposium 'Landschaft' (12.04.2014) Felsberg/ Gensungen

Hannes Volz, Heike Lechenmayr	Einladung	174
Karl Heinrich Hülbusch, Heike Lechenmayr	‚Landschaft‘ Einführung zum Symposium	175
Karl Heinrich Hülbusch, Heike Lechenmayr	‚Landschaft‘ – so ein schönes Thema	178
Heike Lechenmayr	Fahrplan	184
Karl Heinrich Hülbusch	'Landschaft' - Eine kurze Übersicht zu den Beiträgen	185

Suggestion

Helmut Lührs	Landschaft und Eigentum Landschaft ist wichtig	188
Bernd Gehlken	Wald und Landschaft	192
Bernd Sauerwein	Blühende Landschaften	203

Entwürfe

Hannes Volz	Investorenplanung in Kassel	214
Sebastian Heinzen	Verholzungen- Die Vegetation als Ausdruck der Landnutzungsgeschichte	234
Bernd Schürmeyer	Bauen in der Landschaft - Über Architektur und Architekturstaffagen im Landschaftsgarten	240
Frank Lorberg	Das Gestaltungskonzept der entlehnten Ansicht (Shakkei) – Anmerkung zur japanischen Gartengestaltung	247

'Kleine Fluchten'

Manfred Greulich-Blaß	Reise durch Neuseeland 2013	280
Henrike Mölleken	Die Landschaft der TaucherInnen oder: Tauchen ist wie Fliegen unter Wasser	285

12. Symposium 'Aufräumen'

am 10.03.2012 in Mühlhausen/Thüringen

mit Beiträgen von Karl Heinrich Hülbusch, Heike Lechenmayr, Helmut Lührs, Eberhard J. Klauck, Bernd Sauerwein, Hannes Volz, Martin Zeihe

und Mitwirkung von Helmut Böse-Vetter, Ulrike Braun, Bernd Burg, Hendrik Falkenberg, Manfred Greulich-Blaß, Sebastian Heinzen, Sabine Kinn-Dippel, Frank Lorberg, Maria Martens, Jörg Kulla, Wilfried Ring, Lutz Scharla, Sigrid Schmitz, Paul Schuh, Bernd Schürmeyer, Gernot Sohn, Hannes Volz, Martin Zeihe

„Wie sollte es im Übrigen gelingen, endlich eine Ordnung in den beunruhigenden Wirrwarr der Geruchsempfindungen zu bringen, ohne dass eine Sprache deren Systematisierung erlaubte“

(Corbin, A. 1982/1992: 149 – Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Frankfurt a.M.)



vlnr: Kiwi, Ulrike, Maria, Paul, Frank, Eberhard, Hannes, Wilfried, Sigrid, Bernd, Hendrik, Helmut, Lutz, Bernd, Sabine, Bernd, Manfred, Heike. Seminarfotos B. Sauerwein und H. Böse-Vetter

Aufräumen oder Ordnen

Eine Einführung zu den Beiträgen des Symposiums „Aufräumen“
in Mühlhausen /Thü. 10.03.2012

Karl Heinrich Hülbusch, Heike Lechenmayr

"Jedes Aufräumen zielt auf die Wiederherstellung einer Ordnung – welche Art von Ordnung das erstmal auch sein mag. Ordnungen existieren wenigstens in zwei Ausgaben, einmal in unserer Vorstellung und in der Ordnung der Dinge, die mit den Vorstellungen, die wir uns davon machen, entsteht (ALAIN, 1982)" (Lührs, H. 2012/2016).

Wir hätten gedacht, es gäbe zu diesem Thema ganz viele Ah-Beiträge. Das war nicht so. Und etliche Symposiums-Beiträge wie z.B.:

In Ordnung

Loblied auf den Dachboden.....

Da liegt doch immer noch...

Eine ordentliche Stadt für ordentliche Bürger.....

Umzug der NAS-Gärtnerei

sind nicht aufgeräumt und zum Nachlesen aufbereitet worden. Und ehrlich gesagt fallen einem beim Grübeln übers Aufräumen ständig weitere Analogien, Homologien, Fälle und Beispiele ein, so dass der Eindruck entsteht, dass alles Tun vom Aufräumen dominiert wird. Ein Eindruck, der nicht so falsch ist. Denn überall gelingen viele Besorgungen, die selbstverständlich schienen, nicht mehr, weil durch Mechanisierung und Rationalisierung das Aufräumen abgeschafft und irgendwohin delegiert, abgelegt wurde.

Die Vereinnahmung des Aufräumens

Der gelbe Sack ist so ein Beispiel. Zuerst sollte Plastik wie Papier gesammelt werden. Wenn nun das Kartell der Plastiksammler richtig erfolgreich sein wollte, musste mehr Plastik 'verbrannt' werden. Das lag dem Interesse des Kartells, an dem die Hersteller des Plastikmaterials beteiligt sind, am Herzen, weil die Gebühr für den Plastikverbrauch mit dem Verkauf an die Verpackungsindustrie eingezogen wurde – also auch für jede Tüte, die woanders verschwand. Dem Trend der Nahrungsmittelindustrie, möglichst viele Produkte vorverdaut, also mit großer Denaturierungstiefe zu produzieren und gleichzeitig vergleichsweise billig als Dauerware zu verpacken – z.B. im Vakuum -, kam der gelbe Sack gelegen, weil jetzt die Verpackung ungeniert in den Verkaufspreis eingerechnet werden konnte. Gleichzeitig wurde der Plastikmüll vervielfacht, so dass, wer viele gelbe Säcke, wie früher den Misthaufen, vor die Haustür legte, zwar nicht reich galt sondern besonders umweltbewusst statt – zutreffend – vergeude-
risch. **Aufräumen** wird in dieser Konstruktion in **Verbrauchen** verwandelt und mit Umweltbewusstsein getarnt. Die 'gelbe' Flasche von Minister Trittin ist nichts anderes. Danach ist der abgespülte und wieder im Schrank verwahrte

Teller gegenüber dem verzehrbaren Teller – in allen Geschmacksrichtungen – nach dem Beispiel der Eiswaffel die reinste Umweltverschmutzung und Arbeitsvergeudung. Erst wenn das Aufräumen und auch die Tätigkeit, die das Aufräumen nötig macht wie z.B. die Zubereitung von Mahlzeiten und die anschließende Säuberung der Gerätschaften zentralisiert und kommerzialisiert werden, ist es lukrativ und kann durch diversifizierte Vereinfachung rationalisiert werden. Alle Formen der Selbstbedienung, die dem 'preiswert' angedichtet werden, dienen den Überschüssen, dem Profit. Nicht denen des Betreibers sondern denen des Installateurs und Produzenten der 'arbeiterleichternden' Geräte und Maschinen. Die Überredungen, das Aufräumen zu vergessen, ist nicht immer zu durchschauen: aber immer sind sie Voraussetzung der Zentralisierung, Nivellierung und Enteignung der Selbständigkeit.

Die zentralisierte und kapitalisierte Ordnung erscheint wie Aufräumen, ist bestenfalls Sauberkeit, die weggeräumt, auch die Spuren, die Patina des Gebrauchs eliminiert. Das ist Grünflächenpflege, die jede Spur ausräumt und deshalb keine Pflege ist. Von der schreibt H. Lührs dann folgerichtig, dass Pflege mit der Erhaltung der Lebens- oder Gebrauchstüchtigkeit befasst ist. Eine Betrachtung, die von der Absicht der Arbeit und nicht von der Tätigkeit selbst ausgeht, macht das dienende, bezogene Tun des Aufräumens (i.w.S.) deutlich, dass

"wenigstens zwei Plänen, dem der Arbeit und dem was der Arbeit als notwendige Ordnung vorausgesetzt ist, damit sie getan werden kann." (Lührs H. 2012/2017)

Vom Wesen des Aufräumens

Immer ist das Dienende – im weitesten Sinne vor- und nachbereitende Tun, nicht herstellend. Die herstellende Tätigkeit, dessen Werk sicht- und handelbar ist, nimmt die echte Aufmerksamkeit ein. Die Erhaltung der Brauchbarkeit (durch die Pflege) ist kein Produkt. Deshalb fiel es den Gartenamtsleitern so leicht die 'Grünflächenpflege' zu privatisieren. Die Brauchbarkeit zu erhalten, wäre ein akzeptabler Auftrag gewesen, wenn die Stadtgärtner das gekannt hätten. Da die Beschäftigung so definiert ist, dass die Spuren des Gebrauchs und des Wachstums kontrolliert und eingedämmt werden sollen, wird aus der Brauchbarkeitspflege eine Spurenbeseitigung, die mechanistisch zu erledigen ist. Die GrünplanerIn träumt im Perpetuum mobile des Entwurfs und kann nur die Ideale der Ungestörtheit, des nicht Gebrauchten akzeptieren. Das ist nicht Aufräumen oder Erhalten. Wie ist das zu benennen?

Die Beiträge

Bei Martin Zeihe werden wir eher mit der Ordnung denn mit dem Aufräumen befasst, so dass die Frage nach dem Aufräumen den materiellen Voraussetzungen des Handwerkszeugs zugeschanzt wird. Das ist die – einer naturbürtigen Voraussetzung ähnlichen – Organisation des Arbeitsplatzes. Es gibt Zimmer, die sind weder zum Spielen noch zum Aufräumen geeignet. Und da die Aufklärung über diese Frage der Ordnungsorganisation, die für jede Fab-

rik oder Werkstatt selbstverständlich ist, weder für die Siedlung, das Haus, die Schule, das Krankenhaus usw. unwichtig gehalten wird, gibt kein Gedanke der Erschwernis oder Erleichterung der notwendigen Arbeit. Ordnen oder organisieren ist i.w.S. eine Art des gegenstandssystematischen und/oder organisatorischen (materiellen) Aufräumens – materielle Basis des realen Tuns.

Dies ist ein Aspekt, wie die Herstellung des Arbeitsplatzes für das Alltagsleben jenseits des Erwerbseinkommens möglichst gebrauchstüchtig organisiert oder geordnet wird und je nachdem das Aufräumen erleichtert oder behindert, aus der impliziten Erörterung hervorgeholt werden. Denn immer bleibt übersehen, dass die Qualität des Grundrisses nicht nur in der Quantität besteht. Der Wohnungsgrundriss in einem Zweispänner der Gründerzeit mit innen liegendem Licht – und Treppenschacht mit unterschiedlich geschnittenen Räumen – von quadratisch breit-tief bis schmal-tief und kleinen Nebenräumen ist umständlich zu bewohnen und umzubauen. Die Küche vergrößern heißt ein Zimmer weniger an Wahlmöglichkeit und ist fast so leichtfertig wie die Abschaffung der Speisekammer, "weil alle Lebensmittel ständig gekauft werden können" Dafür wird das Schlafzimmer mit Schränken verkleinert, die quadratische 'gute Stube' mit Schrank und Waschmaschine aufgehoben und das Problem von Lager- und Abstellflächen verdeutlicht, das in der Übersicht dargelegt ist. Da führt der Autor zur Küche unvermittelt die Speisekammer wieder ein. Und dazu fällt auf, dass neben den beruflichen Arbeitsplätzen für die Wohnung nur die Küche genannt wird; tendenziell die Wohnung für den berufstätigen Architekten, der arbeitet oder isst. Die Zimmer für jedes Mitglied der Kommune hinzugerechnet, das sind ja ebenfalls (i.S. H. Arendts) Arbeitsplätze mit Kurz-, Mittel-, Langlager, werden Dachboden und Keller unausweichlich – zwei Gelegenheiten, die in der Regel nicht zur Hand sind und Ein-Familiengebäude und Wohnung zur Rumpelkammer machen.

Was bei Martin Zeihe so schön gelagert ist, gerät im Beitrag von Karl Heinrich Hülbusch vollends wieder zur Unaufgeräumtheit, von der wir 'umzingelt' sind und die nicht zu ordnen ist außer durch tagtägliches Aufräumen. Die Notwendigkeit wird dann gerne dem Mangel an Ordnungsmitteln zugeschrieben, was inkl. des notwendigen Aufräumens den Funktionalismus endgültig auszuräumen verhieß. Es mag sein, dass manche Dinge – wie z.B. eine Bibliothek – einfach geordnet und abgelegt werden und das Aufräumen nur aus dem richtigen Einräumen besteht und stereotypen Maßgaben folgt, in gewisser Weise normiert wird. Ansonsten sind alle Ordnungen unstet, wenn sie kontinuierlich sein sollen im Alltagsleben wie fürs Wissen und Dazulernen. Wenn wir aufräumen, sorgen wir dafür, dass die Organisation der Dinge und unser Verständnis von den Dingen und dem Alltagsleben trotz Veränderungen kontinuierlich – weder schematisch noch geplant - revolutioniert wird.

Alle Aktivisten, die Widersprüche und Ungereimtheiten konstatieren, vergessen ihre Behauptungen zu prüfen und zu verstehen. Das ist die Voraussetzung zum Aufräumen. Die Reformen, das ist ihre Erfindung, die Entwürfe räumen nicht

auf sondern vergrößern das Durcheinander, was leider erst auffällt, wenn die hektische Betriebsamkeit erledigt ist.

Bernd Sauerwein erinnert mit dem Beitrag 'Eine ordentliche Stadt...' an die Miasmus-Theorie (s. Corbin, A. 1982/1992), die der Sauberkeit der Stadt nicht nur physische Gesundheit der Bewohner sondern auch die seelische, geistige und politische Gesundheit zuschrieb. Für die Freiflächen gilt das Verdikt der Unkrautfreiheit erst total, seit die Produkte der chemischen Industrie von der Kriegsführung (agent orange im Vietnamkrieg) über die Konversion für die Unkrautbekämpfungen in der Landwirtschaft zur Verwendung bei den Stadtgartenämtern avancierte (s. Ledermann, B. 1995) – etwa ab 1960 – und die 'pflegeleichte Vegetation' hervorbrachte, in der Herbizideinsatz von vornherein einkalkuliert war.

Die etymologische ist der gegenwärtigen Wortbedeutung nachrangig und stört u. E. die Verständigung. 'Aufräumen' und 'Raum schaffen' sind begrifflich nicht identisch. 'Aufräumen' heißt wohl störenden Abfall beseitigen. Pflegen heißt dann die materielle Ausstattung des Ortes gebrauchstüchtig erhalten. Aber 'Raum schaffen' heißt ausräumen, Gebrauchsspuren eliminieren. Und nur in der Formulierung: da räumt endlich mal jemand auf, stimmt das Räumen mit 'Raum-Schaffen', den Platz herstellen überein. Wenn nicht gesagt wird, was im Begriff konkret steckt:

z.B. haben wir die Freiräume an der GhK gepflegt und die tote Biomasse gesenst, zusammengeharkt und entfernt, damit die Flächen wieder offen, überall zu betreten und der neue Aufwuchs von der Streu bedeckt wird. Nebenher wurden die Flächen von Zigarettenkippen, Papier, Plastik und anderem Abfall gesäubert, aufgeräumt.

Gegenüber dem Zustand des letzten Jahres haben wir also keinen 'Raum geschaffen' sondern den Platz für die Nutzung wieder hergestellt. Das legt uns also nahe Begriffe zusammenhängend für eine Erläuterung/Beschreibung zu verwenden. Pflegen und Aufräumen sind Tätigkeiten die Dingen, Gelegenheiten und kommuner Tätigkeit, dem Alltagsleben Dauerhaftigkeit verleihen (s. bei H. Lührs). Das wäre das Prinzip, deren Regeln erklärt werden müssen. Wenn man der Geschichte dieses Tuns nachgeht und dann die Begriffe vergleicht, kommen wir vielleicht weiter. Das wäre dann wohl eine Ordnung der Begriffsgeschichte.

Der Kanon einer Organisation – z.B. von Haus und Hof oder der Häuser-Straße – ist eine regelhafte Ordnung, die fest eingerichtet wird. Daran gibt es nichts aufzuräumen. Das kann nur richtig (regelhaft) oder falsch (entworfen) geordnet werden. Erst der Gebrauch macht das Aufräumen – die Erhaltung der Gebrauchbarkeit – nötig, das, wie der Gebrauch, durch kanonische Organisation (Ordnung) erleichtert und durch entworfene Anordnung erschwert wird.

Eberhard J. Klauck schreibt Maßnahmen für einen Umzug auf. Eine Prüfung der Zusammenstellung wird im folgenden Zeit- und Kostenplan erfolgen, der den äußeren Konditionen konkrete Gestalt gibt. Dieser Beitrag ist dem Ordnen,

nicht dem Aufräumen gewidmet, das bei genauerer Betrachtung unbesehen vorausgesetzt wird.

Das ist hinzuzulernen und sorgfältiger zu differenzieren. Dysfunktionalität und Aufräumen gehören zusammen wie Ordnen bzw. Anordnen der Dinge. Die Unterscheidung passt gut in die 'Logik des Verfahrens' (Panofsky, Berger u. Kellner, Pearce, Balint, Ginzburg u.a.) nach der die Gegenstandskenntnis

- Ikonographie, Anamnese -, die Interpretation,
- Ikonologie, Therapie – die Behandlung, Aufräumen, Pflegen,
- Katamnese – die Prüfung des Ertrages, der Therapie und der Gegenstandsdeutung,

sorgfältig unterschieden und dann aufeinander bezogen werden müssen, so dass Aufräumen und Ordnen getrennt betrachtet werden können. Wenn wir systematisch übers Aufräumen nachdenken, ordnen wir – erstellen wir eine Übersicht. Wenn wir die systematische Ordnung aufs Aufräumen anwenden, sind die Regeln der Tätigkeit, die handwerkliche Arbeit zu kennen und sinngemäß anzuwenden. Und werden dann auf Sinnfälligkeit geprüft, um die Ikonographie/Systematik und die Ikonologie zu prüfen. Und da haben wir alle Ordnen und Aufräumen ein bisschen durcheinandergebracht.

Wenn H. Lührs 'die Ökonomie des Aufräumens' nachrechnet und dazu auch die Organisation (Hierarchie) des Gartenamtes anführt, erzählt er von der Abhängigkeit des Aufräumens von der Ordnung der Dinge (Amt, Ausstattung, Organisation/Grundriss etc.), den Konditionen der Tätigkeit. Dieser Wechsel, mal Ordnung, mal Aufräumen macht den Witz, der uns einfängt, aus. Unser Text dazu wäre jetzt prosaischer.

Literatur

- Corbin Alain 1982/1992: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs ("Le Miasme et la Jonquille. L'odorat et l'imaginaire sociale XVIII-XIX siècles", 1982). Berlin.
- Ledermann, B. 1995: Etappen und Folgen der Grünlandintensivierung. NB 36. S.5-77 Kassel
- Lührs H. 2012/2017: In Ordnung. Vortrag zum Symposium 2012. Veröffentlicht in diesem Notizbuch. Kassel.

Einladung

**zur Jahreshauptversammlung und zum Symposium 2012
in Mühlhausen/Thüringen**

Göttingen und Kassel im Oktober 2011

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

wir laden Euch ganz herzlich zu unserem nächsten Jahrestreffen mit Jahreshauptversammlung sowie Symposium zum Thema 'Aufräumen' von

Freitag, dem 9. bis Sonntag, dem 11. März 2012 ein.

Nach einigen Treffen in Bad Hersfeld und in der „Landschaft“ haben wir dieses Mal ein Quartier in Mühlhausen/Thüringen gebucht. Das Quartier liegt in der nordwestlichen mittelalterlichen Altstadt. Es ist ein größeres Anwesen, das vom Ursprung her ein ehemaliges Hospitz war und inzwischen als Gäste- und Tagungshaus genutzt wird.

**AntoniQ, Holzstraße 13
99974 Mühlhausen/Thüringen**

Am Sonntag vormittag haben wir einen Spaziergang durch Mühlhausen geplant, zum Abschluss unseres Treffens bestellen wir am Sonntag ein Mittagessen im Quartier.

Bitte meldet Euch zur Jahreshauptversammlung und zum Symposium bis zum 15. Januar 2012 an bei

Heike Lechenmayr

Im großen Feld 11, 37081 Göttingen.

Es genügt dafür eine Postkarte oder E-Mail (lechenmayr@web.de) und die Überweisung der Kosten fürs Quartier und die Verpflegung in Höhe von 75 € (für StudentInnen ermäßigt 55 €) auf das Konto der AG bei der Kasseler Sparkasse, Konto Nr. 059475, BLZ 520 503 53 unter dem Stichwort 'AG-Jahrestreffen 2012'. Der Betrag setzt sich zusammen aus 50 € für's Quartier mit einem Mittagessen am Sonntag sowie 25 € für die Selbstversorgung und den Reader. Vermerkt bitte, wenn ihr Vegetarier seid. Bettwäsche kann mitgebracht oder für 5 € ausgeliehen werden. Die Kosten für Getränke werden wie üblich vor Ort abgerechnet.

Viele Grüße Heike und Hannes

Göttingen / Adolphsdorf, 05.02.2012

Ja, Ihr Lieben –

es ist mal wieder so weit, dass wir an die Jahreshauptversammlung in Mühlhausen vom 9. – 11.3.2012 erinnern. Aber nicht nur einfach so – wie Ihr Euch denken könnt. Wir haben immer wieder betont, dass die Symposiumsthemen so überlegt und ausgelegt sind, dass jede/r dazu und aus ihrem Lebens- und Arbeitsalltag ein Exempel zur Diskussion beitragen kann. Und - fast – wie immer, so ist unser Eindruck, tun sich viele schwer, ein Beispiel zum Exempel zu erheben und zur Diskussion zu stellen. Zugegeben, so ein Beitrag erfordert eine Ordnung, die erst bedacht werden muss. Die ist nicht einfach da, weil die spontane Wahrnehmung unaufgeräumt, überrascht, irritiert, vielleicht auch echauffiert oder empört ist. Manchmal übersehen lässt, dass wir auch dabei sind. Neben der Pflicht fürs Finanzamt, die Voraussetzung der allgemeinen Geschäftsführung ist, gehört der Tausch der Erfahrungen an Beispielen aus dem Alltag zum Sinn unserer Versammlungen. Damit dieser Tausch nicht nur getuschelt wird, ist neben dem Tuscheln eine aufgeräumte Versammlung, an der alle beteiligt sind, nötig. Damit das gelingt, müssen möglichst viele eine Geschichte berichten, frei nach Äsop, dem Geschichtenerzähler, der nach J. Berger darauf besteht, dass jede Geschichte auch eine 'Moral' hat. Zur 'Unterhaltung' des Symposiums kann und sollte jede/r beitragen, damit die Collage annähernd ein Bild gibt.

Mit fünf Beiträgen – Stand von heute – sind wir immer noch zu wenig für ein Bild und eine Debatte. Also.....

Die bisher von TeilnehmerInnen angemeldeten Beiträge sollten bis zum 24.2.2012 Titel und kurze Notizen für die Sortierung der Beiträge an Heike übermitteln.

Liebe Grüße Kiwi und Heike

Aufräumen!

Karl Heinrich Hülbusch

Wenn wir die bisherigen Symposiumsthemen betrachten, wirkt 'Aufräumen' nicht nur merkwürdig – das ist es auch. In der Regel wird die Abbildung, Typisierung und Deutung von Gegenständen / Phänomenen, das Verfahren dazu und / oder die Methode / die Logik des Gedankens und das Prinzip zur Erörterung aufgegeben. Schon das Thema 'Dysfunktionalität' weicht vom normalen Thema ab und erhebt eine nicht unmittelbar zu betrachtende Eigenschaft zum Gegenstand der Verhandlung. Entwerfer hantieren ganz ungeniert und undefiniert mit Eigenschaften, die sie den Entwürfen attestieren, um das Wohlwollen und die emotionale Zustimmung des 'lieben' Publikums (- Auftraggeber) sicher zu stellen, und ein paar Sprüche zu liefern, die auch Politiker ungeniert und leicht nachplappern können – wovon, journalistisch aufgeputzt, die Tageszeitungen vollgestopft sind. Jetzt kommen wir daher und wollen nicht nur über eine Tätigkeit, sondern auch noch über die ungeliebteste und schlechtest beleumdete Tätigkeit verhandeln und dazu Beispiele aus unserer Arbeit darlegen.

"Von solchen Heldentaten ist allerdings faktisch in dem täglichen Kleinkampf, den der menschliche Körper um die Erhaltung und Einhaltung der Welt zu führen hat, wenig zu spüren; Die Ausdauer, deren es bedarf, um jeden Tag von neuem aufzuräumen, was der gestrige Tag in Unordnung gebracht hat, ist nicht Mut, und es ist nicht Gefahr, was diese Anstrengung so mühevoll macht, sondern ihre endlose Wiederholung. Die 'Arbeiten' des Herkules haben mit allen Heldentaten gemein, dass sie einmalig sind; leider hat nur der Augias-Stall die wunderbare Eigenschaft, sauber zu bleiben, wenn er einmal gesäubert ist." (Arendt, H. 1958/2010:119)

Jetzt weiß jeder von uns, dass eine der häufigsten Gründe für Streit und Zerwürfnisse die Unordnung, also die mangelnde Aufgeräumtheit des familialen Lebensortes ist. Die daraus abgeleiteten Vorwürfe werden ganz patriarchalisch von 'oben' nach 'unten' verteilt und weitergereicht. Da aber alle Tätigkeiten, jede Herstellung und Erzeugung Unordnung und Überflüssiges, Abfälle, Verunreinigungen hinterlässt, gehört das Aufräumen, Sauber – machen, Wiederordnen und die Brauchbarkeit neu erstellen zum Lebensalltag:

"Es gibt Frauen, die mit dem Haus nicht zu Rande kommen, ungeschickte Frauen, die es überfrachten, überladen, die seine Öffnung nach außen verstopfen, die sich vollkommen täuschen und nichts dafür können, die das Haus unbewohnbar machen, so dass die Kinder mit fünfzehn daraus fliehen, wie wir geflohen sind. *Wir*

* Ankündigungstext Symposium 2012, Mühlhausen. Thema: Aufräumen,

fliehen, weil das einzige Abenteuer jenes ist, das von der Mutter vorgesehen war. Es gibt viele Frauen, die die Unordnung nicht in den Griff bekommen, das Problem der Überwältigung des Hauses durch das, was man die Unordnung in den Familien nennt. Diese Frauen wissen, daß sie die unerhörten Schwierigkeiten nicht zu meistern vermögen, welche die Organisation eines Haushaltes mit sich bringt: doch ob sie es wissen oder nicht; es ändert nichts. Diese Frauen verlegen die Unordnung von einem Zimmer ins nächste, verlegen oder verstecken sie in Kellern oder verschlossenen Räumen, in Koffern oder Schränken, und schaffen so in ihrem eigenen Haus verriegelte Orte, die sie nicht einmal ihrer Familie zeigen können, ohne erbärmlich dazu stehen." (Duras, M. 1987/88:52f)

Diese Tätigkeit, ohne die nichts geht, ist übel beleumundet, schlecht angesehen und, wenn man dafür bezahlt wird, äußerst schlecht bezahlt, weil das ja jede/r kann und kein – wie das postmodern pathetisch aufgemotzt so schön heißt – 'Qualifikation' voraussetzt. Wenn z.B. Lehrlingen – sprich Auszubildenden – von der LehrmeisterIn – peu à peu vermittelt wurde, dass die 'Hilfsdienste' erstens gemacht werden müssen und zweitens ihnen einen Freiraum der Annäherung an die 'richtige' Arbeit bieten, kämen sich Stifte manchmal nicht so unnötig vor. Manchmal täte es auch der MeisterIn gut, einen solchen Freiraum in Anspruch zu nehmen und die Brötchen und die Milch einzukaufen. Die Grünraumgestaltung spielt den Meister, der keine dienende Tätigkeit annimmt. Hier ist alles immer aufgeräumt, weil nichts gebraucht werden darf. Der Abfall stammt ausschließlich aus der Stabilisierung des Handbildes. Nicht zufällig lautet das Credo der Grünraumgestaltung: Pflegeleichtigkeit, und der 'grüne Beton' - schweizerdeutsch für Cotoneaster und andere Weg-Pflanzungen – wird modern gestaltet gleich in Beton ausgeführt (Maghellan-Terrassen der Hafencity Hamburg z.B.) Hier muß nur noch gesaugt, entstaubt werden, wie eine Bäuerin aus Fritzlar (1981), bei der Besichtigung eines 'Gartens' der Bundesgartenschau in Kassel süffisant kommentierte. Sprücheverkäufer gegen diese Kritik immun, völlig verständnislos und machen jeden Furz zum Mumpitz, zum Mätzchen. Die Agentur 'text + pr' mit der Agentur 'Gruppe für Gestaltung' hat für Worpswede zum Beispiel den 'Wow-Effekt' erfunden und festgestellt, dass

"heute eine Staubschicht auf Worpswede (liegt). Wir wollen Worpswede wieder sichtbar und spannend machen, das Frische zeigen, das den Ort ausmacht." (in: Wümme-Zeitung 9.11.11.)

"Ein solcher Hilfssinn des Geschmacks ist die Freude am Neuen, die in ihrer Eigenschaft als Vertreterin von der Neugier unterstützt wird, mit der die Menschen verblüffende Erfindungen bestaunen. Hierin liegt der Grund, warum die meisten für schön gehaltenen Gegenstände höchst sinnreich ausgedacht und dazu bestimmt sind, den Beschauer zu verblüffen und ihn mit unpassenden Andeutungen des Unwahrscheinlichen zu verwirren." (Veblen, Th., 1899/1986:151)

Diese Verblüffung, der 'Wow-Effekt' ist schnell vorbei und hinterlässt Abfall, der dann auf dem harmlosen Staub liegt und wir erblicken

"[...] das Produkt eines mißleiteten Erfindungsgeistes und einer ebenso mißleiteten Arbeit im Bunde mit hoffnungsloser Untüchtigkeit." (ders.: 152).

Die Arbeit zur Stabilisierung des Trugbildes 'produziert' nur Abfälle – d.h. hier wird nicht mal mehr aufgeräumt. Wenn wir uns Gedanken übers 'Aufräumen' machen, müssen wir die Tätigkeit der unproduktiven Abfallbeseitigung vom Aufräumen der 'Abfälle', die beim Gebrauch und Herstellen anfallen und aufgeräumt werden müssen, unterscheiden. Die Spuren des Gebrauchs und die deshalb nötige Arbeit des Aufräumens haben die Ausdenker vom Dienst – Gestalter und Funktionalisten – schon lange zu dem Einfall verleitet, eine Welt ohne Gebrauchsspuren, Unaufgeräumtheit, und Unordnung zu Entwerfen – oder, diese Störungen mit einem Knopfdruck verschwinden zu lassen.

"Dieses elementare menschliche Interesse an der Gleichförmigkeit des Naturverlaufes ist höchst bemerkenswert. Es entspricht einem instinktähnlichen Bedürfnis nach Umweltstabilität, denn in einer zeitunterworfenen und notwendig wandelbaren Wirklichkeit besteht das Maximum an Stabilität in einer automatischen, periodischen Wiederholung des Gleichen, wie sie die Natur ja auch annähernd zeigt. Die erste und ursprüngliche, noch durch keinerlei Wissenschaft hindurch gegangene, insofern also <apriorisch> (vorgegebene) Auffassung sieht die Welt samt dem in sie eingegliederten Menschen als einen Automatismus und zwar als einen irgendwie beseelten." (Gehlen, A. 1957/1966:15)

Wenn das Aufräumen das Standbild stört, muß der Gebrauch verboten werden, damit nur noch abgestaubt werden muß. Na ja, auf den Grünflächen muß adäquat dazu abgeschnitten werden, was unnötigerweise wächst. Das ist wie beim Frisör, der/die bei aller Wertschätzung eben auch schlecht entlohnt wird. Es wäre ja durchaus angemessen über den Wandel des 'Standbildes' mit der AuftraggeberIn und die 'anspruchsvolle' Tätigkeit zu rasonieren. So in der Gegend, dass die AuftraggeberIn dahinter kommen kann, die Grünfläche als Freiraum zu verstehen und zu gebrauchen, dem Standbild und der Dekoration den Laufpaß zu geben. Es kann, ja muß trotzdem schön sein, wie im Wahlspruch für die Vegetation der 'Brachflächen' des Hochschulgeländes am Holländischen Platz und die Pflege, das Aufräumen derselben formuliert ist. Im Gegensatz zur Gebrauchspflege – Aufräumen im wahrsten Sinne – erfordert 'demonstrative Verschwendung' (Veblen, Th. 1899/1986) die Vortäuschung des Gebrauchs durch Ausschluss einerseits und dessen Imitation durch Pflege – real völlig nutzlose Beschäftigung. Wichtig ist, dass die Installation den 'Eindruck der Kostspieligkeit' erweckt. Der Aufwand zur Erhaltung dieses Eindrucks ist ausnehmend ärgerlich. Bei den Grünflächenämtern wird diese Diskrepanz zum 'Pflegeproblem' erhoben, damit über Sinn und Absicht der Herstellung – also der Ursache – nicht gesprochen werden muß. Es ist immer wieder interessant, diesen Phänomenen repräsentativer Kostspieligkeit zu begegnen, die Dipl. Ing. K. Sausmikat nach der harmlos gebrauchstüchtigen Arbeit der AG Freiraum und Vegetation eingeführt hat, was dann von St. Körner u.a. eifrig mit alternativen Entwürfen bestärkt wurde: denn

"Es gibt nur wenige in Fragen des religiösen Konsums empfindsame Menschen, denen diese enthaltsam verschwenderische Unbequemlichkeit nicht an sich richtig und gut erscheint. Der religiöse Konsum ist seinem Wesen nach stellvertretender Konsum. Die Vorschrift der frommen Entbehrung beruht auf dem finanziellen Pres-

tige des demonstrativen und verschwenderischen Konsums, der von dem Grundsatz unterstützt wird, wonach der stellvertretende Konsum unter keinen Umständen zur Bequemlichkeit des stellvertretenden Verbrauchers beitragen darf." (Veblen, Th. 1899/1986:124)

Wenn 'feine Leute' aber zu wenig Geld haben, die Vortäuschung der Ausstattung standesgemäß zu erhalten, erfinden sie die Rationalisierung und den Funktionalismus, der so ähnlich wie die Heinzelmännchen wirken soll: zuerst die Unaufgeräumtheit gar nicht erst zulässt und wenn, dann äußerst sparsam beseitigen lässt. Gleichzeitig wird die Brauchbarkeit bis auf rigide Reste beseitigt und der Abfall exponentiell vergrößert, weil nicht aufgeräumt wird, sondern entsorgt. Der eß- oder kompostierbare Teller ist so ein Ausbund des Abfallwahnsinns aus der Feder des Funktionalismus, dessen pathologisches Syndrom die 'Störungsfreiheit des Weltverlaufs' ist.

"Der Tendenz nach erstreben sie durchaus den isolierten, reinen und durchschlagenden Effekt, aber sie erreichen ihn nicht mit gut schätzbare Wahrscheinlichkeit, und darin liegt der innere Grund, warum sie sich zusätzlich, aber notwendig noch mit einer anderen, zuverlässiger wirkenden Erfolgsgarantie versehen müssen: mit unermüdlicher Propaganda." (Gehlen, A. 1957/1966:37)

Ganz merkwürdig ist, dass die Versprechen der Rationalisierung und Funktionalisierung die Gebrauchstüchtigkeit der Dinge und Gelegenheiten aufhebt und den Müll, gar die Vermüllung – unaufgeräumter Müll, ständig vergrößert. Der albernst Schwachsinn ist die Ausgeburt des Gedankens, dass Abfallproduktion gefördert werden muß, damit die sogen. Abfallwirtschaft daraus 'Bodenschätze' machen kann. Je mehr Müll ich dem gelben Sack zuführe, je umweltbewusster bin ich. Die Lebensweisheit des Papptellers ist eben aus Pappe, aber nicht 'von Pappe'. Wenn wir übers Aufräumen nachdenken wollen, müssen wir den Widerspruch und die Geringschätzung dieser Arbeit bedenken. Wir könnten das Aufräumen auch anders beschreiben, neben der konkreten und manchmal auch mühseligen Arbeit, die das ist. 'Aufräumen', das ist nicht nur die Arbeit, die den Gebrauch wieder ordnet, sondern auch den Gebrauch erinnert und prüft. Also peu à peu versteht, wie ohne Einschränkung des Gebrauchs das Aufräumen sparsamer werden kann, oder auch kontinuierlicher. Die Comics von Männern, die 10 Tage – ohne angeheiratete Dienstmagd – die Spüle zugemüllt haben, geben ein schönes Bild ab, dem nur der amerikanische Müllschlucker Abhilfe verschafft, wenn's Läden gibt, in denen 'Mutter's' Porzellan wiederbeschafft werden kann. M. Duras hat das 'Leiden' an mangelnder 'Störungsfreiheit des Weltverlaufs', den Anlaß zur Erfindung des Funktionalismus und der Rationalisierung präzisiert.

"Ich wiederhole es. Man muß es oft wiederholen. Die Arbeiten einer Frau, vom Aufstehen bis zum Zubettgehen, ist ebenso hart wie ein Kriegstag, schlimmer als der Arbeitstag eines Mannes, weil sie ihren Zeitplan auf den der andern, der Familienmitglieder und der Institutionen abstimmen muß.

An einem Vormittag von fünf Stunden macht sie den Kindern Frühstück, sie wäscht sie, kleidet sie an, putzt das Haus, macht die Betten, wäscht sich selbst, kleidet sich an, geht einkaufen, kocht, deckt den Tisch, verpflegt die Kinder in zwanzig Minuten,

schreit sie an, bringt sie in die Schule zurück, spült das Geschirr, macht Wäsche und den Rest. Gegen halb vier vielleicht kommt sie für eine halbe Stunde dazu, Zeitung zu lesen.

Die Frau ist in den Augen der Männer eine gute Hausfrau, wenn sie aus dieser Diskontinuität eine stille und unauffällige Kontinuität macht.

Diese stille Kontinuität wurde im Übrigen als das Leben selbst betrachtet, nicht als eines seiner Attribute, zum Beispiel als Arbeit. Hier stoßen wir zum Kern des Problems vor.

Man kann sagen, dass diese stille Kontinuität so sehr und so lange gang und gäbe war, dass sie schließlich für die Männer, die die Frau umgaben, gar nicht mehr existierte. Ich will damit sagen, dass die Arbeit der Frauen für die Männer ebenso selbstverständlich war wie beispielsweise die Wolken, die Regen spenden, oder wie der Regen selbst, den die Wolken spenden. Diese Aufgabe wurde erfüllt wie der tägliche Schlaf. Und der Mann war zufrieden, in seinem Haus ging alles gut.

Der Mann des Mittelalters, der Mann der Revolution, der Mann des Jahres neunzehnhundertsechundachtzig." (Duras, M. 1987/88:54-55).

Eine zunächst abwegige Gelegenheit zum Aufräumen: das heißt nicht einfach so weitermachen, sondern mit mehr Einsicht und Verstand weitermachen. Sicher, der überwiegende Teil der Arbeit des 'homo laborans' – besteht aus Wiederholung und Zeit für die gleiche Tätigkeit. Warum soll ich die Tätigkeit, Franzosenkraut zu jäten, langweiliger finden als z.B. studentische Texte zu redigieren. Beides sind dienende, also aufräumende Tätigkeiten, die der hoffärtigen Einschätzung gemäß nur unterschiedliche 'Wertschätzung' nach der Honorierung genießen. Lehrende stellen nicht wie Handwerker ein Produkt, ein Werk her. Unkraut jäten stellt auch nicht her, lässt die Kulturen aber gedeihen und nimmt die Konkurrenz weg, sowie das Aufräumen die Voraussetzung für 'Spielen' ist.

"Nein, die Schule bot ihnen nicht nur eine Ausflucht aus dem Familienleben. In Monsieur Bernards Klasse jedenfalls nährte sie in ihnen einen Hunger, der für das Kind noch wesentlicher war als für den Mann, den Hunger nach Entdeckung. In den anderen Klassen lehrte man sie wahrscheinlich vieles, aber ein wenig so, wie man Gänse mästet. Man setzte ihnen fix und fertige Nahrung vor und bat sie, sie gefälligst zu schlucken. In Monsieur Germain's Klasse fühlten sie zum ersten Mal, dass sie existierten und Gegenstand höchster Achtung waren: Man hielt sie für würdig die Welt zu entdecken. Und ihr Lehrer ließ es sich sogar nicht nur angelegen sein, ihnen das beizubringen, wofür er bezahlt wurde, er eröffnete ihnen sogar sein Privatleben, er lebte es mit ihnen, erzählte ihnen seine Kindheit und die Geschichte von Kindern, die er gekannt hatte, legte ihnen seine Ansichten dar und nicht seine Ideen, denn er war zum Beispiel antiklerikal wie viele seiner Kollegen und sagte im Unterricht doch nie ein einziges Wort gegen die Religion oder gegen etwas, was eine Wahl oder Überzeugung betraf, aber er verurteilte um so vehementer, was in-diskutabel war, nämlich Diebstahl, Denunziation, Taktlosigkeit, Unanständigkeit." (Camus, A. 1960/1997:127-128)

Camus weist darauf hin, dass die Unterrichtung, so sie pädagogisch erfolgt, von der systematischen Ordnung der Kenntnisse ausgeht. Merkwürdigerweise gilt das Unterrichten etwa so unfein wie das profane Aufräumen und Saubermachen. Die Systematik und Ordnung der 'Dinge' gehört auch in die Kategorie

des Aufräumens.

"Die Frage ist immer, ob wir die Regeln beherrschen, mit welchen wir uns die Welt handlicher (nicht aber komplizierter) zu machen wünschen, oder ob die Regeln uns beherrschen. Es geschieht ja oft, beim Einzelnen wie im Gruppenleben, dass der Buchstabe des Gesetzes den Geist tötet, aus dem es schaffen wurde." (Erikson, E.H. 1966/1973:85)

Daraus können wir schließen, dass jede 'Kompliziertheit' die proklamiert wird, nur dazu dient, von der Unfähigkeit aufzuräumen und zu ordnen, abzulenken. Eben nicht absichtsvoll, sondern aus Unfähigkeit.

Abfälle

Dieser Tage wurde der IKEA-Katalog landesweit verteilt. Auf einigen hundert Seiten werden 'Ordnungsmittel' zum Kauf angeboten, die versprechen, dass alles gesammelt und auch wiedergefunden werden kann.

"Die Überschwemmung des Hauses durch die Flut materieller Güter kommt auch – und vielleicht vor allem – von den Restposten und x-fach verbilligten Waren in Ausverkäufen, die Paris regelmäßig heimsuchen, in einem Turnus, der sich zweifellos schon lange eingebürgert hat. Januarausverkauf, Sommerschlußverkauf im Herbst, Herbstschlußverkauf im Winter, all diese Dinge, die die Frauen wie Süchtige zusammenkaufen, nur weil sie billig sind, und nicht etwa, weil sie sie brauchen." (Duras, M. 1987/88:65-66).

Wenn wir in den Verkaufskatalog von IKEA – verteilt an alle Adressen wohl nicht nur in der BRD – schauen, werden wir von 'Ordnungsmitteln' überschwemmt, die 'Ordnung' ohne Aufräumen verheißten. Dieses Versprechen täuscht darüber hinweg, dass wir uns gemäß Erikson damit den Alltag nicht vereinfachen, sondern unnötig befrachten, weil wir zu viel sammeln und aufbewahren. Balint (M. 1954) hat dieses Verhalten die 'Verzettelung der Verantwortung' genannt. Die Anhäufung von Dingen und Informationen, die auf Vorrat für eine unbekanntete Gelegenheit erfolgen, ist der Billigkeit der massenhaft produzierten Mittel von der Allzweckverfügbarkeit aller möglichen Informationen im Internet vervollkommen worden. Das Ärgerliche: die Technik räumt das Wissen und die Kenntnisse nicht auf und hindert gleichzeitig daran, welche zu sammeln. Wer das aber tut, der fällt herein.

"LIBERATOR AVEC ENCORE PLUS DE CONFORT Versprechen tun sie alles. Sieh dir diese Farben an – gelb, blau, rot, hellgrün sie versprechen dir die Welt" (Berger, J. 1979/1984:109)

Es schläft sich aber ruhiger, wenn man sich nicht der 'Erfahrung aus zweiter Hand' überläßt und 'Wissen aus erster Hand, aus selbst erarbeiteter und verantworteter Erfahrung' (Gehlen, A. 1957/1966) herstellt. Was durchaus etwas mühsamer und umständlicher sein kann. Es ist erworbenes Wissen, das weitergereicht werden kann und morgen mit neuem Wissen erweitert gut, wie gestern schon, bleibt.

"Der Hof wird mit Nicole und mir aufhören. Warum sich solche Mühe geben bei der Arbeit und sich um etwas sorgen, über dem das Verhängnis steht? Und darauf antworte ich: Arbeit ist eine Art, das Wissen zu bewahren, das meine Söhne jetzt

verlieren. Ich grabe die Löcher, warte auf den milden Mond und Pflanze diese Sprößlinge aus, um meinen Söhnen ein Beispiel zu geben, falls sie sich dafür interessierten sollten, und falls nicht, um meinem Vater und seinem Vater zu zeigen, dass das Wissen, das sie weitergegeben haben, noch nicht aufgegeben worden ist. Ohne das Wissen bin ich nichts" (Berger, J. 1979/1984:105)

So wie z.B. die LehrerIn, die nicht zuerst über die Lernmittel, die der Markt so verkauft, nachdenkt, sondern ordnet, was sie und die Schüler gebacken kriegen, statt über die Ausstattung und die Schüler zu rasonieren. Die Fruchtlosigkeit des Pisa-Raisonnements oder des Bologna-Pakts ist begründet in der Technokratie der Maßstäbe und des Verfahrens, das auf die Ausgabe einer TÜV-Plakette für passend dressierte Kinder mündet: 'Kindermaterial'. Die Werkstatt für die prüfegemäße Herstellung ist die Familie. Staatliche Instanzen – sie noch Schule zu nennen, ist unangebracht – prüft an 'Lern'-Maschinen die geforderte Konditionierung. Ein früher Fixpunkt der Zerrüttung des Unterrichts ist die Einführung der Mengenlehre. Diese hohle Technik der Didaktik – nicht der Pädagogik – ist inzwischen allgegenwärtig, so dass zwangsläufig die Vermittlung des systematischen Wissens – in Kassel mit 'theoretisch' unnötig und falsch ergänzt – aufgehoben, abgeschafft wurde. Die Einübung von 'Redewendungen' bei Fremdsprachen (z.B.) entspricht der Kondition auf Lösungen (im Entwurf) und gehört damit ins Reich der ideologischen Zurichtung und Herstellung von Gesinnung. Die Lehre wird zur Verlautbarung, die nicht geordnet und dem Wissen eingeordnet werden kann, die SchülerIn kann die Ordnung, deren Vermittlung vorenthalten wird, nicht selber herstellen. Und sie sind auch wehrlos gegen diese Zumutungen.

"Auf dem Gebiet der Wissenschaft aber ist derjenige ganz gewiß keine 'Persönlichkeit', der als Impresario der Sache, der er sich hingeben sollte, mit auf die Bühne tritt, sich durch 'Erleben' legitimieren möchte und fragt: Wie beweise ich, dass ich etwas anderes bin als nur ein 'Fachmann', wie mache ich es, dass ich, in der Form oder in der Sache, etwas sage, das so noch keiner gesagt hat wie ich?: - eine heute massenhaft auftretende Erscheinung, die überall kleinlich wirkt, und diejenigen herabsetzt, der so fragt, statt dass ihn die innere Hingabe an die Aufgabe und nur an sie, auf die Höhe und dazu der Würde der Sache empor höbe, der er zu dienen vorgibt." (Weber, M. 1919/1995: 16)

Nachdem im Zuge der Lohnsteigerungen die billigen Knechte und Mägde für die 'niedereren' Dienste unbezahlbar wurden, hat allenthalben die Substitution durch (i.w.S.) Haushaltsmaschinen Einzug gehalten. Ganz feine (teure) Leute leisten sich wieder Dienstboten. Die weniger Begünstigten leisten sich stundenweise Hausmeisterdienste, die inzwischen eine akzeptable Gelegenheit zum Erwerb des Lebensunterhalts bieten, wenn die Tätigkeit selbständig geführt wird. Bei persönlichen Auftraggebern ist neben dem 'Aufräumen' auch das Gespräch wichtig und gehört zum Aufräumen dazu – übrigens für beide Seiten. Die 'schlecht Ausgebildeten' sind leicht zu erfinden: zu alt, zu jung, Frauen, selten Männer, abgeschaffte Berufe, wenn sie benötigt werden. Und, wenn der Markt mal mehr Arbeitskräfte benötigt, sind die möglichen alle falsch dressiert.

Eldorado des Aufräumens

"Und die Frauen, tun die denn nichts – oder was meine Mutter zu Marx sagt."
(Neusüß, Ch. 1983)

Das Haus, mehr noch die Wohnung fällt uns bei der Tätigkeit des 'Aufräumens' zuerst ein. Und da ist es folgenreich, wenn es misslingt. Aber, wenn wir hinschauen, dann ist es allenthalben das unerkannte Phänomen zerrütteter Übersicht durch Unaufgeräumtheit, das Sanierungen unausweichlich zu machen scheint, weil dies die Ursachenforschung, die Geschichte der Gegenwart ausblendet und auf 'Lösungen' drapiert ist, die leider keine Augias-Ställe sind und nicht nach der Manie des Funktionalismus auf Vorrat zu erledigen sind:

"Freie Zeit ist tote Zeit: 'Man kann die Hausarbeit nicht auf Vorrat erledigen. Man kann die Strümpfe nicht stopfen, bevor sie Löcher haben, man kann das Geschirr nicht abwaschen, bevor es schmutzig ist. Manchmal nimmt die Arbeitsintensität ab, es entsteht richtige 'freie Zeit', vielleicht nachmittags zwei Stunden. Aber mit diesen zwei Stunden können wir nichts anfangen! Zu kurz, zu ungewiß, um einer regelmäßigen Tätigkeit 'draußen' nachzugehen, sogar zu kurz, um auszugehen, da man von allem zu weit entfernt ist. So werden die zwei Stunden, die man rausgeschlagen hat, zu zwei Stunden entsetzlicher Langeweile, Einsamkeit und Trostlosigkeit' (Broyelle, C. 1974:120)." (Hülbusch. I.M. 1978:120).

Produzenten von Sachen können auf Vorrat arbeiten. Aufräumen, Ordnen, Lernen, Lehren, Unterrichten, Leben, Lieben, selbst Sterben, Essen, Schlafen u.v.a. mehr gibt es nicht auf Vorrat, was den Funktionalisten wie Kapitalisten missfällt.

Kinderzimmer

Wer den Dauerstreit über die Unordnung im Kinderzimmer mitgekriegt hat, weiß unnötige Mahnung zu schätzen. Denn einmal haben die Kinder immer zu viel Pröll und zum anderen muß sie das Ordnen erst gelehrt werden. Das ist, sei's geklagt, Arbeit der Eltern. Wenn sie das bedenken, werden sie gemäß M. Duras Mahnung weniger Pröll – Spielzeug genannt – zulassen. Nicht anders ist es bei Grünflächenämtern, Schulen, Hochschulen etc., wo die Zuständigen das Terrain vollspielen, statt es für's Spiel aufzuräumen.

Literatur

- ARENDDT, H. 1958/2010: *Vita activa – oder Vom tätigen Leben*. München,
BERGER, J. 1979/1984: *Vom Wert des Geldes*, in: ders.: *SauErde:104-141*. Frankfurt/M., Berlin, Wien
BROYELLE, C. 1974: *Die Hälfte des Himmels*. Berlin – zitiert in: Hülbusch, I.M. 1978:120
CAMUS, A. 1960/1997: *Der erste Mensch*. Reinbek bei Hamburg
DURAS, M. 1987/88: *Das Haus*. In: dies.. *Das tägliche Leben*. Frankfurt/Main
ERIKSON, E.H. 1966/1973: *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/Main.
GEHLEN, A. 1957/1966: *Die Seele im technischen Zeitalter*. Hamburg
VEBLEN, Th. 1899/1986: *Die Theorie der feinen Leute*. Frankfurt/Main
WEBER, M. 1919/1995: *Wissenschaft als Beruf*. Stuttgart

Begrüßung und Anmerkungen

zum 12. Symposium ‚Aufräumen‘

Heike Lechenmayr

In diesem Jahr haben wir uns ja ein etwas prekäres Thema: das ‚Aufräumen‘, ausgesucht. Aufräumen ist etwas, was im Haushalt ohne weiteres allen klar ist. Kiwi hat in einem gemeinsamen Gespräch an die Kompaktseminare erinnert, bei denen das Aufräumen ohne weiteres von statten geht. Im Haushalt und sobald mehrere Personen zusammen leben ist das also irgendwie klar. Im Arbeitsalltag sieht das meistens anders aus. Zumindest für mich ist klar, daß ich draußen vor Ort, auf der Baustelle, zum ständigen Aufräumen anrege, sobald mehr Personen dabei sind. In der Kostenkalkulation muß ich aber aufpassen, diesen Punkt nicht zu vergessen. Allerdings kalkuliere ich für mich und auf meinem Schreibtisch diese Zeit überhaupt nicht ein. Weiter beobachte ich, das es Aufräumer-Typen gibt und solche denen das nicht im geringsten beizubringen ist.

Zum Einstieg will ich noch eine Geschichte aus der Grünflächenpflege erzählen. Vor kurzem haben wir in einem Objekt die Gehölze geschnitten. Dort zieht sich entlang einer Grundstücksgrenze ein linearer Gehölzbestand mit Haseln, wilden Mirabellen und Wildkirschen usw. hin. Alles Kram, der durch mangelnde Aufmerksamkeit / Pflege irgendwann da war und die gepflanzte Vegetation verdrängt hat. Irgendwann muss dieser Bestand wohl auch den Eigentümern über den Kopf gewachsen sein, so daß sie einen Alleskönner bestellt haben, der alles, egal was, in 2 Meter Höhe gekappt hat. D.h. heute stehen auf jedem Kirschenstamm 3 weitere Kirschbäume und auf jedem Haselstamm ein weiterer Strauch in 2 Meter Höhe. Seit gut 3 Jahren versuchen wir dieses Desaster durch kontinuierliches und sukzessives Vorgehen wieder in einen normalen Bestand zu verwandeln. Wäre dies ein fachlich gut gepflegter Bestand, könnte ich diesen an einem Tag allein schneiden und das Schnittgut aufräumen. Jetzt braucht man zwei Leute, einen der schneidet und einen Aufräumer, und der Aufräumer kommt noch nicht mal hinterher, die Fachkraft muss immer wieder mithelfen. D.h. es fällt regelmäßig so viel Schnittgut/Abfall an, dass man vom Aufräumen ab einem bestimmten Zeitpunkt einfach die Schnauze voll hat und nur noch aufhören möchte.

D.h. in der Gärtnerei, Grünflächenpflege, Landschaftsgärtnerei macht das Aufräumen mindestens die Hälfte bis 2/3 der Arbeitszeit aus. In diesem Fall hatte ich es wieder unterschätzt. Und grade die Menge und das Aufräumen des Grünschnitts, kann ein Indiz für schlechte und unsachgemäß ausgeführte Arbeit sein.

Zu dieser Geschichte würde ich gerne einen Satz von Max Weber vorlesen:

„Der Dilettant unterscheidet sich vom Fachmann - – nur dadurch, daß ihm die feste Sicherheit der Arbeitsmethode fehlt, und daß er daher den Einfall meist nicht in seiner Tragweite nachzukontrollieren und abzuschätzen in der Lage ist.“ (Weber Max 1919/195: Wissenschaft als Beruf. S. 13. Stuttgart)

Der Alleskönner, der Dilettant, der diesen Garten bisher geschnitten hat, ist ein Mann, der mir in der Not sicherlich mit einer Idee aus der Patsche helfen würde. Hier hat er aber, und das ist eben auch typisch, die Tragweite seiner Arbeit nicht eingeschätzt, nicht einschätzen können. Die Tragweite falscher Pflege ist aber ein gigantischer Mehraufwand und noch ein gigantischerer Mehraufwand an Aufräumarbeiten. Diese Geschichte wollte ich gerne voranstellen

In der Dramaturgie der Vorträge habe ich mir gedacht, wir nähern uns dem Aufräumen von dem, was alle kennen, nämlich vom Haus aus. Diese Vorträge stehen in der Gruppe ‚Ordnung‘. In der Gruppe ‚Aufräumen‘ stehen Vorträge zur Wertschätzung der Arbeit und zur Grünflächenpflege. In der letzten Gruppe, die ich mal ‚Planungsabteilung‘ genannt habe, wird über die Bedeutung des Begriffs nachgedacht, aber auch über das ehemalige Projekt ‚Pflege Ohne Hacke und Herbizid‘ (Notizbuch 17, 1990) nachgedacht.

Fahrplan* Symposium 'Aufräumen' - 10.03.2012 - Mühlhausen/ Thüringen

9:00 Heike Lechenmayr: Begrüßung

1. Gruppe: Ordnung

9:15 Martin Zeihe: Loblied auf den Dachboden –

9:45 Helmut Böse-Vetter: Zimmer, Kammer, Kabuff,
Der Beitrag wurde bereits veröffentlicht in Notizbuch 80 „Das Haus“, 2013. S.72-84
Pause

2. Gruppe: Aufräumen

10:30 Helmut Lührs: In Ordnung

11:00 Sigrid Schmitz: Städtische Grünflächenpflege **

11:30 Karl Heinrich Hülbusch 'Stehen und Liegenlassen'

Pause

3. Gruppe: Planungsabteilung

12:15 Frank Lorberg: Probleme des Aufräumens **

12:45 Bernd Sauerwein: Eine ordentliche Stadt für ordentliche Bürger

Zusammenfassung und Abschlussdebatte

Festlegen des Themas für 2013

13:30 Mittagessen / Imbiss

15:00 **Erzählrunde aus dem Alltag** bis ca. 18:00

19:00 Abendessen

11.03.2012

10:00 **Altstadt Mühlhausen.** Spaziergang zur Bau-/Siedlungsgeschichte
mit Helmut Böse-Vetter u. Lutz Scharla

13:00 Abschlussessen

* Die Reihenfolge wurde für die Veröffentlichung geändert.

** Die Beiträge wurden für die Veröffentlichung zurückgezogen/ nicht eingereicht.

Dafür wurde der Beitrag aus der Erzählrunde von Eberhard J. Klauck aufgenommen.

In Ordnung

Helmut Lührs

Jedes Aufräumen zielt auf die Wiederherstellung einer Ordnung – welche Art von Ordnung das erstmal auch sein mag. Ordnungen existieren wenigstens in zwei Ausgaben. Einmal in unserer Vorstellung und in der Ordnung der Dinge, die mit den Vorstellungen, die wir uns davon machen, entsteht (ALAIN, 1982). Nehmen wir eine auf Gebrauchstüchtigkeit angelegte Ordnung: z.B. auf meinem Schreibtisch, in der Küche, im Garten, in einer Straße oder dem pommerening'schen Kinderzimmer (vgl. HEINEMANN G. POMMERENING K., 1979/1989), das gelegentlich aufgeräumt werden muß, damit es weiter bespielt, also gebraucht werden kann. Der Gebrauch hebt, zuerst latent und bald manifest, in Anteilen die Ordnung auf, die ihm vorausgesetzt ist. Das Aufräumen stellt diese Ordnung wieder her und verleiht damit dem Gebrauch oder der Möglichkeit des Gebrauchs Dauerhaftigkeit. Die in Unordnung gebrachten Dinge setzen wir in unserer Vorstellung und dann in der Wirklichkeit in den Stand ihrer Ordnung zurück, damit sie wieder in Unordnung gebracht, also gebraucht werden können. Der Gebrauch ist an Ordnungen gebunden, die er fortwährend überspielt und die durch den Gebrauch selbst auch nicht wieder hergestellt werden können. Der Gebrauch braucht das andere, das, was er selber nicht ist und was in der Vorstellung als Gedankenstrom des Aufräumens gerade in die entgegengesetzte Richtung zielt, eben die Unordnung wieder in Ordnung zu bringen. Es gibt in diesem Sinn beim Aufräumen keinen Werkinstinkt – jedenfalls sieht niemand dem gelungenen Tisch die aufgeräumte oder unaufgeräumte Werkstatt an. Deshalb muss der Werkinstinkt im Aufräumen mitgedacht, das Aufräumen also mit vom Werk her gedacht werden. Das Aufräumen hält dann die Geschichte der Arbeit dahin gehend aufrecht, dass es dieser Geschichte Kontinuität verleiht, also die Arbeit in der Zeit möglich macht, auch den Dingen Patina gewährt und sie gewähren lässt mit der Zeit, gegen die das Aufräumen immer wieder aufs Neue antritt und antreten muss. Deshalb beseitigt dieses Aufräumen auch nicht die Spuren der Arbeit. So gedachtes Aufräumen folgt also wenigstens zwei Plänen, dem der Arbeit und dem was der Arbeit als notwendige Ordnung vorausgesetzt ist, damit sie getan werden kann.

Keine Ordnung, die nicht gebraucht werden kann, hat in der Welt der Dinge Bestand. Was wir nicht gebrauchen / gebrauchen können, ist dem Verfall Preis gegeben. Das Aufräumen hat dem Verfall nichts entgegenzusetzen, dafür sind seine Möglichkeiten nicht nur zu schwach, sie sind darauf auch nicht angelegt. Gebrauchstüchtigkeit (*utilitas*) und Dauerhaftigkeit (*firmitas*) sind die beiden Momente, die der altehrwürdigen Concinnitas-Theorie zufolge, das Bauen geregelt haben - vielleicht bis in die Zeit der Renaissance hinein (JAUSLIN K., 1990). Vom Aufräumen ist da nicht die Rede. Aber das Aufräumen hat mit der Concinnitas Theorie vielleicht sogar mehr zu tun als mit dem Bauen selbst. Es ist nämlich zutiefst eine ästhetische Unternehmung, die bereits dort in Wider-

spruch zum Bauwerk gerät (oder mit der durch das Werk errichteten Ordnung), wo es / sie gerade erst das Licht der Welt erblickt. Dieser Widerspruch ist für das Aufräumen kein Problem, er gehört zum Wesen des Aufräumens und ist darin bereits antizipiert. BauWerke, die das Aufräumen nicht ernst nehmen, also in der Vorstellung nicht bedenken, was ihre Ordnung als Interpretationsoffenheit im Gebrauch, als Anwendung und Abwandlung an das Aufräumen heran trägt, sind darauf angelegt, für den Gebrauch untauglich zu sein, weil es ihnen daran und an der Dauerhaftigkeit gebricht. Das Aufräumen ist eben nicht unabhängig oder getrennt, von dem was aufgeräumt werden soll. Es gibt Dinge, die können gar nicht aufgeräumt, bestenfalls abgeräumt werden, weil der Gebrauch sie stört. Hier wird eigentlich gar nichts aufgeräumt, sondern versucht, mit Hilfe des Aufräumens den schönen Schein einer Imagination zeitlich aufrecht zu erhalten. Das Aufräumen bleibt gleichsam in einer Welt des Scheins gefangen und kommt übers Imaginäre nicht hinaus.

Die Ökonomie des Aufräumens

Aufräumen ist eine notwendige, aber eben eine nur indirekt produktive Tätigkeit. Diese wird solange genauso bezahlt wie jede andere produktive Tätigkeit auch, wie es eine bestimmte Art von Arbeitsteilung nicht gibt. Wenn ich meinen Schreibtisch aufräume, kriege ich dafür genauso viel Geld, wie für einen Text, den ich an dem Schreibtisch schreibe, z.B. um ein Seminar vorzubereiten (für Letzteres bin ich u.a. angestellt worden, für Ersteres nicht). Dieses Beispiel provoziert einen Einwand, dem ich oben schon entgehen wollte. Wenn ich an diesem Schreibtisch gar nichts mache, also auch keinen Grund zum Aufräumen habe, kriege ich dafür genauso viel Geld; das mag ein Spezifikum des Beamtendaseins sein, ist aber in unserem Zusammenhang in Wirklichkeit die ökonomische Logik des Funktionalismus, die – dieser Unterschied muss gemacht werden – nicht ‚im nichts tun‘, sondern ‚im nichts tun können‘ ihre metaphysische Orientierung sucht.

Im alten Gartenamt gab es eine Pflegeabteilung. Die Gärtner haben Bäume gepflanzt, Wege gebaut, Grünanlagen umgeplant und neu gebaut (im Saarbrücker Haushaltsplan gab es dafür eine eigene Haushaltsstelle mit 100.000,- Mark, und das war nicht wenig). Sie haben die Pflege gemacht und natürlich auch aufgeräumt. Dafür wurden sie gleichermaßen gut oder auch schlecht bezahlt. Die ‚Unternehmerstadt‘ hat die Pflegeabteilungen aufgelöst und privatisiert. Erst jetzt, wo jeder Handschlag einzeln ausgeschrieben werden muss, wird eine Arbeitsteilung plausibel eingeführt, die das ‚Aufräumen‘ ökonomisch disqualifiziert und in den Stand einer ‚Sklavenwirtschaft‘ bringt, die dann auch entsprechend entlohnt wird. Nicht die Arbeitsteilung als solche ist das Problem, sondern die Art und Weise, wie sie organisiert wird. Die Hauswirtschaft ist eines der sehr alten Beispiele hierfür. Wenn wir Habermas (HABERMAS J., 1996) Glauben schenken, dann wurde mit dem ausgehenden Mittelalter, dem Aufzug der Renaissance und dem damit aufgelösten Prinzip der Concinnitas-Theorie, die Trennung zwischen Haus- und Marktwirtschaft hergestellt. Erst diese Tren-

nung hat die Voraussetzung für die ihr nachfolgende Industrialisierung der Arbeit geschaffen; ohne dem wäre sie nicht denkbar. Diese Voraussetzung erlaubt es, die Hausarbeit nicht nur schlecht, sondern gar nicht mehr zu bezahlen, sie zur hausfrauisierten Arbeit zu machen.

Es gibt wesentliche Unterschiede zwischen Aufräumen, Pflegen, Unterhalten. Das sind qualitativ verschiedene Tätigkeiten, aber dem Prinzip nach oder systematisch gesehen, gehören sie in ein gemeinsames Feld von Arbeiten, die selbst nicht unmittelbar produktiv, eben der Arbeit zur Seite gestellt sind, die wir produktiv nennen. Auf dem Hochschulgelände in Kassel haben wir die Arbeit der Pflege übernommen; das war in der dort herrschenden Arbeitsteilung ein privilegierter Job. Während der Frühjahrspflege haben wir auch mit aufgeräumt, aber das Aufräumen als tagtägliches Unternehmen oblag den Hausmeistern. Die haben genauso aufgeräumt, wie Elektroleitungen oder die Wasserversorgung repariert. Das Aufräumen haben sie klugerweise jeden Tag gemacht und sich dadurch viel Arbeit gespart. In einer Bibliothek ist das Aufräumen und Einräumen der Bücher selbstverständlicher Teil der bibliothekarischen Arbeit, wie das Aufräumen des Archivs in einem Museum, dem nicht selten das Auf-, Ab- und Umhängen von Bildern folgt (oder umgekehrt).

In der Gartenampfpflege, der Hausmeistertätigkeit an der Schule, beim Aufräumen der Bibliothek sind diejenigen, die etwas gebrauchen und die, die es aufräumen, unterhalten, pflegen, (nicht nur) ökonomisch voneinander getrennt. Diese Trennungen führen nicht automatisch zur Auf- oder Abwertung der Bezahlung, also auch des Prestiges oder der sozialen Wertgebung des Aufräumens.

Erst wenn die imaginäre Ordnung des Aufräumens, die Vorstellung, die wir uns von den Dingen und vom Leben machen, von der realen Ordnung der Dinge, der ‚sachlichen Welt‘ getrennt sind, wenn es also keinen sinnvollen Zusammenhang mehr gibt zwischen dem Aufräumen und dem, was aufgeräumt werden soll, beginnt die Abwertung des Aufräumens, bis es zur reinen Sklaventätigkeit niedergedrückt ist. Wir können das ganz gut an den von Kiwi (HÜL-BUSCH K.H., 2011) ausgeführten Beispielen M. Duras (DURAS M., 1987/88) zeigen: wenn das Aufräumen im Feld der Hausarbeit so selbstverständlich wird, wie der Regen oder die Sonne am Himmel, dann muss übers Aufräumen weder nachgedacht, geredet, geschweige denn etwas dafür bezahlt werden. Ähnlich verhält es sich mit der Arbeit im Feld der bezahlten Pflege- und Aufräumdienste.

So wie jede systematisch angelegte Ordnung im Sinne Webers (WEBER M., 1921) ein idealtypisch gedachtes Konstruktionsprinzip enthält, das dem Verständnis der Welt der Dinge dient, dinglich, in den Dingen aber nicht existiert, ist auch das Aufräumen darauf angelegt, die Welt handhabbar zu machen und nicht zuzurichten. Ordnungen tendieren notwendiger Weise dazu konventionell zu werden (Gehlen A., 1957/2004). Ihr gedanklicher Sinn wird nicht weiter befragt, z.B. weil eine Ordnung als Konvention im Alltag trägt und so kein Anlass

besteht, die ihr zugrunde liegende Konstruktion weiter zu befragen. Dieser Wissenszug ist dem Aufräumen gemein. Auch auf diesem Weg verabschiedet sich das ‚Aufräumen‘ (mit vielen anderen Ordnungen) in etwas Selbstverständliches, etwas wovon kein Aufheben gemacht wird oder gemacht werden muss. Verfestigt sich eine konventionell gewordene Ordnung zur Orthodoxie ihres Gültigkeitsprinzips, gerinnt sie leicht zur Gewalt. Das Aufräumen gewinnt nun den Charakter des Abräumens. Die Gewalt einer Ordnung wird mit Hilfe des Aufräumens zeitlich fortgeschrieben und in der Unerbittlichkeit durchgesetzt, an der es der Ordnung allein (ohne das Aufräumen) noch gebricht. Das ist der wesentlich andere, der Herrschaftszug des Aufräumens, der ohne Klärung der Absichten, Ziele und Interessen, das Aufräumen genauso blöd werden lässt wie die Dinge, die da aufgeräumt werden sollen.

Literatur

- ALAIN. (1982). *Die Pflicht glücklich zu sein*. Frankfurt a.M.
- DURAS M. (1987/88). *Das Haus*. In: dies. *Das tägliche Leben*. Zit. nach Hülbusch K.H. 2011. Frankfurt a.M.
- GEHLEN A. (1957/2004). *Die Seele im technischen Zeitalter*. Frankfurt a.M.
- HABERMAS J. (1996). *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Frankfurt a.M.
- HEINEMANN G. POMMERENING K. (1979/89). *Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume*. Notizbuch der Kasseler Schule 12. Kassel.
- HÜLBUSCH K.H. (2011/2017). *Aufräumen!* Ankündigungstext zum Symposium. In diesem NB. Kassel
- JAUSLIN K. (1990). *Denkmale des Ästhetischen*. In: Habig I. Jauslin K. *Der Auftritt des Ästhetischen: 105 - 198*. Frankfurt a.M.
- WEBER M. (1921). *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen.

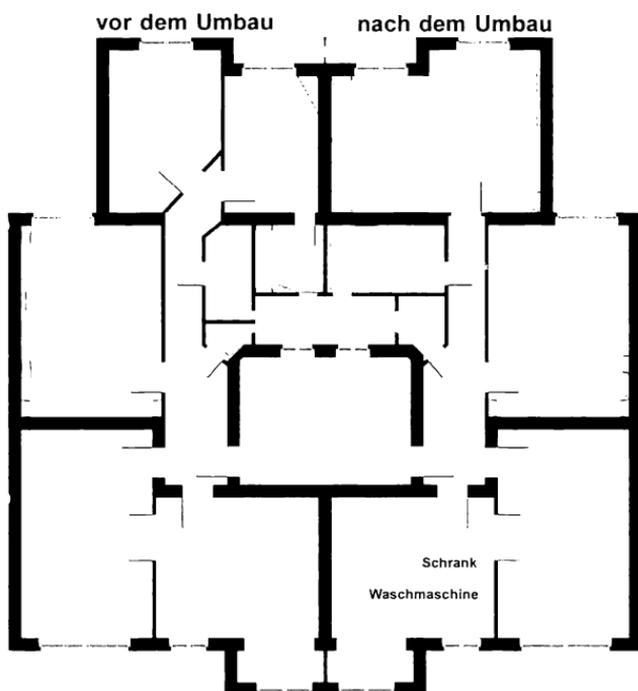


Loblied auf den Dachboden

- Über Arbeitsplätze und Lagerflächen

Martin Zeihe

Ich habe als Bauplaner regelmäßig mit Umbauten von Häusern oder Wohnungen zu tun. Bei einem gründerzeitlichen Gebäude mit 10 Wohnungen wurden in den letzten Jahren neun Wohnungen umgebaut. (Ich wohne zufällig selbst dort.) Ich zeige den alten Grundriss und einen typischen neuen Grundriss. Folgende Vorlieben sind häufig und auch bei anderen Umbauten oft zu sehen:



- WC vergrößern

Das sehr enge WC wird vergrößert, um mehr Bewegungsfreiheit zu haben.

- Bad vergrößern

Das sehr enge Bad wird aus dem gleichen Grund vergrößert und außerdem, um zusätzlich eine Dusche, ein zweites WC oder ein zweites Waschbecken unterzubringen. Bei einer gleichzeitigen Vergrößerung des WC kann das Bad nur auf einer Seite möbliert werden. In dem abgebildeten Bad war trotz Umbaus kein Platz für eine Waschmaschine. Diese war vorher in der Speisekammer, siehe linker Grundriss, und steht jetzt in der Küche, siehe rechter Grundriss.

- Speisekammer abschaffen

Für die Badvergrößerung entfällt die Speisekammer. Die Vorräte werden in einem Schrank in der Küche untergebracht. Eine größere Vorratshaltung ist heute nicht nötig, weil alle Lebensmittel ständig gekauft werden können.

- Küche vergrößern

Auch die Küche wird vergrößert, um mehr Bewegungsfreiheit zu haben. Vielleicht trägt auch die verlorene Speisekammer dazu bei, dass die Fläche der Küche nicht mehr ausreicht. Eine Vergrößerung der Küche ist leicht gemacht, allerdings auf Kosten eines Raumes.

- zusätzlichen Abstellraum einrichten

Teilweise wurden zusätzliche Abstellräume eingerichtet. In der abgebildeten Wohnung wurde ein Teil des Schlafzimmers als begehbarer Schrank abgeteilt.

Meine erste These dazu: Abstellflächen werden gebraucht. Wenn sie an einer Stelle abgeschafft werden, müssen sie an anderer Stelle eingerichtet werden. Die Abstellflächen der Speisekammer „wandern“ im rechten Beispiel einmal durch die ganze Wohnung: Letztendlich wird eine Lagerfläche im Schlafzimmer eingerichtet, wo der Krempel am wenigsten stört. Allerdings ist diese These auch schnell zu widerlegen: In meiner Wohnung, die etwa dem linken Grundriss entspricht, gibt es noch eine Speisekammer und trotzdem brauche ich erhebliche Lagerflächen im Schlafzimmer. In der rechten Wohnung ohne Speisekammer gibt es scheinbar tatsächlich weniger Bedarf an Lagerflächen.

Gegenthese: Wenn man mehr Lagerflächen bereithält, wird auch mehr aufgehoben.

Der Widerspruch zwischen diesen Thesen hat mich dazu gebracht, meine verschiedenen Arbeitsplätze und die dazu gehörenden Lagerflächen genauer anzusehen. In der folgenden Tabelle sind diese aufgelistet. Die Arbeitsorte sind: Küche, Baustelle, Büro und Computer (als Teil des Büros). Es gibt jeweils einen Arbeitsplatz für die tägliche Arbeit und verschiedene Lagerflächen: Das Kurzlager wird täglich gebraucht, das Mittellager seltener und das Langlager fast nie. Als Verbindung nach außen gibt es den Eingang und Ausgang, z. B. für Einkäufe, Post oder Müll. (Der Ein- und Ausgang wird nicht weiter behandelt.)

Aufräumen ist für mich das Sortieren der Dinge zwischen dem Arbeitsplatz, den verschiedenen Lagerflächen und dem Ein- und Ausgang. Das Aufräumen hat den Zweck, die Arbeitsplätze und Lagerflächen übersichtlich zu halten, was die Arbeit erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht.

Arbeitsort	Arbeitsplatz	Kurzlager	Mittellager	Langlager	Ein-/ Ausgang
Küche	Anrichte	Regal	Schrank, Speisekammer	Speisekammer oben	Einkauf, Müll, Abwasser
Baustelle	Raum	Kisten	Werkstatt	Schuppen, Keller	Einkauf, Müll
Büro	Schreibtisch	Regal	Nebenregal	Nebenregal, oben	Post, Altpapier
Computer	Desktop	Ordner	„alt“ -Ordner	„alt alt“ - Ordner	Mails, Faxe, „Papierkorb“
Häufigkeit des Gebrauchs (1=täglich, 30=monatlich)					
Küche	1	1-30	1-360	nie	1
Baustelle	1	1-30	1-360	30-nie	
Büro	1	1-180	7- nie	360	1
Computer	1	1-90	7- nie	60- nie	1

Arbeitsort	Arbeitsplatz	Kurzlager	Mittellager	Langlager	Ein-/ Ausgang
Entfernung					
Küche		1 m	2-4 m	4 m + Leiter	1 m
Baustelle		2-10m	3 km	3 km	1-10 m
Büro		1 m	1 – 2 m	5 m + Leiter	1 m
Computer		2-5 Klicks	6 Klicks	8 Klicks	3 Klicks
Anzahl der Gegenstände					
Küche	20 Sachen	20 Sachen	50 Sachen	6 Kisten	5
Baustelle	10 Werkzeuge Material	10 Kisten	70 Kisten	8 Regale	
Büro	0-30 Blätter, PC, Kalender, Telefon,	40 Ordner, Literatur,	10 alte Ordner, Büromaterial	2 Kisten (Steuer)	
Computer	1-5 geöffnet	4 aktuelle Projekte	15 gelegentliche Projekte	13 abgeschlossene Projekte	1
Ordnung					
Küche	mittel	hoch	mittel	gering	
Baustelle	mittel	sehr hoch	hoch	gering	
Büro	mittel	sehr hoch	hoch	mittel	
Computer	mittel	sehr hoch	hoch	mittel	

Beschreibung der Arbeitsplätze und Lagerflächen

In der **Küche** ist der Arbeitsplatz die Anrichte mit Spüle und Herd. Auf der Anrichte wird Essen zubereitet (angerichtet), schmutziges Geschirr abgestellt und gespült. Das Kurzlager sind die Regale direkt an der Anrichte. Das Mittellager ist ein Küchenschrank und die Speisekammer. Das Langlager ist in der Speisekammer ganz oben, also nur mit Leiter zu erreichen. Dort steht zum Beispiel Reservegeschirr für größere Feste.

Auf der **Baustelle** ist der Arbeitsplatz zum Beispiel ein Raum, der tapeziert werden soll. Am Arbeitsplatz gibt es die gerade erforderlichen Werkzeuge und das Material. Sonstiges Werkzeug und Material sind in Kisten (Kurzlager) gelagert, die leicht von einem Raum zum nächsten geräumt werden können. In der Werkstatt (Mittellager) gibt es weiteres Werkzeug und Material, das auf dieser Baustelle nicht gebraucht wird, z.B. für Schreinerarbeiten. In einem Schuppen und im Keller (Langlager) liegen Sachen, die ich fast nie brauche, z.B. Farbbreite und historische Bauteile.

Im **Büro** ist der Arbeitsplatz mein Schreibtisch mit Telefon, Computer, Kalender, Stiften etc. Auf dem Schreibtisch werden ständig neue Blätter und Notizen abgelegt und nach und nach bearbeitet. Direkt am Schreibtisch und im Sitzen erreichbar sind Regale für die aktuellen Ordner und für Literatur (Kurzlager). In einem weiteren Regal, das nicht im Sitzen erreichbar ist, sind alte Projektordner und Büromaterial (Mittellager). Im selben Regal ganz oben, also nur mit Leiter erreichbar, sind alte Steuerunterlagen, die 10 Jahre aufbewahrt werden müssen ohne weiteren Gebrauchswert (Langlager).

Sonderfall Computer: Die Ordnung auf meinem Computer hat Ähnlichkeit mit der Ordnung der anderen Arbeitsorte. Ich habe auch auf dem Computer verschiedene Mittellager und Langlager eingerichtet, um die aktuellen Ordner (Kurzlager) übersichtlich zu halten. Die Sortierung meiner Projekte habe ich wie folgt angelegt:

Ordner „Projekte“: Brarupholz, Dörnbergstraße, Henkelstraße, Kirchweg und „alt“

Unterordner „alt“: Bruchstraße, Elfbuchenstraße... (15 Ordner) und „alt“
Unterunterordner „alt“: Adlerweg, Bangkok, Calden,... (13 Ordner)

Im Ordner „Projekte“ stehen nur die 4 aktuellen Projekte, die ich fast täglich brauche. Außerdem gibt es einen Ordner „alt“ Darin sind Projekte, die ich noch gelegentlich brauche. Im Unterunterordner „alt“ sind abgeschlossene Projekte, die ich wahrscheinlich nicht mehr brauche. Das ist mein Computer-Dachboden. Solche „alt“-Ordner habe ich inzwischen in allen Bereichen des Computers angelegt. Immer wenn alte Dateien die Übersicht stören, verschiebe ich sie in einen „alt“-Ordner, der direkt neben den Dateien eingerichtet ist.

Das besondere dabei: Die alten Ordner brauche ich nie aussortieren. Der Speicherplatz im letzten Winkel der Festplatte ist so billig und stört die tägliche Arbeit überhaupt nicht, so dass es sich zeitlich oder finanziell nicht lohnen wird, dort etwas wegzuerwerfen. Der Speicherplatz für die letzten 10 Jahre meiner Arbeit wird bei meiner nächsten Festplatte fast kostenlos mitgeliefert. Etwas unheimlich...

Die Merkmale der Tabelle:

- Häufigkeit des Gebrauchs

Die Zahlen stehen für die Häufigkeit des Gebrauchs: 1 = täglich, 30 = monatlich etc. Der Arbeitsplatz wird täglich gebraucht, das Kurzlager oft, das Mittellager selten und das Langlager fast nie. Die Zahlen sind grobe Schätzungen und zeigen vor allem eine Tendenz, die auch meinen Begriffen „Kurz-, Mittel- und Langlager“ entspricht.

- Entfernung:

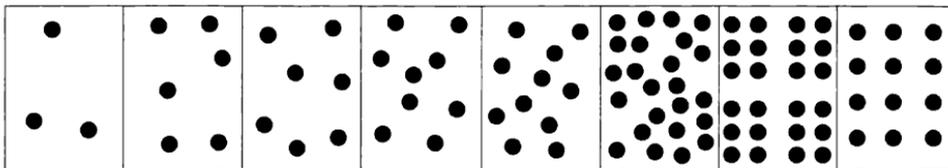
Angegeben ist die Entfernung der Lagerflächen vom Arbeitsplatz in Metern, auf dem Computer in Klicks. Das Kurzlager ist direkt beim Arbeitsplatz und das Langlager kann auch weiter weg sein. Das entspricht einer bewährten Aufteilung der Anbauflächen im Gemüseanbau: Kräuter und Salate sind im Hausgarten, Kartoffeln und Kohl sind im Feldgarten. „Ein Garten ist einfach, man muss ihn organisieren.“ (...)

- Anzahl der Gegenstände

Hier ist die Anzahl der Gegenstände notiert, über die man einen Überblick haben muss. Geordnete Gegenstände werden dabei als eins wahrgenommen, z.B. ist eine Kiste mit 10 Schachteln von Schrauben, die nach Größe sortiert sind, **ein** Gegenstand, obwohl es 5000 Schrauben sind. (Die Anzahl ist

manchmal nicht so einfach zu benennen, das heißt, es ist zum Beispiel in der Küche schwer zu entscheiden, was als Gruppe bzw. als Einzelgegenstand wahrgenommen wird.)

Dazu gab es folgenden Versuch. Ich habe den Teilnehmern des Symposiums A4-Kartons mit verschiedenen vielen Punkten jeweils etwa eine Sekunde lang gezeigt. Sie sollten jeweils die Anzahl der Punkte notieren:



Die Anzahl von 3, 6 und evtl. 7 Punkten konnte meist auf Anhieb erkannt werden.

Die Anzahl von mehr Punkten wurde geschätzt, weil die Zeit zum Zählen nicht ausreicht.

Die Muster von 4 mal 6 oder von 3 mal 4 Punkten waren wieder leicht zu erkennen.

Schlussfolgerungen:

Wenige Dinge brauchen keine Ordnung und sind trotzdem übersichtlich.

Viele Dinge sind nur mit Ordnung übersichtlich.

- Ordnungsgrad

Bei den verschiedenen Arbeitsorten ist mir aufgefallen, dass seltsamerweise gar nicht der Arbeitsplatz, an dem ich täglich zu tun habe, am ordentlichsten ist, sondern das Kurzlager. Nach dem Versuch mit den Punkten ist dieser Zustand aber wieder plausibel. Wenn meine Kurzlager mit mehreren hundert Einzelteilen so unsortiert wären wie mein Schreibtisch, dann müsste ich den ganzen Tag mit Suchen verbringen. Auf dem Schreibtisch (oder den anderen Arbeitsplätzen) ist so eine hohe Ordnung nicht möglich, weil mit der Arbeit ständig neue Blätter etc. dort abgelegt werden. Durch eine relativ geringe Anzahl der Gegenstände kann es dort trotzdem mehr oder weniger übersichtlich bleiben.

Zusammenfassung

- Der Arbeitsplatz

Durch die Arbeit ist der Arbeitsplatz immer unordentlich. Wenn dort nur wenige Dinge sind, bleibt es trotzdem übersichtlich. Was gerade nicht gebraucht wird, sollte weggeräumt werden, damit es Platz und Übersicht für die Arbeit gibt. Auf Arbeitsplätzen werden gelegentlich Kurzlager eingerichtet, z.B. Stapel von Papieren. Der Übergang zwischen Arbeitsplatz und Kurzlager ist scheinbar fließend. Ich halte es für zweckmäßig, diese Kurzlager in Regale zu verlegen, so

dass der Arbeitsplatz ausschließlich für die aktuelle Arbeit frei ist. Der Arbeitsplatz ist keine Lagerfläche.

- Das Kurzlager

Das Kurzlager wird ständig gebraucht und muss deshalb direkt am Arbeitsplatz sein. Es ist (im Idealfall) extrem aufgeräumt, damit alles auf Anhieb zu finden ist. Die kleinen Teller sind (bei uns) immer im offenen Geschirregal direkt über der Spüle. Die 50 mm langen Schrauben sind immer in der Schraubenkiste in der zweiten Schachtel links, können also blind gefunden werden. Diese Ordnung wird erleichtert, wenn Unnötiges ab und zu ins Mittellager aussortiert wird.

Es gibt in unserer Küche keine Türen am Kurzlager, weil diese den Gebrauch behindern. Ein ordentliches Regal sieht (für mich) auch ohne Türen gut aus. In der Nachbarschaft wird durch Zäune Distanz zwischen verschiedenen genutzten Flächen hergestellt. Ich finde, dass Schranktüren eine ähnliche Wirkung haben: Am Kurzlager, das ständig für die Arbeit am Arbeitsplatz gebraucht wird, halte ich die größere Distanz, die durch Türen verursacht wird, nicht für angebracht. Ich vermute, dass in der Küche mehr auf der Anrichte stehen bleibt, wenn man zum Wegräumen erst eine Tür öffnen muss.

- Das Mittellager

Das Mittellager wird seltener gebraucht und kann deshalb weiter entfernt sein. In der Küche sind das verschlossene Schränke oder die Speisekammer. Die besonders schönen Weingläser werden selten gebraucht und stehen deshalb im Schrank hinter einer Glastür.

- Das Langlager

Im Langlager sind Sachen untergebracht, die eigentlich gar nicht mehr gebraucht werden. Typische Langlager sind Dachböden, Keller oder Schuppen. In meiner hohen Wohnung habe ich mangels Dachboden Lagerflächen in 3 m Höhe eingerichtet, die nur mit Leiter erreicht werden, quasi als Wohnungsdachboden. Das Langlager entlastet das Mittellager und hält deshalb den häufig genutzten Lagerbedarf übersichtlich.

Nach der verbreiteten Propaganda sind Speisekammern, Dachböden, Keller und Schuppen angeblich überflüssig. Man solle die Sachen, die dort stehen, lieber gleich wegwerfen. Diese Forderung steht in Widerspruch zu dem, was viele Leute können und das ist ein echtes Dilemma. Ich kenne manche, die sich ständig mit dem Anspruch quälen, dass sie vieles wegwerfen müssten, an dem sie aber irgendwie noch hängen. Ich finde, es gibt für dieses Dilemma nur eine Lösung, die auch seit Jahrhunderten bewährt ist: **Ein genügend großer Dachboden**. Wenn man an Sachen hängt, soll man sie doch ruhig aufheben. Es ist überhaupt nichts dagegen zu sagen, wenn man schöne alte Sachen lagert. Schlimmer ist, dass viele Sachen, die wir neu kaufen, schon Müll sind oder: Der Trend von heute ist das Gerümpel von morgen. So verbringen wir unser Leben mit Spanplattenmöbeln (gepresster Abfall) und erst nach dem Tod bevorzugen

wir Massivholz vom Feinsten, um es innerhalb von wenigen Tagen zu vergraben oder zu verbrennen. Ich komme vom Thema ab, aber das ist doch seltsam.

Der Dachboden hat noch einen ganz praktischen Vorteil im Miteinander: **Auf den Dachboden räumen ist leichter als wegwerfen.** Die Sachen sind noch verfügbar, aber nicht mehr im Weg. Das vermeidet meiner Erfahrung nach eine Menge Streiterei im gemeinsamen Haushalt. Außerdem: **Auf dem Dachboden ist das Wegwerfen leichter.** Dinge, die sehr lange nicht gebraucht wurden, sind leichter und schneller auszusortieren. Das Langlager ist also auch zeitsparend. Beim Aussortieren ist schon immer das Verschenken eine beliebte Taktik und auch viel leichter als das Wegwerfen. In den letzten Jahren sieht man regelmäßig Kisten mit dem Hinweis „Zu verschenken“ auf dem Bürgersteig stehen. Darin sind immer brauchbare Sachen, die „zu schade zum Wegwerfen“ sind. Man kann Sachen kostenlos abgeben, ist sie los und hat ein doppelt gutes Gefühl: Endlich hat man mehr Platz und ist noch dazu ein guter Mensch.

Fazit:

Sind größere „Langlager“ wie Dachböden, Speisekammern und Keller erforderlich oder fördern sie nur das Aufheben von unnötigen Dingen? Die Frage konnte ich nicht klären, weil die Lagerung doch von sehr persönlichen Vorlieben abhängt. Es dürfte aber allgemein gelten, dass Gerümpel am besten gar nicht erst gekauft wird. Ansonsten sollte es rechtzeitig aussortiert werden, damit es die tägliche Arbeit nicht behindert. Ob auf den Dachboden oder an die Straße ist doch erstmal egal, oder?



Da liegt doch immer noch

Karl Heinrich Hülbusch

-der unfertige Kommentar zur Studienarbeit
-die ungelesene Disposition der Diplomarbeit
-der unbeantwortete Brief
-die Forderung, das Lehrangebot zu beschreiben
-die Rechnung
-die ungewaschene Wäsche
-die gewaschene Wäsche
-der Abwasch
-das ungeputzte Gemüse
-der Kompost
-der Ernteabfall
-die Bücher vom letzten Aufsatz
-das unaufgeräumte Kinderzimmer
-das immer noch nicht gedroschene Saatgut
-das Gerümpel auf dem Boden
-das Unkraut zwischen dem Salat

u.s.w., u.s.w.

Dafür gilt immer noch Frau Ohlmeys Rat (Chefin im Studiensekretariat des FB13 GHK): 'wenn sie's immer sofort erledigen, fällt's nicht auf. Mehr Zeit haben sie nie'.

Im privaten Alltag führen die Tätigkeiten häufig zu heftigen Störungen und Streiten über die Art der Arbeitsteilung. Das ist eine Reaktion auf die Wertschätzung dieser Tätigkeiten, wenn sie delegiert oder eingekauft werden. Es sind die minder bezahlten, dienenden Tätigkeiten, bei denen diejenigen, von denen vermutet wird, dass jede/r sie ausführen könne, am schlechtesten beleumundet werden. Dazu gehören u.a. neben der FriseurIn, der HausmeisterIn, der BäckerIn auch die GärtnerIn und die LehrerIn. Deshalb wird gerade von diesen Tätigkeiten her

„in sehr geschickter Weise das Kostspielige mit der Vorspiegelung des Einfachen und Tauglichen verbunden“ (Veblen, Th. 1899/1986:136)

Ausstattung und technisches Brimborium sollen der Reputation auf die Beine helfen. Wo materiell kein Ergebnis der Tätigkeit zu besichtigen ist, wie bei Lehrern, KindergärtnerInnen, der Verwaltung etc. endet die Vorspiegelung im Perpetuum mobile des Maschinisten, der Brauchbarkeit vortäuscht. Wenn Lehrer nicht mehr unterrichten, eine nur in Person durchzuführende Tätigkeit (s. Camus, A. 1994 -Der erste Mensch), bei der jedes Gerät – außer Kreide und Tafel – störend ist, tun sie nichts mehr. Wenn die Eltern dann auch noch die Erziehung an die Maschine delegieren? Dann ...und der ganze merkwürdige Firlanz folgt immer noch der ‚Theorie der feinen Leute‘ und ‚dem ehrenvollen Aufwand‘. Was nun, wenn man sich einen dieser schlecht angesehenen Tätigkeiten zum Beruf gewählt hat? Man kann den nur intellektuell und ökonomisch so-

lide leben, wenn man mit Berufung auf die handwerklichen Fertigkeiten und Kenntnisse die Arbeit zuverlässig macht und auch angemessen honorieren lässt. Und als LehrerIn sich nichts aufschwätzen lässt und weder Orden, Ehrenzeichen noch Förderungen in Betracht zieht.

Als Gärtner lernt man, dass der Verkauf unglaublich viel Vor- und Nacharbeit voraussetzt, die weitgehend unter die Kategorie 'Aufräumen' gehört. Die 'ökonomische Schönheit' der Kultur ist Ausdruck guter handwerklicher Arbeit, die mit dem Verkauf 'erlischt' – bezahlt wird, aber ähnlich erlischt und Erinnerung wird wie ehemalige SchülerInnen oder die groß gewordenen Kinder.

Eine Erinnerung: unsere Kompaktseminare, die hierarchisch organisiert waren, sind gut gelungen, weil alle Beteiligten während 14 Tagen nur aufgeräumt haben und keine Tätigkeit scheinbar angesehen wurde.

Da liegt doch immer noch ...

Ich habe nie die Allüre verstanden, auf den Tisch im Seminarraum Taschen, Schals, Jacken u.a. wie eine Barrikade zu drapieren. Heute übernimmt der Laptop diese Funktion, die noch weiter mit Abwesenheit betont wird.

Da liegt doch immer noch ...

Allenthalben sind wir mit der Tatsache konfrontiert, dass alles immer und überall 'stehen und liegen gelassen wird'. Allenthalben wird mit Investitionen – Reformen - die Unaufgeräumtheit kaschiert. Zumindest alle 'öffentlichen' Einrichtungen und bürokratischen Instanzen sind deshalb bankrott; schon lange seitdem die Großmäuler in den 60/70iger Jahren Erfahrung und Routine durch die Projektion (ständiger) 'Reform' ersetzen und Wissen durchs Experiment aufhoben. Zu der Zeit meinten Peter und Hull (1969/1970:139) noch zuversichtlich:

„Doch kein Zweifel – die Wahrheit wird sich durchsetzen! Die Zeit und die mit ihr unaufhaltsam fortschreitende Unordnung in der Gesellschaft werden für Erleuchtung sorgen.“

Ja, schön wär's. Ich habe noch die richtig solide Haus-Ordnung mitgekriegt. Es wurde in allen Kammern jeden Tag Staub geputzt, auch die Ränder neben den Treppen- und Flurläufern, alle Betten – wie im Hotel akkurat hergerichtet, so dass jeder Zeit Besuch kommen und sprichwörtlich vom Boden essen konnte. Das soll es heute auch noch geben. Diese äußere Ordentlichkeit war die Versicherung der Wohlanständigkeit einerseits und gegen den Ruf: 'wi läven die dann'. Die Aufgeräumtheit galt mindestens so üppig der Notwendigkeit, die Ökonomie des Haushalts sparsam zu erhalten. Aufräumen, pflegen – hier pfleglich die Gebrauchbarkeit erhalten, sorgfältig reparieren, waschen und bügeln – galten der Übersicht der Vorräte und der Voraussicht für den Ersatz durch Neukauf. Die 'Aussteuer' war der Fundus an 'neuer' Ware für die kontinuierliche Unterhaltung des Haushalts. Also ein 'Apparat', den auch wir noch unseren Kindern in kleinerer Auswahl mitgegeben haben. Auch, dass Haus und Hof 'in Ordnung' gehalten wurden, galt zuerst der Gebrauchbarkeit und dann dem Leumund: 'wi dat be denne utsüht'. Der Schein ist die Kritik an der Gebrauchseinschränkung, die dann von der Grünplanung / Landschaftsarchitektur zum

Ersatz des Gebrauchs in den immerwährenden Schein verwandelt wird, der den Gebrauch nicht gebrauchen kann. Diese aufgeräumte Unaufgeräumtheit wird hierzulande Natur-, Denkmal-, Umweltschutz genannt.

Aufräumen = Haushalten

Das ist gemäß M. Duras die Tätigkeit der Hausfrau und nach den Feministinnen die 'unsichtbare Arbeit'. Christel Neusüß (1983) hat dies, eine Huldigung an ihre Mutter im Beitrag - 'und die Frauen, tun die denn nix – oder was meine Mutter zu Marx sagt' – eindringlich dargelegt. Der Müll und der Abfall, den wir täglich anhäufen, erschwert das Aufräumen. Die Ordnungs- und Hilfsmittel, die z.B. Ikea und alle Küchenausstatter – nannte man früher Haushaltswaren – billig verkaufen, vermehren die Unordnung mit dem Versprechen, dass alle diese unnötigen Dinge dann besser zu finden seien:

„Die Überschwemmung des Hauses durch die Flut materieller Güter “ (Duras, M. 1988:65)

Wir können uns wahrscheinlich alle an den schönen Spruch **'Kopieren geht über Kopieren'** und die Überschwemmung mit Kopien, geliefert und selbst verschuldet, erinnern, die meist ungelesen spätestens nach dem Studium im Papier-Müll landeten. Immerhin. Der Handtaschenrechner heute hält den Müll unauffällig immer parat und verspricht Allgegenwärtigkeit – kurz vor der Allmacht. Diese saubere Art der 'Unordnung' täuscht grenzenlose Verfügbarkeit, auch Disponierbarkeit vor und vergisst darüber die Gegenstände, Sachen, Menschen. Und vergisst, dass in der materiellen Wirklichkeit, die Menschen und die Gegenstände nicht ätherisch sind, sondern Spuren hinterlassen und jeden Tag aufgeräumt werden müssen, damit aufgeräumt wird,

„was der gestrige Tag in Unordnung gebracht hat“ (Arendt, H. 1958/2010:119)

Das waren wir, die metaphorisch gesprochen der gestrige Tag sind. Wenn die Kenntnis dieser Tatsache vertuscht wird, weil dafür die externalisierte Müll-/Entsorgungs-Dienstleistung erfunden wurde, eine funktionstüchtige und lukrative Entsorgungs-Industrie, wundert mich nicht, dass tendenziell alles 'stehen und liegen bleibt' weil

„der moderne Produktionsprozeß, für welchen die Konsumkapazität nicht mehr ausreicht und eher noch besser funktionieren würde, wenn wir uns entschließen könnten, die Welt der Gegenstände nicht nur zu verzehren, sondern zu vernichten“ (Arendt, H. 1958/2010:323/324)

'Reform' und 'Modernisierung' sind die Schlagwörter der Flüchtigen. Ich könnte jetzt Beispiele für die 'Mühe' des Aufräumens aus der Tätigkeit als Hochschul-lehrer, AG-Geschäftsführer, Pflanzensoziologe – Vegetationskundler, Landschaftsplaner u.s.w. aufführen. Die wären alle geeignet den Widerspruch der Wahrnehmung darzulegen. Ich nehme meine Überschrift – die harrt noch einer Erklärung, muss also aufgeräumt werden, damit der Schluß aufgeräumt ist. Eine These vorweg. Dafür ist ein Sparringspartner gerade recht. Den finde ich in einem Werk über

‘Architektur als Komposition – Zehn Lektionen zum Entwerfen’. (Wilkens, M. 2010:103)

Da finde ich folgende bemerkenswerte Lektion:

„Nicht zufällig war der erste strukturalistische Bau eben ein Kindergarten. Aber es ist auch nicht einzusehen, warum Spontaneität auf Kinder beschränkt bleiben sollte. Gerade wegen der immer schneller wechselnden Ansprüche und Gebrauchsanforderungen wird es zunehmend wichtiger, Gebäude ‘strukturalistisch’ vorzudenken und offen zu halten“

Darauf kann ich sofort mit einer netten Antwort eines Studenten auf die Anbiederung des Präsidenten der GHK (wahrscheinlich E.U. v. Weizsäcker) dienen:

‘Wir sind nach allen Seiten offen’

‘Mit albernen Worten: nicht ganz dicht’.

Ein bisschen ernsthafter heißt der Kommentar dieser Unverbindlichkeit und Entschuldigung für Unzuverlässigkeit einfach dreist. Spontaneität: also von einem zum anderen Moment ‘alles stehen und liegen zu lassen’ gehört zur Biographie des Kleinkindes, die in jeder Umgebung gültig ist. Dazu braucht weder der Ort noch das Kind die ‘Vordenke’ und Bevormundung eines Architekten; eher wie H.D. Hüsck empfiehlt **‘vorher nachdenken’**.

„Nach dem Lustprinzip ist dasjenige gut, was sich momentan gut anfühlt: das Realitätsprinzip erklärt dasjenige für gut, was auf die Dauer und unter auch später noch als gut gefühlt werden wird“ (Erikson, H.E. 1959/1991:49)

Die zufällige Verfügbarkeit widerspricht jeder Erfahrung und wird, das ist schon bewiesen

‘allzubald neuen Projekten weichen’, (Wilkens, M. 2010)

Weil die Spontaneität der Kinder im ganz normalen Alltag aufgehoben ist und keiner Installation bedarf. Der ‘strukturalistische’ Bau verspricht Heil durch Zielsteine. Was ein Kindergarten nötig hat sind vertrauenswürdige und zuverlässige KindergärtnerInnen, die das Spiel wie den Ort sorgfältig aufräumen. Dazu benötigen diese weder Illumination noch Installation vom Entwerfer. Wenn Kinder die Frage stellen:

„Fräulein, müssen wir heute wieder machen, was wir wollen?“ (Erikson, E.H. 1959/1991:100)

ist die KindergärtnerIn oder LehrerIn unfähig.

Noch mal zur Überschrift zurück:

Da liegt doch immer noch Alles stehen und liegen lassen...

Eine Theorie zur Spontaneität.

Die Begebenheit: Kinder mit Eltern zu Besuch. Eine Rotznase, kommt demnächst in die Schule, stiefelt ausgestattet mit einem Korb mit Stiften, Papier sowie einem Lappen, mit den Eltern auf den Hof um zu malen, bei einer Temperatur von + 2° und dünnem ‘Fieseln’. Korb und Lappen stehen auf einer Bank rum und werden sanft beregnet. Die Gesellschaft kommt wieder ins Haus. Die

Ausstattung bleibt draußen. Aus unerfindlichen Gründen holt Mama das Körbchen rein – der Lappen bleibt liegen, einfach so. Nach der Abreise sieht Oma den Lappen auch. Der bleibt liegen. Diese Unaufgeräumtheit hat den albernen Anlaß, dass die Eltern – eine/r von beiden – der Rotznase diese Aktion oder Absicht nicht untersagen, von mir aus mit einer definitiven Erklärung und ohne Diskussion. Ein Großteil der Unaufgeräumtheit ist ähnlichen Gedankenlosigkeiten anzulasten und, im Gegenteil zu unvermeidlichen Unaufgeräumtheiten, niemandem zu erklären und zuzumuten. Nehmen wir, ein anderes Beispiel, die Küche, die bei manchen Köchen nach dem Kochen einem Schlachtfeld an 'Abfällen' gleicht. Ein Phänomen das gerne der Aktivität von Kochmännern und Strohwitwern angedichtet wird. Die Stroh Männer sind einfach nur an die Rundum-Versorgung gewöhnt. Die Kochmänner sind schlichte Chaoten, die von der Marotte besessen sind, dass alle Aufmerksamkeit dem Ritual des Kochens zuzuwenden ist. So etwa, wie dieses Kind, das an einem kalten, regnerischen Wintertag draußen malen will. Es gibt keine ernst zu nehmende Erklärung für ein Verhalten, das immer alles stehen und liegen lässt, weil gerade jetzt noch was anderes Wichtigeres getan werden muß.

„Und daher kommt es, dass das, was kindgerecht ist, das Kind niemals berührt.“
(Alain 1929/1994:108)

Literatur

- Alain 1929/1994: in ders.: Sich beobachten heißt sich verändern:106-108. Frankfurt a. Main/Leipzig.
- Arendt, H. 1958/2010: Vita activa – oder Vom tätigen Leben. München.
- Duras, M. 1987/1988: Das Haus. In diess.: Das tägliche Leben. Frankfurt a. Main.
- Erikson, E.H. 1959/1991: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a. Main.
- Wilks, M. 2010: Architektur als Komposition. Bauwelt Fundamente, Band 144. Berlin.
- Hull, R.; Peter, L. J.; Jungblut, M. 2009: Das Peter-Prinzip. Reinbek.
- Veblen, Th. 1899/1986: Die Theorie der feinen Leute. Frankfurt a. Main.



Eine ordentliche Stadt für ordentliche Bürger

oder

Aufgeräumte Freiflächen für die Leut',
nebst Anmerkungen zur 'politisch-ästhetischen Ruderalbrachensemantik'¹

Bernd Sauerwein

Es ist eine unheimliche Sauberkeit.

Man fühlt sich nicht mehr heimisch.

Man vermisst wohlbekannte Staubwinkel.

Joseph Roth, Hotel Savoy

Auf einer Veranstaltung im Rathaus der Stadt Kassel zu Beginn der 1980er Jahre (ca. 1982/83) zum Herbizidverbot wurde das Projekt 'Pflege ohne Hacke und Herbizid' (Grundler, Hülbusch et al. 1984) und die Untersuchung zum 'Umgang mit 'Wildwuchs' auf öffentlichen Verkehrsflächen' (Hülbusch, Knittel & Wegmann 1994) vorgestellt und debattiert. Natürlich gab es allerlei Ein- und Vorwände. Befürchtungen, die spontane Vegetation zerstöre die Ausstattung der städtischen Freiräume waren in den Untersuchungen und anderswo (z.B. Hülbusch, Sauerwein & Fahrmeier 1986) hinreichend widerlegt. Praktisch wurde eine Erschwernis der Arbeit befürchtet, die ernst zu nehmen ist, da sie aus den Arbeitssituationen und den politischen Anforderungen an die Stadtgärtner und –reiniger resultiert (Schmitz 2012). Sie sind berechtigt, denn die 'Pflege ohne Hacke und Herbizid' städtischer Freiräume beruht auf einem gelasseneren Umgang mit der spontanen Vegetation. Herbizidreine saubere Freiräume sind nicht beabsichtigt. Daß die politischen Anforderungen, unter denen die Stadtgärtner zu leiden befürchteten denen des 'Pflegens ohne Hacke und Herbizid' völlig entgegengesetzt sind, brachte Kassels damaliger Bürgermeister pointiert in einem Diskussionsbeitrag zum Ausdruck: er wolle

eine ordentliche Stadt für ordentliche Bürger.

Als junger Student war mir die grünplanerische Bedeutung dieser stadtpolitisch geäußerten Worte nicht bewußt; jedoch war mir klar, daß sie diametral zu meinem (damaligen) Verständnis städtischer Vegetation war. Zum einen sah ich, Kind der Ökologiebewegung, in dem Verbot des Herbizidens natürlich die Voraussetzung für eine artenreiche Stad flora. Zum anderen aber verstand ich intuitiv und unreflektiert 'Pflege ohne Hacke und Herbizid' (fast) so wie Bürgermeister Oberbrunner symbolisch; ich interpretierte sie jedoch umgekehrt: 'als freie Vegetationsentwicklung für freie Bürger'

Selbstverständlich, und dies war ja Anlaß der Projektarbeit und des Gutachtens, ist eine Pflege der Freiräume notwendig. Sie zielt jedoch nicht auf eine saubere und '*ordentliche Stadt*', sondern ist als Freiraum- oder 'Gebrauchspflege' (Auerswald 1993) darauf gerichtet, die Gebrauchsmöglichkeiten zu erhalten

¹ s. Hard 1998: 374.

(Grundler, Hülbusch et al. 1984; Hülbusch, Knittel & Wegmann 1994). Georges Moes verglich, die Pflegearbeiten der AG Freiraum und Vegetation am HoPla reflektierend (Auerswald 1993; Moes 1999; Sauerwein 1996; 1999; 2010), die Pflege öffentlicher Freiräume mit dem Aufräumen eines Kinderzimmers. Wie im Kinderzimmer das Aufräumen notwendig sei, um ein erneutes Be- und Zuspätspielen zu ermöglichen, bestehe der Sinn des frühjährlichen Pflegegangs darin, ein erneutes Aneignen der Freiräume, d.h. das Hinterlassen von Spuren, zu ermöglichen.

Die Pflege von Grünflächen einer 'ordentliche Stadt' und das Aufräumen von Freiräumen für den Gebrauch haben somit wenig miteinander gemein. Ich möchte dies etymologisch an den Wortfeldern 'ordnen' resp. 'ordentlich', '(auf)räumen' und 'pflegen' erläutern. Die etymologische Bedeutung der Begriffe ist durchaus unterschiedlich, obgleich sie alltagssprachlich wie auch schon historisch synonym verwendet werden. Aufgrund des nahezu synonymen Bedeutungsgehaltes der Begriffe können die enthaltenen feinen Bedeutungsdimensionierungen nicht aus der Wortgeschichte erschlossen werden. Vielmehr sind sie aus ihrem Gebrauch zu erschließen, worauf in der Debatte auf dem Symposium nachdrücklich hingewiesen wurde (s. Kap. Etymologische Wortklauberei). Abschließend werde ich darauf eingehen, warum die Gebrauchspflege, also das 'Aufräumen von Freiräumen', und damit die Bedeutung des Freiraumes grünplanerisch unverstanden bleiben muß.

Aufräumen, um zu ordnen: Die Schnittmenge und Differenz

'Ordnen' und 'Aufräumen' bezeichnen nur scheinbar die gleiche Tätigkeit. Wenn ich beispielsweise meinen Schreibtisch nach getaner Arbeit aufräume, tue ich zwei Dinge in einem: Ich lege die dort zerstreut rumliegenden Kopien, Scripte, Bücher, Stifte und Zettel zur Seite und ordne sie thematisch in Ablagefächer, Regale, Schubladen und Papierkörbe. Indem ich die Dinge zur Seite lege, räume ich meinen Schreibtisch auf. Das 'Aufräumen' resp. das 'Frei-räumen' des Schreibtisches von den Spuren und Abfällen meiner Arbeit erfolgt, um neues Arbeiten, sei es an Aufsätzen, sei es zur Erledigung der Steuern oder zum Schreiben von Briefen, etc. zu ermöglichen. Das Ordnen der Arbeitsmaterialien, der Schriften und Stifte etc. folgt einer anderen Absicht. Ich ordne sie in Regale, Ablagen, Schubfächer etc. ein, um deren Zugänglichkeit für den weiteren Gebrauch, zum Schreiben weiterer Aufsätze oder zum Ausleihen, zu ermöglichen.

Bezogen auf die individuelle Arbeit, ist die im Tun gegebene Synonymisierung der Begriffe plausibel. Bezogen auf Dritte hat das 'Aufräumen' und das 'Ordnen' der Dinge unterschiedliche Bedeutung. Mit dem Aufräumen stelle ich einen Arbeitsplatz her, der von mir ebenso wie von Dritten benutzt und damit erneut zugräumt werden kann. Dabei ist es unerheblich, ob ich oder Dritte den Tisch als Schreibtisch nutzen, Briefe schreiben, am PC die neusten Fußballergebnisse anschauen oder an dem Schreibtisch Skat spielen.

Mit dem Ordnen stelle ich die Zugänglichkeit der Dinge her, d.h. ich organisiere damit die Möglichkeiten, sie zu gebrauchen. Diese Ordnung ist für mich, meine zukünftigen Arbeitsabsichten erstellt. Für Dritte ist die Ordnung sicherlich nicht einleuchtend. Wollen sie meine Literatur etc. nutzen und auf meine Regale und Ablagen zugreifen, müssen sie meiner Ordnung folgen. Mit meiner Ordnung lege ich somit die Zugänglichkeit und Gebrauchsmöglichkeiten für Dritte fest. Dies ist in einem privaten Arbeitsraum bzw. in einer privaten Bibliothek unerheblich. Sie ist ja nicht zum Gebrauch durch Dritte gedacht (und ich würde mich verwahren jemanden unbeaufsichtigt in meinen Ablagen suchen zu lassen). In öffentlichen Bibliotheken ist die Ordnung auf ein Publikum ausgerichtet und bestimmt die Zugänglichkeit und Gebrauchsmöglichkeiten. Beispielsweise sind in der Bereichsbibliothek (Bereichsbibliothek Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der Universitätsbibliothek Kassel) sind die Bücher thematisch geordnet, so kann man auch etwas finden, was man nicht suchte aber gut gebrauchen kann. Mit der Zuordnung von Landschaftsplanern beschaffter vegetationskundlicher Schriften in die Agrar- oder Biologiebereichsbibliotheken sind diese Landschaftsplanern nicht direkt zugänglich. Somit werden mit der Ordnung der Dinge deren Gebrauchs- und Nutzungsmöglichkeiten festgelegt. Somit beinhaltet das Ordnen der Dinge gleichzeitig auch eine Disziplinierung der Leute.

Im Bedeutungskanon beider Begriffe, in 'Aufräumen' wie in 'Ordnen' ist 'pflegen' enthalten. Die Bedeutung von 'Pflegen' geht jedoch darüber hinaus. Die 'Pflege' des Schreibtisches umfaßt weniger das zur Seite räumen der Arbeitsmaterialien sondern auch und primär das Abwischen und Polieren, um über einen kurzfristigen Gebrauch hinaus den Schreibtisch dauerhaft zu erhalten. Ebenso umfaßt sie nicht nur das Einordnen der nicht mehr benötigten Schriften in die Ablage, sondern auch und primär die Korrektur falsch sortierter Schriften. Pflege dient dem Erhalt des Bestandes, den freiraumplanerisch gegebenen Möglichkeiten wie der im Entwurf der Grünplanung enthaltenen Ordnung.

Ordentliche Ordnung

Der Wortfamilie 'Ordnung' ist die Doppeldeutigkeit, Ordnen der Dinge und Disziplinierung über die Ordnung, inhärent. Deutlich sind die Bedeutungen, die wohl bereits mit dem Auftreten des Begriffes vor dem 9. Jahrhundert (Kluge 1999:603) gegeben waren, für 'ordnen' im Grimmschen Wörterbuch der Deutschen Sprache differenziert:

"in reihenfolge stellen, gehörig nach und nebeneinander, in äusserliche oder innerliche ordnung bringen, regelrecht machen und behandeln, einrichten" und

"(durch willensäusserung, befehl, vorschrift, gesetz) anordnen, verordnen, verfügen, bestimmen, festsetze" (Grimm und Grimm 1854ff, Bd. 13, Sp. 1328)2.

Der Begriff 'Ordnung' umfaßt nach Grimm und Grimm:

² Des Weiteren noch:

"ordentlich besorgen, veranstalten (Grimm und Grimm 1985ff, Bd. 13, Sp. 1329).

- 1) das ordnen, das bringen oder stellen in einen geordneten zustand, arrangement, disposition Frisch teutsch-franz. wb. 267a: neue ordnung der bilder. Göthe 24, 40; nach vollbrachter archivarischer ordnung der documente. 60, 303; die ordnung der wörter in der rede. Adeling; ordnung von angelegenheiten u. s. w.; verbindung und ordnung der vorstellungen. Göthe 50, 46.
- 2) das anordnen, bestimmen, verfügen, befehlen; sich berührend mit 3: ahd. ordenunga (dispositio) gotis. Notker ps. 93, 15; von d'ïnero ordenunga weret der tac (ordinatione tua perseverat dies). 118, 91 Wiener hs.; mhd. von gotes ordenunge u. a. (Lexer 2, 161); nhd. wider gotes ordnung und gebot handeln. Aventin. 4, 62, 16; da im (Elias) die rappen ausz gottes ordnung brachten speisz. Frank weltb. 171b; seid unterthan aller menschlichen ordnung. 1 Petr. 2, 13 (aller menschlicher geschepft. cod. Tepl.); noch (nach) ordnung bapstlicher kirchen. Alberus widder Jörg Witzeln M 6a;
- 3) namentlich eine ordnende, etwas einrichtende und festsetzende regel und vorschrift, ein statut, gesetz (jetzt mit näherer bestimmung des rechtsgebietes gemeinde-, polizei-, civilprocesz-, strafproceszordnung u. s. w.), manchmal schon übergehend in den begriff der dadurch geschaffenen einrichtung (vergl. II, 4, c): ordnung der tor und türne (vorschrift über die besetzung und bewachung der stadthore und thürme). städtechron. 2, 175, 15; welche ordnung ein rath hie auch anschluss. Widmann Regensburger chron. 99, 31; auch darüber ein ordnung aufgericht worden ist. österr. weisth. 6, 13, 20; in der ordnung, nach vorschrift. 45, 29 (vom j. 1440); der ordnung nach, dem gesetzte gemäsz. 207, 29; der ward begraben und besungen nach ordnung der christenheit. B. Zink 68, 17;
- 4) verordnende bestimmung über etwas, vermächtnis: gemecht und ordnung machen, tuen (testieren). Staub-Tobler 1, 441 (14. bis 16. jahrh.) (Grimm und Grimm 1854ff, Bd. 13, Sp. 1330 - 1332)3.

Ebenso sind beide Bedeutungsebenen in 'ordentlich' präsent:

"[1] der reihe nach

[2] überhaupt recht, wirklich, förmlich: und welches bei uns Deutschen ebenfalls das ordentliche sylbenmasz der knittelverse ist

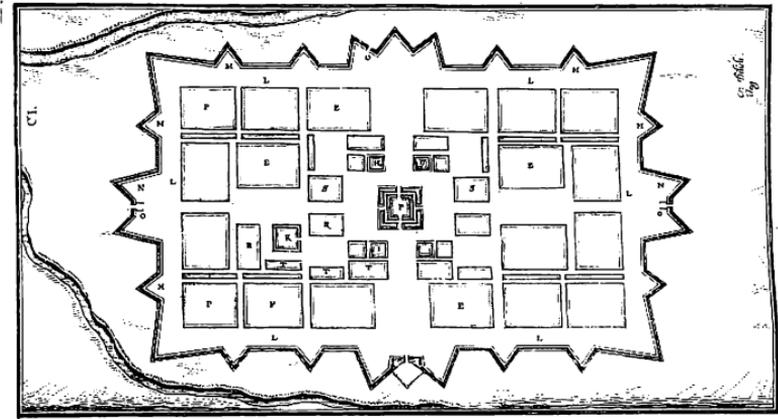
[3] was der hergebrachten und festgesetzten ordnung, regel und vorschrift entspricht, der üblichkeit gemäsz ist: mhd.

[4] durch göttliche oder menschliche anordnung eingesetzt und bestimmt, rechtmäszig, förmlich: mit ordentlicher gewalt und oberkeit etwas thun" (Grimm und Grimm 1854ff, Bd. 13, Sp. 1324)4.

³ sowie:

"5) in der älteren alemannischen und elsässischen sprache auch für ordination, priesterweihe. STAUB-TOBLER 1, 441: dirre (dieser papst) satte uf der pfaffen ordnung und wihunge. KÖNIGSHOFEN 511, 10." (Grimm und Grimm 1854ff: bd. 13, Sp. 1332)

desweiteren umfaßt sind dem Begriff 'ordentlich' ähnlich wie 'ordnen': in abgeschwächter bedeutung wie die synonymen gehörig, recht, richtig, gerade oft nur verstärkend. / stark, wacker, tüchtig: ordentlich essen und trinken; es hat ordentlich geregnet; hier ists ordentlich warm u. dgl. (Grimm und Grimm 1854ff), etc.



Quelle: Deutsche Fotothek

Abb.: "Kriegswesen & Ordnung & Lager."

(Originalbildtitel. Deutsche Fotothek.: df_tg_0008992, zitiert nach commons)

Ordentliche Planung

Mit der Ordnung des Raumes ordnen Grünplanung, Landespflege und Stadtplanung die Nutzungsmöglichkeiten neu. Unabhängig von vorhandenen und eingespielten Nutzungen haben sie die Räume neuen Ansprüchen der Herrschaft resp. den ökonomischen Erfordernissen zugänglich gemacht.

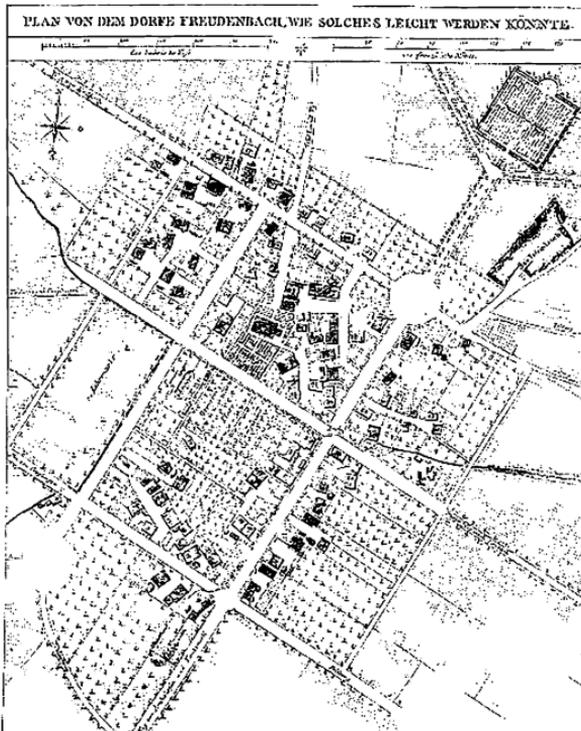


Abb.: Neuplanung des Ortes Freudenberg von Gustav Vorherr (Monatsblatt für Bauwesen und Landesverschönerung 1821 zitiert nach commons).

"Die als Landesverschönerungen [von Vorherr] verfolgten Agrarreformen [zu Beginn des 19. Jhds., bs] waren im Sinne des liberal-bürgerlichen kapitalistischen Staates und sind die bayrische Variante der Stein-Hardenbergschen Reformen (1806) in Preußen. Ihre Aufgabe ist es, die Hindernisse zu beseitigen, die eine Akkumulation des Kapitals und des Bodens verhinderten und [sie] führten die Voraussetzungen der weiteren kapitalistischen Entwicklung ein: die Lohnarbeit, "Freiheit des Eigentums" (...), parzellierte Interessenwahrnehmung, bürokratischer Staat" (Schneider 1989: 42; vgl. auch Brookhuis, Horst et al. 1992)

Im Städtebau sind die Beispiele beginnend bei der Zerstörung Paris' durch Haussmann 1853 bis hin zur ökologischen Stadtsanierung drastisch und zahlreich (vgl. z. B.: Brookhuis, Horst, et al. 1992). Sie zeigen, daß die Herstellung der neu geordneten Räume darauf zielt, ordentliche Bürger zu disziplinieren (vgl. hierzu, und ganz böse, die nationalsozialistische Neuplanung des Kasseler Arbeiterquartiers Altstadt und dessen spätere demokratische Durchführung). Immer gehen die Raumneuordnungen mit repräsentativer, 'ästhetisierender' Gestaltung und Vorstellungen einher. Die 'ästhetische' Ausschmückung der Landesverschönerung Vorherrns über Volkspark und Bundesgartenschauen bis hin zu Biotopen dienen nur sekundär der Kaschierung der Vertreibung. Daher wird oftmals als Begründung angeführt, um Raumneuordnungen durchzuführen:

"[Die kommunalen Parks sollen] der Stadt eine lang entbehrte Zierde, der Bevölkerung eine Quelle echter Naturanschauung und ethischen Naturgenusses gewähren" (Hennebo, D. in Böse, H. 1981)



Abb.: wie sich die Bilder gleichen:
 "Mit diesem Modell zur Ortsgestaltungskonzeption unter Berücksichtigung der Erhaltung und Pflege kulturgeschichtlich wertvoller Gebäude leisteten die Schüler einer Arbeitsgemeinschaft wertvolle Vorarbeiten für die weitere denkmalpflegerische Arbeit in Bellin (Kreis Güstrow)" [DDR] (Originaltext, Deutsches Bundesarchiv Bild 183-1987-1228-008 zitiert nach commons).

Die ästhetisierende Begründung der Disziplinierung ist auch der städtischen Grünflächenpflege eigen. So verteidigte ein Vertreter des Osnabrücker Stadtgartenamtes die Bepflanzung und anschließende Pflege einer unbebauten Parzelle.

"(H:) "Warum mußte das [das unbebaute Grundstück] denn unbedingt begrünt und eingezäunt werden"

(G:) "Jetzt hören Sie mal, das kann man doch nicht einfach so liegen lassen, so ein Grundstück. Seien Sie froh, daß da noch kein Haus steht, [...] ...! Oder wenn Sie was gegen Cotoneaster haben, wollen Sie denn gleich ein Haus da haben?"

(H:) "Das Grundstück gehört doch der Stadt. [...] Aber schließlich hätten Sie's doch mal probieren können, die Parzelle als Freiraum zu retten; sie gehört doch der Stadt."

(G:) "Ich habe es Ihnen doch schon einmal gesagt, das wird früher oder später bebaut. Wenn wir es nicht bepflanzen, setzt sich irgendwas darauf fest, man weiß doch wie schwer das wieder runterzukriegen ist. Jetzt sitzen schon die Penner da fest, das haben sie selbst gesagt. Wie sieht das denn aus!" (Hard 1990: 270-271)"

Das Aussehen, auf daß im Ausruf 'Wie sieht das denn aus!' rekuriert wird, ist Vorwand, nicht das Problem. Die ästhetische Argumentation verhindert eine Diskussion über den Gebrauch. In diesem Falle verhindert die Ästhetisierung, daß über 'Penner', die sich dort 'festsetzen' als soziales Phänomen diskutiert wird. Ästhetisch werden sie mit Cotoneaster vertrieben.

Pflege – Grünflächenpflege, Freiraumpflege?

Die Grünflächenpflege zielt darauf das Cotoneasterbeet gegen die Nutzung des Freiraumes durch 'Penner' zu erhalten. Auch dem Begriff 'Pflege' sind zwei Bedeutungen inne. Zunächst die Pflege zum Erhalt des Cotoneasters, daß er gedeiht und wächst, dann Aufsicht und Verwaltung der mit Cotoneaster bepflanzten Fläche gegenüber eben den 'Pennern'.

Bereits Grimm und Grimm (1865ff, Bd. 13, Sp. 1733 bis 1736) unterscheiden u.a.⁵

"eine beaufsichtigende oder fürsorgende, (körperliches oder geistiges) gedeihen und wolbefinden bezweckende beschäftigung womit: aufsicht, obhut, fürsorge, wartung, schirm und schutz, leitung (vgl. pflicht 2)"

und

"die fürsorgende verwaltung eines ortes, eines landbezirkes; ehemals der einem pfleger (3) unterstellte bezirk, das pflegamt, die vogtei Lexer 2. 252. Schm.2 1, 448 (auch das wohnhaus, die kanzlei des pflegers österr. weisth. 6, 457, 35, vom j. 1608. Lexer kärnt. wb. 25. Schöpf 499): pflege, schultesenamt oder vogtei, pretura voc. 1482 y 8a"

Die ursprüngliche Verwendung des frühen lateinischen Lehnwortes (Grimm & Grimm 1865 ff, Bd 13, Sp. 1736) ist vermutlich herrschaftlich:

"im md. Sachsenspiegel nach mnd. plege (SCHILLER-LÜBBEN 3. 341a) eine leistuna, zu der man verpflichtet ist, abaabe, zins (s. pflicht 4, b, 6): in sente Bartholomeus taqe ist aller hande zins und phlege verdienet. 2, 58, 2Weiske; zins oder pflege geben. 3, 76, 3 ff."

Nach Adelung (1970: Bd 3: Sp. 732) ist die Bedeutung der Verwaltung die primäre:

⁵ ferner auch: *ahd. mhd. und md. im allgemeinen das thun und treiben, die übung, beschäftigung, das benehmen, die sitte und gewohnheit (vergl. ags. plęga gestus, altfries. plęga, pliga, altn. plag gewohnheit, sitte)*

und

allgemeiner, gebiet, gegend, landstrich und die beschaffenheit desselben RÄDLEIN 701b (Grimm und Grimm 1865ff, Bd. 13, Sp. 1733 bis 1736)

"1. Die Handlung des Pflegens, ohne Plural; wo es doch nur in einigen Bedeutungen üblich ist. 1) Die Aufsicht und Vorsorge; wo es wiederum in verschiedenen Einschränkungen gebraucht wird. (a) Die Verwaltung einer Sache, die Aufsicht über dieselbe; in welchem Verstande es besonders im Oberdeutschen vorkommt, da es denn wiederum so viele Arten der Pflege gibt, als die Aufsicht oder Verwaltung Abteilungen leidet. Ein Kammeramt ist der Pflege des Amtmannes befohlen, die Curantinn der Pflege ihres Curators, wo es im Oberdeutschen für das Lat. Curatel üblich ist. So auch ein Hospital, eine Casse, eine verpachtete Sache u. s. f. der Pflege desjenigen, welcher derselben vorstehet, die Einnahmen und Ausgaben verwaltet, oder sie in Pacht hat, da es denn, so wie Aussicht, Verwaltung und andere ähnliche Wörter die Erhaltung derselben in ihrem guten und nutzbaren Zustande zugleich mit einschließet. "

2. Eine Gegend, und zwar, 1) eine der Aufsicht und Verwaltung eines andern anvertraute Gegend, wo es besonders im Oberdeutschen üblich ist, ein Amt oder Kammeramt zu bezeichnen; ein Pflögamt."

Der Gebrauch des Begriffes zur Bezeichnung der Pflege von Vegetationsbeständen ist nach Adelung sekundär:

2) In noch weiterer Bedeutung wird es so wohl in Ober- als Niederdeutschland sehr häufig von einer jeden Gegend gebraucht, ohne Rücksicht auf den Vorgesetzten derselben, wohl aber allemal in Beziehung auf den Ertrag, auf die Nutzbarkeit; wo es denn unmittelbar von Lage herzukommen scheint, Die Ackerpflege, Kornpflege, Bienenpflege, eine Gegend in Ansehung ihres Ackerbaues, ihres Kornbaues, ihrer Bienenzucht. Ein in der besten Getreidepflege gelegenes Gut."

Beide Bedeutungen sind im Indogermanischen Wortstamm, den Kluge (1999: 626) bezweifelt, enthalten:

"*d^hIg^h -, idg., Sb.: nhd. Schuld, Verpflichtung; ne. guilt, duty; RB.: Pokorny 271 (402/50), kelt., germ., slaw." (Köbler 2000: 267).

Die 'Verpflichtung' des 'pfleglichen' Umgangs mit einem Gegenstand kann auf Eigennutz wie auf Gemeinnutz wie auf Herrschaftliche Nutzung bezogen sein. Diese Doppeldeutigkeit ist auch und gerade bei der 'Pflege' öffentlicher Freiflächen gegeben. Als Grünflächenpflege zielt sie auf den Erhalt der Ordnung des Entwurfes, als Gebrauchspflege ist sie auf den Erhalt der Nutzungsmöglichkeit ausgerichtet.

Räumen und Aufräumen

Dem Bedeutungskanon von 'Räumen' und 'Aufräumen' ist die im Begriff 'Ordnung' gegebene Disziplinierung wie die Doppeldeutigkeit von 'Pflege' völlig abhold. Der Begriff geht auf 'Räumen' zurück:

"*reuə- *rū, idg. [indogermanisch] V[erb]: nhd. [neuhochdeutsch] öffnen, ne. [neueinglisch] open.

Mit den Bedeutungen:

Raum, Platz, Gelegenheit geräumig, ausgedehnt, weit, offen, ungehindert geräumig machen, räumen; Platzmachen fliehen, freimachen, säubern aufräumen, wegräumen, Raum machen" (Köbler 2000: 175)

Grimm und Grimm verweisen auf die

"die ursprüngliche bedeutung des verbums [räumen], einen raum, d. h. eine lichtung im walde schaffen, behufs urbarmachung oder ansiedelung (... ist auch in der späteren sprache und theilweise bis auf heute erhalten. ...)" (Grimm und Grimm 1854ff, Bd. 14. Sp. 285)

'Aufräumen' ist eine Partikelableitung von 'Jemand räumt auf' und bedeutet Platz machen oder *Raum schaffen*.

"In die Höhe räumen, in die Höhe stellen, und dadurch Raum machen. [...] etwas frei machen, aufräumen: den tisch räumen, ihn von den speiseresten befreien; das haus räumen, zum empfang der gäste bereiten" (Adelung 1970)

Auch im weiten Bedeutungskanon, etwa in einem Platz für jemand anderen oder im militärischen Gebrauch 'das Feld räumen', ist die Bedeutung des 'Platz machens' enthalten.

In diesem Bedeutungssinne, Freiräumen des Platzes (von Vegetations- und Nutzungsspuren für den erneuten Gebrauch), haben wir den Begriff m. W. geprägt durch Georges Moes auf die Pflege der Freiräume am HoPla (Auerswald 1993; Sauerwein 1996, 1999, 2010) angewandt. Mit der frühjährlichen Mahd wurden, solange die AG Freiraum und Vegetation die Freiräume am HoPla pflegte, die Freiräume von alten Strünken freigeräumt. Die Vegetation wird quasi gerodet.

Der Freiraum ist mit beginnender Vegetationsperiode – im Sinne der von Adelung angeführten Bedeutung – aufgeräumt 'zum Empfang der Gäste'. Im Gebrauch können und werden die 'Gäste', die Nutzer den Vegetationsaufwuchs formen bis er so mächtig ist, daß er von den Rändern in den Weg wächst. Wenn der Vegetationsaufwuchs den Gebrauch oder auch hinterlassene Nutzungsspuren den Gebrauch erschweren ist ein erneutes Aufräumen erforderlich. Dies ist nicht auf die frühjährliche Mahd beschränkt, sondern auch auf das tägliche Entfernen von Müll oder bei starken Vegetationsaufwuchs auf eine sommerliche Mahd bzw. unter anderer Nutzung auf eine Rasenmahd (Lechenmayr 1994) bezogen.

Das Aufräumen eines Freiraumes beseitigt Reste und Abfall, die den Gebrauch beeinträchtigen könnten, macht die Wege wieder bespielbar und macht Platz für neue Spuren ohne die alten zu verwischen (Hard 1995). Freiräume werden daher aufgeräumt – Grünflächen gepflegt.

Debatte: Etymologische Wortklauberei

"Da man nun jedoch schon den dornenreichen Weg zum Buchregal zurückgelegt und den schweren Wälzer herausgezogen hat, wird – wie's so passiert – noch herum geblättert, wobei man auf das Wort «glimpflich» stößt. Aha, soso: Vom althochdeutschen «gilimpflich» über frühneuhochdeutsch «glimpf» und mittelhochdeutsch «gelimpf» ist es in unsere Zeit gelangt. Ist ja allerhand! Nur: Welchen Nutzen bringt diese Belehrung? Selbst wenn sie einen interessierte, wer bürgt für die Richtigkeit der Auskünfte? «Glimpf, glumpf, glampf» kann schnell mal irgendeiner in ein Lexikon schreiben und es Etymologie nennen. Wo ist nachzuschauen, wenn man nicht wissen möchte, was ein Wort vor fünfhundert Jahren

angeblich bedeutet hat, sondern Auskunft wünscht, wie es in diesen, ganz momentan dich und prachtvoll zu erlebenden Tagen sinnvoll anzuwenden wäre?" (Goldt 2011:89)

In diesem Sinne merkte Helmut Lührs in der Debatte an, daß die Etymologie der Begriffe zwar interessant sei und die Betrachtung der historisch z.T. wechselnden, in sich widersprüchlichen und synonymen Bedeutungen durchaus zum Verständnis des heutigen Gebrauches des Begriffes beitrage, jedoch könne der heutige eingefahrene und bewährte Gebrauch der Begriffe aufgrund abweichender historischer Bedeutungen nicht geändert werden. Aufräumen bedeute in der Freiraumpflege speziell das Aufräumen der Freiräume von Unrat und Abfall, wie dies am Holländischen Platz die Hausmeister taten. Darüber hinaus werden Freiräume gepflegt, etwa wenn er die Eschen am Hochschulgelände in Neubrandenburg aufaste, räume er sie nicht auf, sondern pflege sie. In der Freiraumpflege habe sich hierzu der Begriff der Gebrauchspflege bewährt.

Dem ist zuzustimmen, denn wie die Wortgeschichten zeigen, erhalten die Begriffe ihre Bedeutung durch den Gebrauch und der ist mit der Zeit veränderlich und oftmals ist auch eine unterschiedliche Bedeutung in verschiedenen Kontexten gegeben. Zur Verständigung müssen die Begriffe auf den aktuellen Gebrauch bezogen sein, um die unterschiedliche Bedeutung der Pflege zu verdeutlichen.

Die Beispiele von Helmut Lührs verdeutlichen, daß Aufräumen (das Entfernen von Unrat etc.) und Pflege (Aufasten) zwei unterschiedliche Tätigkeiten sind.

'Aufräumen', mit begrifflichem Rekurs auf 'Raum schaffen', dient dem gegenwärtigen Gebrauch. Der Unrat wird entfernt, damit der Freiraum annehmbar und betretbar ist. Es verhindert letztlich die Vermüllung des Freiraumes, die dessen Gebrauchsmöglichkeiten aufhebt. Gleichzeitig ermöglicht das Aufräumen, das wiederum Spuren, Abfall, hinterlassen werden können – ohne jedoch den Gebrauch zu beeinträchtigen. Ebenso ist das Entfernen der winterlich abgestorbenen Strünke Aufräumen des Freiraumes. Es verhindert, daß die Vegetation, als dichte Versaumungen, dem Gebrauch entgegenwächst. Im neuen Jahr können über die Fußböden mit der kurzgeschnittenen Vegetation alte wie neue Wege besritten werden und in der aufwachsenden Vegetation neu Spuren hinterlassen werden.

Hingegen zielt die Freiraumpflege, wie im etymologischen Rekurs dargelegt, weniger auf die Herstellung der aktuellen Nutzungs- und Gebrauchsmöglichkeiten, sondern auf den Erhalt und auf die Entwicklung der materiellen Ausstattung (die freiraumplanerisch natürlich auf den Gebrauch ausgerichtet ist). Das Aufasten der Eschen an der Hochschule in Neubrandenburg ist somit selbstverständlich eine pflegende Tätigkeit. Sie dient der Entwicklung der Bäume. Wie das Scheiden von Obstbäumen eine Pflege der Bäume bezogen auf den Aufwuchs und Ertrag ist, ist das Aufasten der Straßenbäume eine Pflege bezogen den Wuchs, auf die Herstellung eines Daches und Markierung von Grenzen. Pflegende Arbeiten sind ebenso das Nachschottern abgetretener Wasser-

gebundener Decken oder das Ersetzen maroder Kant- und Bordsteine. Auch das Entfernen von den Pflanzen, die dem Gebrauch entgegenwachsen können, wie Gehölze oder Wurzelunkräuter (*Calamagrostis epigeios*), sind pflegende Arbeiten.

Entgegen obiger paradigmatischer Ausführung – Freiräume werden aufgeräumt und Grünflächen gepflegt – bedürfen Freiräume ebenfalls der Pflege, die auf langfristig die Ausstattung, Fußböden, Zonierungen und Dächer, erhält und Bäume, Hecken wie Vegetation 'entwickelt'. Die Gebrauchspflege der spontanen Vegetation städtischer Freiräume enthält beides: das Aufräumen, um im neuen Vegetationsaufwuchs Spuren zu ermöglichen; das Pflegen, um den spontanen Aufwuchs gebrauchswidriger Pflanzen und Vegetationsbestände zu verhindern.

Zusatz: Zur Symbolik des Unkrautes

Der praktische Umgang mit der spontanen Vegetation widerstrebt natürlich Bürgermeister Oberbrunner im Besonderen wie der Grünplanung und Grünflächenpflege im Allgemeinen. Sie sind darauf erpicht, daß Ihre gebauten Entwürfe (Hülbusch 1991) ohne Nutzungsspuren und ohne Patina der spontanen Vegetation bestand haben. Folglich verstehen sie die spontane Vegetation, als Unkraut d. h. als Symbol der Unordnung. Zur Symbolik der Vegetation der Stadt ist insbesondere im Kreis um Herbert Sukopp (Berlin) und der Godesberger Naturschutzadministration viel laboriert worden. Sie hat eine 'politisch-ideologische oder politisch-ästhetische "Ruderalbrachensemantik" ' erarbeitet (Hard 1998: 374). Hiernach kennzeichnet der Ordnungsruf '*eine ordentliche Stadt für ordentliche Bürger*' Oberbrunner (FDP) als Konservativen, der den Erhalt ordentlicher Grünflächen will, in denen die spontane Vegetation die Ordnung nicht stört. Ich hingegen begrüßte damals liberal den vermeintlich freien Aufwuchs, eben weil sie die Ordnung stört. Bei den durchaus entgegengesetzten Anschauungen wird gleichermaßen die Vegetation der Stadt auf eine ästhetisch-symbolische Bedeutung reduziert: 'Wildwuchs' einerseits und 'spontane, freiwachsende Vegetation' andererseits. Natürlich kann und wird jeder Gegenstand in jedweder Anschauung ideologisch gesehen und so zum Beleg bzw. vermeintlichen Beweis der eben der Anschauung. Dies hat jedoch wenig mit den jeweiligen Gebrauchsmöglichkeiten zu tun (wenngleich auch die jeweilige Weltanschauung den Umgang mit den Dingen leitet).

Bezogen auf die Stadtvegetation zeugt die ruderalbrachensemantische Reduzierung von freiraumplanerischer Unkenntnis wie von völligem Unverständnis der Vegetationsdynamik. Bereits Hülbusch, Bäuerle et al. haben (1979:131) darauf hingewiesen, daß

mit der in der Vegetation zum Ausdruck kommenden, Alterung der Quartiere der Umgang mit den Freiräumen und das Verhalten sowohl von Bewohnern und 'Gästen' selbstverständlicher und sicherer wird, weil der Gebrauchswert sehr genau abzulesen ist"

Dabei ist das jeweilige Verständnis der Vegetation, als Unkraut oder Wildkraut, unerheblich und allenfalls in der Entwicklung der Vegetation auf den von den Anwohnern gepflegten Wegränder zu sehen (Sauerwein 1996b:315). Zur Entwicklung der Vegetation sind, neben den Herbizidverbot natürlich vegetationsfähige Fußböden notwendig. Ungehindertes Aufwuchs, den Grünplaner befürchten bzw. liberale begrüßen, steht ebenfalls der Nutzung entgegen. Während in vegetationslos gehaltenen Freiräumen der Gebrauch und die Aneignung durch das Eliminieren der Nutzerspuren behindert werden, schränkt ungehinderte Vegetationsentwicklung, insb. das Zuwachsen der Ränder, den Gebrauch materiell ein. Das Aufräumen ist daher unumgänglich (Auerswald 1993; Grundler, Hülbusch et al. 1984; Hülbusch, Knittel & Wegmann 1994; Hülbusch, Sauerwein & Fahrmeier 1986, etc.). Für die städtische Kommune gilt es die Kommunalität der Freiräume herzustellen und zu gewährleisten.

Zur Unverständlichkeit des großen Unterschiedes

Das Unverständnis der spontanen Vegetation als Gebrauchsgegenstand in städtischen Freiräumen und deren Reduktion auf eine 'politisch-ideologische oder politisch-ästhetische "Ruderalbrachensemantik"' (Hard 1998: 374) ist im 'Großen Unterschied von Grünplanung und Freiraumplanung' enthalten. Hülbusch (2003) weist in Anmerkungen zu diesem 'Großen Unterschied' auf das scheinbare Paradoxon hin, daß Beispiele sofort einleuchten, sie jedoch nicht verstanden werden. Dies basiert m.E. auf einer gänzlich anderen Wahrnehmung und auf einem gänzlich anderen Verstehen des 'einleuchtenden Beispiels'. Zunächst nehmen beide, Freiraumplaner wie Grünplaner, das Beispiel alltagspraktisch typifizierend wahr (Berger & Kellner 1984), weshalb es beiden ad hoc einleuchtet. Die folgende professionelle Reflektion ist jedoch unterschiedlich.

Freiraumplaner sehen bei der Betrachtung der materiellen Freiräume die Handlungs- und Nutzungs-Freiräume der Leute, die einerseits durch Planung und Ausstattung ermöglicht sind, über deren konkrete Wahrnehmung die Leute aber erst im Gebrauch jeweils entscheiden. Sie reflektieren ihre spontane, typifizierende Wahrnehmung:

"Nun darf der Soziologe [resp. der Freiraumplaner] die Typifizierungen nicht einfach so übernehmen, wie sie sind, sondern er oder sie muß sie zur Kenntnis nehmen. Wo die Kenntnisnahme fehlt, kommt es unter Umständen nicht zu einer Interpretation des tatsächlichen Geschehens" (Berger & Kellner 1984: 40)

Freiraumplaner typisieren die Freiräume (Grundler, Lührs & Stolzenburg 1992).

"[Typisierungen] sind nicht »wirklich« - nicht »wirklich dort draußen« -, sondern sie sind für spezifische kognitive Zwecke »künstlich« hergestellt" (Berger & Kellner 1984: 41-42)

Die freiraumplanerische Betrachtung basiert auf idealtypisch konstruierten Freiräumen. Weber (1906: 237)

führte dazu aus: Entweder exemplifiziere ein empirisches Fallgeschehen zugleich (s)einen (idealtypischen) Begriff, was allerdings selten vorkam. Oder ein Tatsachenzusammenhang wurde begrifflich erfaßt, indem dessen Einzelmomente gemäß Annahmen bekannter Regelmäßigkeiten logisch zu einem Gedankenbild zusammen gesetzt wurden – und danach mußte Beobachtung (Erfahrungsprobe) verifizieren, ob die postulierten hypothetischen Momente empirisch galten" (Gerhardt 2001: 236)

Diese typisierende

Übertragung gewöhnlicher Typifizierungen in den wissenschaftlichen Bezugsrahmen" (Berger & Kellner 1984:41)

gelingt Grünplanern nicht. Wie alltagsweltlich in Ermangelung trefflicher Begriffe die Erscheinung der spontanen Vegetation

mißverständlicherweise oft in einer ästhetischen Sprache formuliert werden" (Hard 1983: 98)

beschreiben sie auch '*professionell*' das Phänomen ästhetisch. Dies ist selbst dann der Fall, wenn nicht nur die Beispiele selbst betrachtet, sondern auch die Theorie der 'Kasseler Schule' vorgeblich ideologiekritisch analysiert wird; sie in das Schema der 'politisch-ideologischen oder politisch-ästhetischen "Ruderalbrachensemantik" ' (Hard 1998: 374) eingefügt wird. So bei Körner (2004), der angesichts der mit Arten der spontanen Vegetation angesäten Freiräume der Universität Kassel am Standort Holländischer Platz feststellt:

"Diese Forderung, die spezifisch städtische Natur, also die Ruderalvegetation der Brachen, anzuerkennen, wird ja auch allgemein in der Stadtökologie erhoben (Rebele 1991; Kowarik 1992, 1993; Sukopp/Wittig 1998). Sauerwein (1995/96, 39) führt daher als Vorbilder der Ansaatmischungen für ein Versuchsgelände [sic!] der Kasseler Schule in den Außenräumen der Universität/Gesamthochschule Kassel (GhK) die Vegetation der Stadtbrachen an. Dennoch wurde an der GhK keinesfalls eine triviale Vegetation verwendet, wie man erwarten könnte, sondern zusätzlich schön blühende und verwilderungsfähige Gartenpflanzen, Neophyten und Arten des Nordhessischen Trockenrasens. Damit wurde im Prinzip der Naturtyp der städtischen Brache, der für einen aneignungsfähigen Freiraum steht, entgegen der eigenen Ablehnung von gärtnerischer Gestaltung veredelt (schön blühende Arten) und Biotopgestaltung betrieben (Trockenrasen) (Sauerwein 1989, 1995/96, 1999) Es stellt sich damit die Frage, weshalb die Studenten nicht einfach lernen, die Aneignung der Flächen und als deren folge die Ansiedlung gewöhnlicher spontaner Arten zu Beobachten" (Körner 2004: 92-93)

Zu diesen Ausführungen ist zunächst klar zu stellen, daß die Vorbilder für die Ausstattung der Freiräume der Universität Kassel, Standort Holländischer Platz mit Arten der spontanen Vegetation nicht auf einer von Rebele, Kowarik, Wittig und Sukopp erhobenen Forderung, die Ruderalvegetation der Brachen (von welcher Institution auch immer) anzuerkennen sondern auf Beobachtungen städtischer Freiräume und deren Nutzung basieren. In dieser Kenntnis sind die Freiräume als Freiräume am HoPla für Leute, für Studierende, für Hochschulbedienstete, für Bewohner der angrenzenden Quartieren sowie für alle die 'zufällig' Daherkommen geplant. Selbstverständlich können Studierende wie in je-

dem anderem Freiraum auch Nutzung und Vegetation studieren. Ein Versuchsgelände anzulegen, d. h. in vivo-Versuche zu veranstalten, kann nur jemand unterstellen, dem es nicht nur an Kenntnis idealtypischer Freiräume mangelt, sondern auch an Achtung vor den Nutzern und ihrer Entscheidungsfreiheit fehlt. In dieser, vermutlich tiefenpsychologisch bei vielen Grünplanern gegebenen Grunddisposition, ist sicherlich auch begründet, daß sie nach sozioökonomischen Erfordernissen in neuen Moden immer wieder die (Frei-)Räume neu ordnen, und dann nicht mal zusehen, wie die Leute damit klar kommen (Hard & Pirner 1985).

Abgesehen von den Unterstellungen ordnet Körner indirekt aber geschickt mit dem Verweis auf Rebele, Kowarik, Wittig und Sukopp das Vegetationshandwerk (Sauerwein 1989, 1996) der Stadtökologie zu. Er kann dies tun, da er die Vorbilder, den 'Nordhessische Trockenrasen' und die 'Stadtbrachen' – Freiräume, Plätze und Straßen führt er nicht an (sic!) – nicht typisierend, sondern ästhetisch versteht. In der ästhetischen Betrachtung werden die der Ansaat beigegebenen '*schön blühenden Gartenpflanzen*' und '*Neophyten*' zu deren Charakteristikum und Freiraumplanung auf '*Biotopgestaltung*' reduziert. Die ästhetische Betrachtung ist selbst dann gegeben, wenn Körner die Ebene der Ansaaten, die leichthin ob des bunten Flors ästhetisch-ökologisch verstanden werden können, verläßt und die als Vorbilder angeführten Freiräume betrachtet. Hier bestünde eine 'eine gewisse Nähe zum Funktionalismus des Heimatschutzes',

"die sich zum Beispiel auch schon darin ausdrückt, dass diejenigen traditionellen Idealbeispiele [sic!] einer klugen alltagsweltlichen Organisation der Freiräume, wie sie in der Schriftenreihe der Kasseler Schule als Vorbilder immer wieder dargelegt werden, nämlich das Bauernhaus, der Bauerngarten, die Dorfstraße und auch der Schlossgarten (Plocher 1997; Hansmaier 1997; Bellin 1999), exakt den Idealbeispielen bei Schultze-Naumburg und bei Lindner entsprechen" (Körner 2004:93-94)

Hierbei verkennt Körner, daß Schultze-Naumburg und Lindner ebenfalls vornehmlich ästhetisch argumentieren. Die Vorbilder sind keine Idealbeispiele zur ästhetisch-gestalterischen Nachzeichnung im Entwurf (Hülbusch 1991), sondern beispielhafte Belege für einer ästhetischen 'Typifizierung' des Freiraums. Der (i.d.R. nur theoretisch existente) Idealtypus ist hingegen abstrakt und dient dem Verstehen, *weshalb – was der Regelfall ist – konkrete Freiräume davon abweichen*. Selbst in der Planung dient er dem Verstehen, d. h. zur Reflexion des eigenen Planes, hinsichtlich dessen Auswirkungen und Folgen für den Gebrauch. Somit kann die Kenntnis des Idealtypus des Bremer Reihenhauses – Körner hat natürlich das Beispiel des idealtypischen Hauses übersehen⁶ – durchaus zur Planung eines Einfamiliengebäudes oder gar eines Geschößgebäudes und dortiger Freiräume beitragen. Als *Idealbeispiel* verstanden wird das in der Erscheinung verborgene Idealtypische nicht erkannt, da der Vergleich auf das ästhetische des Erscheinungsbildes beschränkt ist.

⁶ und: Schultze-Naumburg und Linder war es wohl zu städtisch.

Im Mißverständnis des Idealtypus als Idealbeispiel zielt Körners Arbeit darauf, die Grundannahme der Kasseler Schule der Ideologie der Grünplanung einzuverleiben, weil sich

"erweist, dass es möglich und sinnvoll ist, die behutsame Ausgestaltung der Typik von Natur mit Nutzungsinteressen zu verbinden, weil diese Verbindung dem in der Debatte um das Akzeptanzdefizit gesuchten „sozialen Naturideal“ am nächsten kommt" (Körner 2004: 95)

Somit könnten letztlich auch ruderalbrachensemantisch die Nutzungsinteressen mit der Ordnung des Raumes, der als Natur deklariert wird, geordnet werden.

Ästhetisierung und Ordnung

Die ästhetisierende Argumentation dient der Verordnung. Sie ist seit Vorherr und auch nachher bisher erfolgreich, um Neuordnungen der Räume durchzusetzen. Dies ist m.E. darin begründet, daß ein ordentlicher Raum die Abwesenheit von Arbeit symbolisiert. Eine ordentliche Freifläche ist demonstrativer Aufwand (Veblen 1989), um zu verdeutlichen, daß in der Stadt gewohnt und nicht gehaust wird (Böse-Vetter 1989, Hülbusch 1981). Mit der ästhetisierenden Betrachtung werden auch freiraumplanerisch bewährte Vorbilder ästhetisch als Bilder in neue Kontexte übertragen. Die Pflege ist grünplanerisch; sie ist darauf bezogen, die Ästhetik zu erhalten. Dies dient der Ordnung resp. der Disziplinierung der Bürger.

Hingegen zielt Freiraumplanung darauf, in Kenntnis idealtypischer Freiräume nutzbare Freiräume herzustellen und das Aufräumen der Freiräume darauf, die Räume zur Nutzung frei zu räumen; auch wenn dies in den gegebenen Aufträgen nur sehr bedingt möglich ist. Freiraumplanung wie Freiraumpflege heißt daher Raum zu schaffen, bzw. zu erhalten, Raum für die Leute, die sich in ihnen bewegen (müssen) damit sie den Platz haben für ihr Tun.

Literaturverzeichnis

- Adelung, Johann Christoph (1793-1801)1970: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig. Reprint Olms Verlag. Hildesheim New-York. zitiert nach <http://woerterbuchnetz.de> am 7.02.2012
- Auerswald, Birgit 1993: Gärtnerische Erfahrungen mit selektiver Freiraumpflege. Notizbuch der Kasseler Schule 29: 153-176. Kassel.
- Berger, Peter L. & Hansfried Kellner 1984: Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. 163 S. Fischer. Frankfurt/M.
- Böse, Helmut 1981: Die Aneignung städtischer Freiräume. Beiträge zur Theorie und Praxis des Freiraums. 22. 231 S. Fachbereich Stadt und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- Böse-Vetter, Helmut 1989: Hausen in oder hausieren mit? Vom häuslichen Zugangs-, Distanz- und Gebrauchswesen vor der Tür (1982). Notizbuch der Kasseler Schule 10 Nachlese Freiraumplanung :115-136. Kassel.

- Brookhuis, Norin, Axel W. Horst, Reiner Möller, Wilfried Ring, Urta Steinhäuser & Marlene Trust, 1992: Die Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung und ihr Beitrag zur Verhinderung von Freiräumen. Notizbuch der Kasseler Schule 24: 3-112. Kassel.
- Gerhardt, Uta 2001: Idealtypus. Zur methodischen Begründung der modernen Soziologie. stw 1542, 486 S., Suhrkamp Frankfurt/M.
- Goldt, Max 2011: Ein Buch namens Zimbo. 199 S. Reinbeck.
- Grimm, Jacob & Wilhelm Grimm (Begr.) 1985-1961: Deutsches Wörterbuch. zitiert nach woerterbuchnetz.de am 07.2.2012
- Grundler, Hubert, Helmut Lührs & Hans-Jürgen Stolzenburg 1984/1992: Der Landschaftsplan für die Stadt. Notizbuch der Kasseler Schule 24: 114-238. Kassel.
- Grundler, Hubert, Karl-Heinrich Hülbusch, Heinrich Kern-Günther, Jürgen Knittel, Siegfried Krauß, Lührs Helmut, Dagmar Platz, Bernd Pniewski, Jörg Spiegel & Hans-Jürgen Stolzenburg 1984: Pflege ohne Hacke und Herbizid. Notizbuch der Kasseler Schule 17 209 S. Kassel.
- Hard, Gerhard 1983: Die spontane Vegetation der Wohn- und Gewerbegebiete der Stadt Osnabrück (II). Osnabrücker Naturwissenschaftliche Mitteilungen 10: 97-142. Osnabrück.
- Hard, Gerhard 1990: Gärtnergrün und Bodenrente. Beobachtungen an spontaner und angebaute Vegetation in der Stadt. Notizbuch der Kasseler Schule 18: 251-272. Kassel.
- Hard, Gerhard 1995: Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. Osnabrücker Studien zur Geographie 16. 198 S. Universitätsverlag Rasch. Osnabrück.
- Hard, Gerhard 1998: Ruderalvegetation. Ökologie & Ethnoökologie, Ästhetik & "Schutz" Notizbuch der Kasseler Schule 49. 394 S. Kassel.
- Hard, Gerhard & Jürgen Pirner 1985: Stadtvegetation und Freiraumplanung am Beispiel der Osnabrücker Kinderspielplätze. OSG-Materialien 7 84 S. Universität Osnabrück. Osnabrück.
- Hülbusch Karl-Heinrich 1981: Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. in Andritzky & Spitzer (Hrg.) Grün in der Stadt: 320-330. Reinbek bei Hamburg.
- Hülbusch, Karl-Heinrich 1991: 'Entwerfen' oder 'Planen'. Notizbuch der Kasseler Schule 22: 174-181. Kassel.
- Hülbusch, Karl-Heinrich 2003: Grünplanung ist keine Freiraumplanung. Der große Unterschied. Notizbuch der Kasseler Schule 64: 163-195. Kassel.
- Hülbusch, Karl-Heinrich, Jürgen Knittel & Andreas Wegmann 1994: Untersuchungen zum "Umgang mit 'Wildwuchs' auf öffentlichen Verkehrsflächen" oder Pflege und Unterhaltung vegetationsfähiger Straßenfreiräume. Notizbuch der Kasseler Schule 34: 33-146. Kassel
- Hülbusch, Karl-Heinrich, Bernd Sauerwein & Peter Fahrmeier 1986: Die spontane Vegetation im Mosaikpflasterverband der Straße 'Am Weinberg'. Notizbuch der Kasseler Schule 2: 111-129. Kassel.
- Hülbusch, Karl-Heinrich, Heitbert Bäuerle, F. Hesse & Dieter Kienast 1976/1979: Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. Urbs et Regio. 11. Kassel.
- Kluge, Friedrich 1999²³. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 921 S. de Gruyther. Berlin, New York.
- Köbler, Gerhard 1995: Deutsches Etymologisches Rechtswörterbuch. Mohr. Tübingen 1995 zitiert nach <http://www.koeblergerhard.de/derwbhin.html>, gelesen am 7.3.2012.

- Köbler, Gerhard 2000³ Indogermanisches Wörterbuch, zitiert nach <http://www.koeblergerhard.de/idgwbhin.html>, gelesen am 8. Februar 2012.
- Körner, Stefan 2004: Naturbilder und Heimatideale in Naturschutz und Freiraumplanung. in Fischer, Ludwig (Hg.): Projektionsfläche Natur. Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen: 77-104. Hamburg
- Lechenmayr, Heike 1994: Die Scherweide. Notizbuch der Kasseler Schule 34: 147-213. Kassel.
- Moes, Georges 1999: Kahle nackte Freiräume auf dem Hochschulgelände Holländischer Platz. GhK-Publik 22(9): 8 Kassel.
- Roth, Joseph (1924)2010: Hotel Savoy. in dergl. Romane und Erzählungen: 73-148. 2001. Frankfurt/M. – Der Eingangsepigraph ist S. 123 entnommen.
- Sauerwein, Bernd 1989: Die Vegetation der Stadt. Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer. Notizbuch der Kasseler Schule 11. 98 S., Kassel.
- Sauerwein, Bernd 1996: Vegetationshandwerk und acht Jahre Freiraumpflege. Die Freiräume der Gesamthochschule Kassel (GhK) am Holländischen Platz /HoPla). unveröffentl. Diplomarbeit am FB 13 Stadt und Landschaftsplanung der Gh Kassel. Kassel.
- Sauerwein, Bernd 1996b: Vegetationskundige Beobachtungen in Bordeaux. Notizbuch der Kasseler Schule 40: 311-338. Kassel.
- Sauerwein, Bernd 1999: Freiraumplanung und Vegetationshandwerk. Die Freiräume der Gesamthochschule Kassel, Standort Holländischer Platz. Landschaftsentwicklung und Umweltforschung 111: 85-113. Berlin.
- Sauerwein, Bernd 2010: Die Vegetation der Freiräume am HoPla - acht und mehr Jahre nach der Ansaat. Mskr. Kassel.
- Schmitz, Sigrid 2012: Städtische Grünflächenpflege. Vortrag auf dem PlanerInnenStammtisch der AG Freiraum und Vegetation am 3. Februar 2012 im Kulturzentrum Schlachthof. Vortragsmitschrift. Kassel.
- Schneider, Gerda 1989: Die Liebe zur Macht. Notizbuch der Kasseler Schule 15. 164 S. Kassel.
- Veblen, Thorstein 1899/1989²: Theorie der feinen Leute. 382 S. Fischer. Frankfurt/M.
- Weber, Max 1906: Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik. in Wickelmann, Johannes 1988 (Hg.): Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre: 214-290. Mohr. Stuttgart.



Zum Umzug der NAS-Gärtnerei

Eberhard Johannes Klauck

Die Neue Arbeit Saar gGmbH (NAS) betreibt seit 1985 auf angepachteten städtischen, kirchlichen und privaten Grundstücken in der Lothringerstraße 2-20 sowie Am Franzenbrunnen im Saarbrücker Südrand eine Gärtnerei, in der Schnittblumen, Gehölze und Frischgemüse produziert werden. In diesen Produktionsbereichen arbeiten derzeit zwei anleitende Gärtnermeister sowie je 15 Helferpersonen. Die Personalfinanzierung erfolgt über Instrumente des JOB-CENTER-Saarbrücken (zuvor ARGE), der EU, der Evangelischen Kirche im Rheinland sowie durch Produktverkauf vor Ort.

Im Dezember 2010 beschloss der Stadtrat der Landeshauptstadt Saarbrücken, für das Gelände der NAS-Gärtnerei sowie für angrenzende private Gärten einen Bebauungsplan zu erstellen. Dies mit der Absicht, ein Siedlungsgebiet für Ein- bis Mehrfamilienhäuser zu errichten. Ebenso soll auf dem Gelände der Blumengärtnerei Am Franzenbrunnen eine Kindertagesstätte (die Planungen gehen von einem Gebäude aus Holz und Glas aus, 40 m x 20 m Grundrissfläche und einem Bauvolumen von ca. 1,8 Mio. €) etabliert werden. Dies bedeutet, dass die NAS-Gärtnerei vorhandene Produktionsflächen zum überwiegenden Teil aufgeben muss und neue Produktionsflächen benötigt. Von bisher 4,785 ha Gesamtfläche, davon ca. 2 ha bewirtschaftet, der Rest vorsichtig gepflegte Parkanlage, verbleiben ca. 0,713 ha in der unteren Blumengärtnerei Am Franzenbrunnen.

Neben mehrfachen Vorschlägen seitens der Stadt, welche div. Gelände in städtischem Besitz, für eine gärtnerische Nutzung geeignet und verfügbar wären, kristallisiert sich ein Gelände heraus, das südöstlich der jetzigen Blumengärtnerei angrenzt. Das Gelände ist derzeit eine landwirtschaftliche Brache, teilweise bereits im Vorwaldstadium einer Gehölzsukzession (*Prunetalia spinosae* Tüxen 1952). Teile der Gesamtfläche sind durch eine Bauruine eines ehemaligen, ausgebrannten Stadtrand-Cafes belastet. Diese Fläche ist in privatem Besitz. Ebenfalls angrenzend an die Blumengärtnerei Am Franzenbrunnen existiert eine versaumte Fläche, die bei einer Biotopkartierung 1980 als „floristisch wertvolle Fläche“ (vgl. LANDESHAUPTSTADT SAARBRÜCKEN 1985: 158 f) eingestuft wurde. Es handelte sich damals offenbar um einen Sand- bzw. Grasnelkenrasen (*Armerion elongatae* Krausch 1962). Von der Grasnelke (*Armeria maritima* ssp. *elongata*), sind heute nur mehr wenige Einzelexemplare auffindbar. Sie siedeln auf den Köpfen mächtiger Ameisenbulle und entgehen so einer steten Eutrophierung durch Hunde. Im Volksmund wird diese Fläche als "Hundewiese" bezeichnet. Die Brache ist heute ein völlig artenarmes und überdüngtes, brachgefallenes *Agropyro-Rumicion* auf trockenem Sandboden mit Dominanzen von *Dactylis glomerata* und *Arrhenatherum elatius* (vgl. Tab. 4). Östlich dieser vergrasteten und versaumten Fläche sind die erwähnten Schlehen-Rosen-Weißdorngebüsche, stellenweise durchsetzt von Brombeerflächen sowie vom

Hybridknöterich (*Fallopia x bohemica*) und von Versaumungen. Die Vorstellungen der Stadtverwaltung gehen dahin, den brach gefallenen Grasnelkenrasen wieder als Grünland zu nutzen. Diese Flächen sind ebenfalls in privater Hand und müssten seitens der Stadt angekauft werden. Wir sind gefragt worden, ob wir uns vorstellen können, das künftige Grünland als Schafweide zu nutzen, was derzeit noch in Prüfung ist. Die Gebüsche im Vorwaldstadium mit verstaudeten Innenflächen sollen nach dem Willen des städtischen Umweltamtes belassen und lediglich eine völlige Verwaldung unterbunden werden. Die übrigen Flächen, die sehr stark vom Hybridknöterich sowie von der Brombeere (*Rubus fruticosus* coll.) besetzt sind und starke Höhenunterschiede aufweisen, könnten der NAS zur gärtnerischen Nutzung überlassen werden. Das bedeutet eine enorme Vorarbeit, um überhaupt aus- und umziehen zu können, was wir auf einen Zeitraum von ca. 3 Jahren veranschlagt haben.

Die NAS ist gewillt, einen Umzug der Gemüse-Gärtnerei Lothringerstraße in das neue Gelände durchzuführen. Wir können uns vorstellen, dazu weiterhin bei den Pflegearbeiten im zu belassenden Hohlweg mitzuarbeiten, unterstützend tätig zu werden bei der Pflegearbeit im Außengelände der künftigen städtischen Kindertagesstätte, die in der oberen Hälfte der jetzigen Blumengärtnerei gebaut werden soll, sowie unterstützend mitzuarbeiten bei der Pflege der öffentlichen Grünanlagen innerhalb des neuen Baugebietes.

Der Auszug der Gemüse-gärtnerei und die Abgabe von Teilflächen der Blumen-gärtnerei sowie die Herrichtung des neuen Geländes bedingen einige Arbeiten, die sowohl im Vorfeld zu erbringen sind, damit ein Umzug überhaupt möglich wird, Arbeiten des eigentlichen Umzuges sowie vom Umzug unabhängige Arbeiten. Um diesen Umzug der Gärtnerei zu finanzieren, stellen wir uns vor, im Bebauungsplan Franzenbrunnen einen Haushaltstitel „Umzug Gärtnerei - NAS“ einzurichten, der die Kosten abdeckt. Die detaillierte Auflistung der notwendigen Arbeiten, des Materialbedarfs, der Arbeitskosten etc. werden in einer getrennten Darstellung erfasst.

Arbeiten, die im Vorfeld nötig werden:

Entsorgen der Bauruine auf Flurstück-Nr. 93/2. Hier muss der Verdacht auf Asbestbelastung untersucht werden, ca. 255 m³

Anm.: Falls keine Asbestbelastung vorliegt, kann die NAS die Entsorgung durchführen, indem der Bauschutt in die Betonfundamente für die einzelnen Einrichtungen (Glashaus, Folientunnel, Büros etc.) eingebaut wird.

Abbaggern des mit Bastardknöterich durchsetzten Bodens, den Boden sieben, Knöterich und seine Wurzeln austrocknen und kompostieren. Es besteht die Absicht, diese Fläche des aggressiven Knöterichs per Betondecke zu versiegeln und darauf die Gewächshäuser der NAS (Glashaus, Folientunnel) zu stellen. Das Gelände ist derzeit sehr uneben und muss zuvor per Baggerlader planiert werden; ca. 690 m³

Herstellen des Betonfundaments für Folientunnel und Glashaus inkl. Verschalung und Stahlbewehrung; ca. 1.000 m²

Roden der Brombeerhecken mit Motorsäge und Freischneider, Schnittgut mit Schredder zerkleinern und kompostieren; ca. 5.834 m²

Ausbaggern der mit Brombeere durchsetzten Erde, Durchsieben der Erde, Brombeerwurzeln austrocknen, schreddern und kompostieren; ca. 1.244 m²

Herstellen der neuen Zaunanlagen; ca. 650 lfd. m Maschendraht

Herstellen der Beton-Streifenfundamente zur Aufstellung der Containeranlagen

Hoffflächen mit Verbundsteinpflaster belegen; ca. 650 m²

Herstellen eines Elektro-Hauptanschlusses inkl. Abklemmen des ehemaligen E-Anschlusses in der Lothringerstraße

Abklemmen des vorhandenen Wasseranschlusses zur Baumschule ("Feldrain") und zum Gemüsebau- Lothringerstraße

Herstellen eines neuen Wasserhauptanschlusses mit p_{min} = 6 bar

Verlegen der Wasserleitungen mit Hausanschlüssen und Freiland-Entnahmestellen

Herstellen eines Kanal- und Abwasseranschlusses inkl. Hausanschlüsse und Kanalleitungen im Gelände

Herstellen des internen Entwässerungssystems

Abschieben des Oberbodens am Standort KiTa und seitliche Deponierung als Zwischenlager im vorhandenen Gärtneigelände, ca. 52 m x 85 m x 0,30 m = 1.326 m³

Transport des Oberbodens aus vorh. Gärtnerie in das neue Gärtneigelände ca. 1.326 m³

Arbeiten, die den Umzug vorhandener Einrichtungen betreffen:

Abbau ehemalige Küche und Aufstellung im neuen Gelände

Abbau der Büro-Containeranlage und Aufstellung im neuen Gelände

Abbau der Schulraum-Containers und Aufstellung im neuen Gelände

Abbau und Neuaufstellung der Werkstätten-Container

Abbau des Glashauses und Neuaufbau im neuen Gelände

Abbau des Folientunnels und Neuerrichtung im neuen Gelände

Neuerrichtung der Frühbeete

Herrichten der Haupt-Wirtschaftswege aus Schotter 0/56

Verschulen der Bäume und Sträucher der Baumschule

Arbeiten, die vom Umzug der Gärtnerie unabhängig sind:

Unabhängig von der Nutzung der Flächen als Gärtnerie sind die angrenzenden Grünlandbrachen, die nach Vorstellung des Umweltamtes der Stadt Saarbrücken wieder in Nutzung kommen sollen. Dazu einige Bemerkungen:

Grasnelkenfluren sind ein Phänomen vergangener Wirtschaftsformen im ausgehenden 19. Jhd., als zur Düngung von Produktionsflächen nur der Wirtschaftsdünger zur Verfügung stand. Dieser war jedoch so wertvoll, dass man ihn nicht auf Grünländer brachte, sondern im Gegenteil sogar von den Weideflächen einsammelte und in die hausnahen Gärten und Äcker einarbeitete. Insofern wurde diese extraktive Wirtschaftsweise in den Landschaften sichtbar

durch einen auf die Standortbedingungen bezogenen Bewuchs. In Landschaften mit submediterran und subkontinental getönten Klimata und den geologisch vorausgesetzten Sandböden wurde auf diese Art eine Weidevegetation infolge Schafhaltung etabliert, in denen die Grasnelke (*Armeria maritima* ssp. *elongata*) auffällig auftrat (vgl. ADAM & HÖFNER 2011). Die Grasnelkenflur, die bei der Biotopkartierung 1980 festgestellt wurde und zum schützenswerten Biotop erklärt wurde, grenzte damals an die Gärtnerieflächen der NAS. Durch Brache der damaligen Weide und durch andauernden Nährstoffeintrag (Stickstoffe und Phosphate) infolge Hundekots ist die Grasnelkenflur heute nicht mehr existent. Es existieren aber noch einzelne Exemplare der Grasnelke.

Die Arbeiten hierzu haben folgenden Umfang:

Entfernen und Kompostieren von Brombeer- und Zitterpappelgebüsch, ca. 726 m²

Vergraste Flächen per Freischneider abmähen, Schnittmaterial anderenorts kompostieren; ca. 8.598 m²

Rasenfläche mit Traktor und Egge bearbeiten, bis die Verbultung eingeebnet ist; ca. 8.598 m²

Zusammenfassung:

Die NAS ist gewillt das vorgeschlagene Gelände, das zu ca. 2/3 an die verbleibende Blumengärtnerei Am Franzenbrunnen angrenzt, in gärtnerische Nutzung zu übernehmen. Gleichzeitig gibt es die Überlegung, bei den Pflegearbeiten der künftigen Außenanlagen mitzuwirken. Eine Zustimmung des Jobcenters - Saarbrücken muss hierzu noch erfolgen.

Die Arbeiten umfassen folgende Inhalte:

Entsorgung und Herrichtung der Brachflächen zur gärtnerischen Nutzung
künftige Nutzung der Grünlandbrache per Schafhaltung (wird noch geprüft)

Pflegearbeiten in den Schlehen-Rosen-Weißdorn-Hecken

Pflegearbeiten am Franzenbrunnen

Pflegearbeiten in den künftigen öffentlichen Grünanlagen des neuen Siedlungsgebietes

Energieversorgung

Kanal- und Abwasseranschlüsse.

Literatur:

ADAM, Peter & HÖFNER, Jeanette (2011): Auf Sand gebaut. Anmerkungen zur Ökonomie und Soziologie von Sand-Grasnelken-Fluren im Kontext ihrer Nutzungsgeschichte. - Neubrandenburger Skizzen Band 11:12-190, Hrsg.: Landschafts- und FreiraumPlanunG Neubrandenburg e.V. (LPG), Brodaer Str. 2, 17033 Neubrandenburg.

LANDESHAUPTSTADT SAARBRÜCKEN (1985): Ökologische Planungsdaten. Ein Umweltbericht der Stadt Saarbrücken.- 355 Seiten, Krüger-Verlag, Dillingen.



Spaziergang in Mühlhausen



13. Symposium 'Prinzipien, Regeln, Rezepte'

am 20.04.2013 in Hemeln/ Weser

mit Beiträgen von Helmut Böse-Vetter, Bernd Gehlken, Sebastian Heinzen, Karl Heinrich Hülbusch, Heike Lechenmayr, Frank Lorberg, Helmut Lührs, Dagmar Kuhle, Bernd Sauerwein, Henning Schwarze

und Mitwirkung von Ulrike Braun, Bernd Burg, Hendrik Falkenberg, Maria Martens, Thomas Mayer, Bernd Schürmeyer, Hannes Volz, Martin Zeihe,

„Das Prinzip reist in Geschichten.

(...) Das Prinzip ist ein gedankliches, theoretisches Konstrukt. Es ist ein (idealtypischer) Sinn oder Sinnzusammenhang (Weber, M. 1921/ 1972: 4). P.L. Berger und H. Kellner nennen es ein ‚interpretierendes soziologisches Konzept‘, ein sinnadäquates Verstehen (Berger, P.L., Kellner, H. 1981/1984: 40f.). Prinzipien beruhen auf kommunen Vereinbarungen, sie sind die Grundlage eines Gemeinsinns (Walzer, M. 1990/93).“

(Kuhle, D. 2002, 'Friedhofs-Moden' In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 59: 144f. Kassel)



vlnr: Hendrik Hannes Bernd Thomas Helmut

Semi

Einleitend wird hier der Beitrag von Dagmar Kuhle zum PlanerInnenseminar im März 2001 „*Planen in unmöglichen Vorgaben. Der Garten zum Einfamiliengebäude*“ abgedruckt, der der Einladung zum Symposium beigefügt war. Der Beitrag wurde bereits 2004 in Notizbuch 58 veröffentlicht.⁷ In diesem Fall weichen wir ausnahmsweise von der Regel ab, Beiträge aus Notizbüchern nochmals zu veröffentlichen, weil der Text -in diesem Zusammenhang neu gelesen- in die ‚tragenden Gedanken‘ des Symposiums einführt. (Red.)

Prinzip und Regel – um den Sonderfall zu erschließen.

Dagmar Kuhle

Fall und Sonderfall

Die Herausforderung unseres Seminars ‚Planen in unmöglichen Vorgaben‘ geht auf die Unterscheidung von Fall und Sonderfall zurück. Die ‚üblichen Fälle‘, das sind die fraglos zu nutzenden, die unauffälligen und daher eher unscheinbaren, in denen aber gerade deshalb die Handlung, das Tun, im Vordergrund stehen kann. Der Regelfall ist durch vergleichbare Merkmalkombinationen gekennzeichnet, die H. Böse-Vetter bezogen auf Haus und Hof ‚Kanon von Hof und Haus‘ genannt hat:

„Vorhof, Hof, Vorgarten, Ziergarten etc. stellen offenbar Elemente eines Kanons dar, der auch eine Richtschnur für die Organisation der einzelnen Teile enthält, und dabei eine Unmenge Variationen für unterschiedlichste Platzverhältnisse ermöglicht. Dieser Kanon von ‚Haus und Hof‘ ist nicht ausgedacht, sondern durch Bewährung auf Grundlage praktischer Gebrauchserfahrung allmählich verfertigt worden“ (BÖSE-VETTER, H. 1991:113).

Vor dem Hintergrund des Regelhaften fallen Beispiele auf, die sich den Regeln entziehen, deshalb zu Sonderfällen werden. Das Unterscheidungsvermögen in Fälle und Sonderfälle ist alltäglich angefragt. Ständig bewegen wir uns in Regelhaftem, bzw. nehmen Differenzen wahr, sind gefordert, uns dazu zu verhalten, also unsere alltagsweltlich zuhandene Typisierung immer wieder zu prüfen, gegebenenfalls darauf zu bestehen, sie anzupassen, zu erweitern oder zu revidieren. Wo Gebrauch be- oder verhindert wird, wie im Sonderfall, wachen wir auf, haben wir Anlass, uns der Regeln und des zugehörigen Prinzips bewusst zu werden und davon ausgehend Einmischung in die Sonderfälle zu suchen. Diese Einmischung kann verschiedene Gesichter haben, von Protest über Kritik bis zu prognostischen Überlegungen reichen, die auf eine bessere Brauchbarkeit der Architektur zielen. Der Sonderfall führt Spezialisierungen ein, wenn Brauchbarkeit für nur wenige Nutzungen und nur für eine Zeitspanne hergestellt wird. Selbst viel Fläche kann dann verweigerte Sparsamkeit bedeuten. Demgegenüber wäre vielmehr die Frage nach Qualitäten für Anwesenheit, Arbeit und darin enthaltener Möglichkeiten zur Verschwendung zu stellen (BERGFLETH, G. 1985).

⁷ Erstveröffentlicht 2004: in Notizbuch 58 der Kasseler Schule „Licht und Schatten“ S. 165-168. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.

Verstehen wir Geschichte nicht linear, sondern als Präsenz des Vergangenen im Jetzt wie möglicher Zukunft im Jetzt (vgl. FEHR, M. 1995:9), so fällt bei einer Einmischung in die Architektur der Blick immer auch auf das Vorherige und möglicherweise Folgende – was ermöglicht das Gebaute nicht nur im Moment, sondern auch im Verlauf der Zeit, inwieweit kann eine Anpassung an neue Erfordernisse erfolgen? Die Möglichkeiten zur Verausgabung hängen auch davon ab, inwieweit nach einer Zeit relativ großer Funktionstreue (vgl. NEEF, E. 1950) Umwidmungen möglich werden.

Regel und Prinzip dienen der Fortführung von Kommunalität

Mit der Sammlung der Sonderfälle soll der jeweilige Bestand als Ausgangsbasis ernstgenommen werden, jenseits fiktiver Veränderungsvorschläge als Vorgabe gelten. Um arbeitsfähig zu werden, setzen wir die anthropogen hergestellten Vorgaben mit einer naturbürtigen Ausstattung gleich. Damit lautet die Aufgabe: wie viel vom ‚tragenden Gedanken‘ -dem Prinzip- ist im Sonderfall noch erkennbar oder sinngemäß hineinzulegen? Wie viel Regel ist im Regellosen erkennbar oder einzubringen? Dazu muss ich Beispiele kennen, die Regeln enthalten, um von dieser Kenntnis aus das Regellose zu analysieren. Es ist der Versuch, den Zufall oder Einfall in Regeln zu übersetzen. Das heißt ausgehend von Haus und Hof die Regeln des Gebrauchs und die zugehörigen materiellen Manifestationen zu kennen. Organisation, Morphologie und –in der Bedeutung etwas weniger gewichtig– auch die Materialwahl sind materiell sedimentierte Handlungen, sie stehen für ein Tun, das über die Zeit hinweg weitergegeben wurde – familial, oder kommunal-konventionell tradiert. Handlungen sind zunächst immateriell, flüchtig, erst in Organisation, Morphologie und Material erhalten sie materiellen Ausdruck. Umgekehrt können wir materielle Ausstattungen als Indizien für Handlungen nehmen, und über deren Abstraktion dem zugrunde liegenden Gedanken auf die Spur kommen, die Organisation oder den Roten Faden in der Reihung erkennen (vgl. NADOLNY, S. 1990/1993:48). Unsere Arbeit mit Sonderfällen bedeutet deshalb zweierlei: uns der bisher verstandenen Regeln und Prinzipien von Haus und Hof zu verge-wissern, damit dieses Wissen gleichzeitig zu prüfen und zu sichern – und weiterhin den Versuch, die Kondition der Verständigung selbst in unmöglichen Vorgaben so gut wie möglich fortzuführen.

Unternehmen wir einen professionellen Spaziergang entlang realer Beispiele, so können wir aus mitgebrachtem Wissen über die Regeln der Handhabung Thesen zum Gebrauch formulieren. Sind sie ernsthaft von unserer Vorerfahrung, dem Vorwissen und Vorurteilen her überlegt, so werden sie aller Wahrscheinlichkeit nach nahe am Prinzip angesiedelt sein. Methodisch ist der Schritt vom Einzelfall über die Regel zum Prinzip allerdings immer wieder durch Typisierung und Systematisierung zu prüfen.

Analogie: Regel und Prinzip im Tanz

Beschriebenes Vorgehen ist indizienkundlich, auch in anderen Professionen wird dieser Weg gewählt, um eine ‚Teilhabe am gemeinsamen Sinn herzustellen

len' (vgl. GADAMER, H.-G. 1960/1990:297). Analog zur Freiraumplanung gilt es in der Welt des Tanzes aus vielen einzelnen Bewegungen ein Prinzip der Bewegung herauszuarbeiten „...eine wirklich gemeinsame Bewegung zu finden, was etwas anderes als die Summe der individuellen Bewegungen bedeutet“ (LECOQ, J. 1997/2000:75). Die Einzelfälle sind die Bewegungen der Tanzenden, die gesammelt und auf einen idealtypischen Ablauf hin konzentriert werden (vgl. SCHMIDT, J. 1998:37f). J. Lecoq recurriert in seiner Arbeit auf das Wissen des Körpers um Dinge, die der Kopf noch nicht weiß (LECOQ, J. 1997/2000:22). Auf derselben Grundlage wird in der Freiraumplanung auf die allmähliche Verfertigung von Freiräumen vertraut, eben auf Grundlage praktischer Gebrauchserfahrung. Da das Prinzip nur in Geschichten reist (KUHLE, D. 1999:28), ist die Arbeit des geduldigen Geschichten-Sammelns, der Beschreibung und der Debatte um den zugrunde liegenden Kern unentbehrlich - ohne sich dabei in Anekdoten zu verzetteln. Die Choreographin Pina Bausch benennt diesen Schritt in ihrer Arbeit mit der ‚Annäherung an das Arbeiten gleichsam um die Ecke‘ (vgl. SCHMIDT, J. 1998:37). Im Tanz ist die Bewegung - der Schritt - das Handwerkszeug, um den Raum zu erschließen. J Lecoq gelangt zu folgenden Einsichten über die Bewegungsfelder Kreis und Quadrat:

„Die Spielfläche muss notwendigerweise ein Rechteck und kein Kreis sein, denn der Kreis erlaubt nur eine wirkliche Bewegung: die Drehung! (Die Architektur des Pariser Funkhauses beweist das!) Oder aber es drängt sich ein Ritual auf, nämlich das Feuer in der Mitte, an dem alle teilhaben, die darum herumsitzen. Deshalb ist es in einem Rund so schwer, Theater zu spielen. Die Manege im Zirkus ist für Pferde und nicht für Menschen gemacht, in ihr ist keine Dynamik möglich. Umgekehrt erlaubt das Rechteck alle großen dynamischen Wege, die Geraden, die Parallelen, die Diagonalen, die eine Vielzahl von dramatischen Möglichkeiten freisetzen und strukturieren“ (LECOQ, J. 1997/2000:184-185).

Lecoq setzt geometrische Formen in Bezug zu Handlungen, zu Spiel, Leben oder Ritual. Der Kreis ermöglicht allein die egozentrische Bewegung oder das Ritual. Ihm entspricht der Zentralbau, mit dem differenzierte Grenzziehungen und ein gesicherter Zugang zur Öffentlichkeit aufgehoben werden, womit letztlich eine ‚zivile Form des Garnisonslebens‘ eingeführt wird (vgl. HABERMAS, J. 1962/1975:190). Überlegungen in der Freiraumplanung gehen hingegen davon aus, dass es gerade differenzierte Grenzziehungen sind, die Freiraum herstellen, bzw. möglich werden lassen (vgl. z.B. KLOSE, B. 1989/1999:21). Pläne zur Organisation vom Nacheinander und Nebeneinander von Zonierungen oder von Abteilungen fangen immer bei Überlegungen zu Grenzen, Grundrissen und Morphologie an. Vorbilder, die sehr viele ‚Möglichkeiten zur Verausgabung‘ bieten, wie z.B. die Haushufe, gründen auf rechteckigen Grundrissen. Darin ist offensichtlich Platz für das alltägliche Ballett (vgl. JACOBS, J. 1963/1993:44), wie für Abwandlung und Improvisation (und wenn es dazugehört auch Dramatik).

Dies ist nur möglich vor dem Hintergrund der Regeln auf Vorgaben, die wir nicht ändern können.

Literatur

BERGFLETH, G. 1985: Theorie der Verschwendung. München.

- BÖSE-VETTER, H. 1989/91: Hof und Haus. Zum Beispiel Worpsswede. In: AG Freiraum und Vegetation (Hg.): Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 25. S. 109-152. Kassel.
- FEHR, M. 1995: Kunst als ‚Bewusstsein von Geschichte‘ Sigrid Sigurdssons ‚Vor der Stille‘ In: Fehr, M., Schellewald, B. (Hg.) Sigrid Sigurdsson. Vor der Stille- Ein kollektives Gedächtnis. Köln.
- GADAMER, H.-G.: 1960/1990: Hermeneutik I. Wahrheit und Methode. Tübingen.
- HABERMAS, J. 1962/1975: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt a. Main.
- JACOBS, J. 1963/1993: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig.
- KLOSE, B. 1989/1999: Grenzziehungen. Freiraumstrukturen in der Nordstadt. In: AG Freiraum und Vegetation (Hg.): Notizbuch der Kasseler Schule Heft 54. S.21-45. Kassel.
- KUHLE, D. 2002: ‚Friedhofs-Moden‘ - Über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof. In: AG Freiraum und Vegetation (Hg.): Notizbuch der Kasseler Schule Heft 59. S. 120-153. Kassel.
- LECOQ, J. 1997/2000: Der poetische Körper. Eine Lehre vom Theaterschaffen. Berlin.
- NADOLNY, S. 1990/1993: Das Erzählen und die guten Absichten. München.
- NEEF, E. 1950: Landesplanung und geographische Forschung. In: Bericht zur deutschen Landeskunde 6: 310-332. Neuwied.
- SCHMIDT, J. 1998: Tanzen gegen die Angst. Pina Bausch. Düsseldorf, München.

Einladung

zum 13. Symposium 'Prinzip, Regel und Rezept' 2013 in Hemeln an der Weser

Göttingen und Kassel im Januar 2013

Das diesjährige Symposium steht in der Tradition der Themen von 2006 und 2008 (Systematik und Gegenstände): Im Arbeitsalltag die Gegenstände sehen und beschreiben, verstehen, vergleichen und erklären zu können. Zur Einführung in unser Thema haben wir einfach mal den beigegefügteten Text ‚Prinzip und Regel – um den Sonderfall zu erschließen‘

von Dagmar Kuhle (in NB 58:2004: S. 165-168) mit beigelegt. Wir freuen uns über Beitragsanmeldungen mit Notizen zu den angedachten Vorträgen bis zum 28. Februar 2013.

Anbei noch ein paar weitere Literaturhinweise zum Stöbern:

Lührs, H. 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. NB 32: S. 11-12 (Ausführungen zu Panofsky) und 24-26.

Notizbuch 48: Muttheorie gegen Zumutungen (Notizbuch zum Balint-Seminar. S. 46-51, 63-67.)

Ginzburg, C. 1988: Spurensicherung.

Hier noch ein kleines einführendes nachdenkliches Zitat:

„Galt es doch nicht zu schauen und zu lachen, sondern zu analysieren, zu abstrahieren und zu klassifizieren. Zu klassifizieren, um dann Regeln aufstellen zu können! Zu reglementieren, ja, das Gesetzbuch des Gehens zu verfassen“.(Balzac, H. d. 1845/1997: Theorie des Gehens: 99. Lana, Wien, Zürich)

Liebe Grüße Heike

Erinnerung

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

17.03.2013

wir wollen noch mal ganz freundlich an die Anmeldung eurer Teilnahme zur Jahreshauptversammlung und zum Symposium in Hemeln vom 19.4. - 21.4.2013 erinnern. Die Beitragsanmeldungen zum Symposium sind auch noch nicht so üppig, wie wir uns das für eine ertragreiche Debatte wünschen. Es gibt bisher erst 4 feste Beitragsanmeldungen! Wir vermuten, es gibt vielleicht einige die einen Gedanken im Kopf herumgetragen, aber dieser nicht so recht aufs Papier will. Vielleicht weil die Muße fehlt oder man meint es nicht sortiert zu kriegen. Wie immer wollen wir trotzdem dazu aufmuntern einen Beitrag vorzubereiten, weil auch die anschließende Debatte die Geschichte eines erzählten kleinen Beispiels klären kann. Der Gedanke des Symposiums lebt von vielen, kleinen Beiträgen.

Vielleicht können Kiwi und ich mit einem kleinen Rätselspiel motivieren, es ist der Gärtnerei entlehnt, passt aber zur Wetterlage und Jahreszeit. Es war glaube ich schon lange nicht mehr ein so lang anhaltender Winter um die Gärtnerei zu reflektieren und vorzubereiten und erinnert an eine kleine Wortspielerei. Also:

Was ist das Prinzip des Gärtnerns?
Welche Regeln gehören dazu?
oder
Was sind die Regeln des Gärtnerns?
Welches Prinzip ist daraus abzuleiten?

Aus der Erfahrung vorangegangener Ernten ist die Kulturdauer, die Blütezeit (Kurz-/Langtag), das Erntegut u. a. bekannt. Daraus resultieren die Saatzeiten, die Kulturarbeiten – hacken, wässern, düngen – und so das Wetter will: die Ernte. Das sind Regeln, die eingehalten werden müssen, damit eine Ernte eingefahren werden kann.

Das Prinzip zu diesen Regeln gilt für alle Tätigkeiten gärtnerischer, bäuerlicher, forstlicher Art. Aber auch für alle sozialen Tätigkeiten: Lehren, Pädagogik, Erziehen. Das Prinzip heißt: ich muss etwas heute tun, dessen Sinn erst noch erwachsen muss. Der Gedanke oder die Geschichte dazu ist retrospektiv zu erzählen. Die Tätigkeit in die Zukunft wird getan aus dem Wissen (der Erfahrung) aus der Vergangenheit. Wenn man eine Ernte haben will, müssen heute Arbeiten getan werden. Der Sinn kann nur vermittelt erzählt und erst nach einer Zeit vorgezeigt werden.

Das beste Beispiel hierfür geben z.B. die Beuysbäume in Kassel.

Wir wünschen allen ein schönes Osterfest mit Muse für Erholungspausen und freuen uns auf das Wiedersehen in gut 4 1/2 Wochen.

Liebe Grüße Heike und Kiwi

Prinzip, Regel, Rezept

Karl Heinrich Hülbusch

Dieser nette magische Dreiklang deutet eine Folge an, die von der Reihe der Beiträge in Geschichten verwandelt wird. Nicht nur das Prinzip reist in Geschichten (s. Kuhle, D. 2002:144ff). Die Ankündigung in drei Gruppen, die dem Thema entsprachen, war, nach den Mitteilungen der Berichtenden beschlossenen, zutreffend. In der Ausführung war dann überraschend, dass

Die 'Rezepte' vor allem das Prinzip und Regeln zu verhandeln hatten;

Die 'Regeln' ins Schema ausscherten und zur Legitimation über den Sachzwang verhandelt wurden;

Die 'Prinzipien' vor allem über die Regeln, in denen sie erkennbar sind, erzählt wurden.

Von wo wir auch ausgehen – vom Rezept, der Regel, dem Prinzip – immer muß eine Geschichte dazu erzählt werden, mit der sie zueinander erklärt werden. Wer ein Rezept – eine Anweisung – anordnet, muß Regel und Prinzip hinzufügen – wenigstens für sich, damit geprüft bleibt, daß es nicht ein Schema aus der leichtfertig, verfügbaren Trickkiste ist: man nehme! Oder gar aus der modischen Erfindungskiste: man könnte ja mal! Warum im 'Dreiklang' die Berufung auf Regeln einen Hang zum Schematismus und zur Legitimation über die Konstruktion des Sachzwangs hat, ist zunächst überraschend, weil zu erwarten wäre, dass bei den Regeln Bezug aufs 'Prinzip' genommen würde. Mir fällt da eine Begebenheit, bei der die Zonierung der Straße verhandelt wurde, ein. Und die 'Regel' sollte partout durchgesetzt werden, obwohl die Dimensionierung dafür nicht ausreichte: wir haben die ideale Zonierung aus vielen Beispielen hergeleitet und daran das Prinzip – den Gedanken – der Zonierung dargelegt. Das Prinzip kann sehr viele Variationen der Regel aufnehmen. Das Prinzip ist sinngemäß formuliert und führt nicht zu orthodoxen Regeln – zum Schema. Wie viel 'Haus' in einem Gebäude steckt und wie viel 'Gebäude' in einem Haus, muß dem Prinzip nach erörtert werden (Harenburg, B. u. Wannags, I. 1991). Die Regeln für das Haus und die Regeln für das Gebäude stellen die Prinzipien her und werden gemäß der Prinzipien verstanden, weil das Prinzip, der Sinn nach Panofsky, die Oberinstanz ist. Diese Oberinstanz, die erst mit der Ernte, dem Ertrag manifest wird, ist immer bedroht, wenn dieser Maßstab nicht in Kilogramm, Festmeter o. ä. besteht. Selbst bei der Gesundheit oder dem Wohlbefinden wird das Terrain unsicher, wenn im Prinzip selbst die Messlatte mit überlegt ist. Im Triumvirat fehlt also die Ernte, die Prinzip und Regel prüft. Das ist fast verständlich, weil das Prinzip Voraussetzung einer regelmäßigen Tätigkeit ist, die eine Ernte hervorbringt, - einer Ernte gemäß des Prinzips vom geringsten Aufwand beim höchsten Ertrag. Wenn der Ertrag dem 'demonstrativen Aufwand' (Veblen, Th. 1899/1989) dient und ideologisch bemessen wird, stellt der Aufwand – selbst unter dem Siegel äußerster Sparsamkeit für die Nutzlosigkeit, den Ertrag dar. So wird dann aus der Regel ein Schema, das den Vorwänden

dient. Der Begriff der Regel, die den Gedanken der bewährten Arbeitserfahrung enthält, wird zur Vortäuschung und nur zum Leumund benutzt.

Nicht zufällig protzen die Technokraten mit 'Regelwerken'. Dafür gibt es zwei Motive: wer die einhält, hat recht getan und kann nicht wegen Kunstfehlern vor den Kadi zitiert werden. Mit diesem Schutzschirm versehen, braucht man auch nicht mehr über den Sinn der Tätigkeit nachzudenken. Tucholsky hat diese selbstvergessene Überheblichkeit mit dem Spruch kommentiert, dass

'man eine Arbeit auch 20 Jahre lang falsch machen könne'

Die 'Baumpflege' und die 'Landschaftspflege' bringen es da locker auf 50 bis 100 Jahre. Der Städtebau und die Architekten haben einige Jährchen mehr auf dem Buckel. Und die Verkehrsplanung ist mindestens so alt und besonders erfolglos. Was also ist falsch an der Regel, die Erfahrung und Rückmeldung verspricht? Die Regel tut erfahren und wird zuerst im Machen und Herstellen verstanden, so dass sie z.B. 'sichere alternative Stromversorgung' verspricht. Die Orthodoxie des Schemas, verkauft über die technische Machbarkeit – die Regel -, vermittelt den Sinn automatisch. Nach diesem Prinzip der Einvernahme funktionieren alle 'alternativen' Techniken.

Die Ernte

Der Sinn des Prinzips besteht in der Vorhersage einer ‚Ernte‘, die den Regeln gemäß hergestellt wird. Die gesellschaftliche Legitimation ist unstrittig, weil die Ernte selbst bekannt ist. Solange diese materiell geprüft werden kann – gewogen und gemessen – ist ein Betrug leicht zu erkennen. Wenn die Ernte ideeller Natur ist und einer unbestimmten Verheißung gleicht, wird es schwer, wenn nicht unmöglich, die Ernte zu prüfen, weil das Versprechen selbst windelweich ist und modische Floskeln bedient. Merkwürdig ist, dass gerade der Begriff der Regel missbraucht wird, um Versprechungen zu verkaufen. Die sogenannten Regelwerke tun so, als ob sie mit DIN-Normen übereinstimmen und dieselbe Gültigkeit hätten. Die DIN ist eine erfahrungsgemäße technische Vereinbarung über die Merkmale von Werkstoffen und Werkzeugen; ist also dem Rezept vergleichbar und Ausdruck der angemessenen Vereinfachung der Hilfsmittel. Die Ernte ist darin nicht enthalten – nur die Vereinfachung der Arbeitsmittel. Die Regelwerke versprechen dagegen eine Ernte, die nie eingefahren wird. Darin werden verselbständigte Regeln, einer DIN gemäß zementiert, so dass weder das Prinzip, der Gedanke noch die Ernte den Sinn der Regeln prüfen. Das Prinzip erzählt die Erfahrung, die in der Regel unsichtbar enthalten ist. Die Ernte bestätigt die Regel, prüft deren Sinn und die Erfahrung.

Rezept

Das ist die Dienstanweisung eines Kundigen an einen Unkundigen mit dem Versprechen, dass der Kundige das Prinzip, die Regel, die Ernte kenne. Das Rezept steht in der Reihe der medizinischen Semiotik: Anamnese, Therapie, Katamnese (s. Balint. M. 1953). Die EmpfängerIn des Rezepts ist nicht oder noch nicht fähig die Therapie in der Reihe Anamnese/Diagnose, Therapie, Katamnese zu prüfen, und deshalb auf eine Dienstanweisung angewiesen.

Vom Rezept zum Schema

Regelwerke sind Schemata. Nicht zufällig wird die ‚Regel‘ weder erklärt noch begründet. Alle empirisch genannten Befragungen gehen schematisch vor. Sie müssen so vorgehen, weil sie die Leute für blöd erklären und in der irrigen Überzeugung leben, dass Wünsche oder Wahrnehmungen abfragbar wären (s. Hard, G. 1996, Gronemeyer, M. 1977). Keine Medizinerin, die ihren Beruf kennt, würde je auf die abstruse Idee kommen, die Kundschaft per Fragebogen auszuhorchen, weil eine subtile Anamnese nicht befragt, sondern zuhört, erzählen lässt. So wie die versierte PlanerIn nicht deklamiert, sondern vornehmlich zuschaut. Solche Fertigkeiten müssen beruflich gelernt und geübt werden. Das Schema, dazu passt die Mode, kann bedenkenlos erfunden und gewechselt werden, weil es dafür nur eine Verheißung, aber keine Ernteprüfung gibt. Wer darauf insistiert, wird mit der schönen Ironie abgesichert:

‚Wir haben euch nie einen Rosengarten versprochen‘ (Titel einer Projektarbeit)
– Ätsch. Mit dieser Distanz des Desinteresses und der formal abgesicherten Verantwortungslosigkeit gewinnt das Schema Reputation bei den Machern. Die Handwerklichkeit ist nur entlehnt und vorgetäuscht, Dekor. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass auch Leute, die das Handwerk im Triumvirat – Prinzip – Regel- Ernte – hätten erlernt haben können, aus heiterem Himmel bei den Schematikern landen, ihr Heil in der Unverbindlichkeit finden, die technisch korrekt auftritt. Man muß ja nicht alles verstehen. Der Mainstream ist eben nur die Anpassung an die Mode, mehr nicht und schlichter Opportunismus.

Literatur

- Balint, M. 1953: Balint M. 1953: Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart
Gronemeyer, M. 1977: Denn sie wissen nicht, was sie wollen. In: Gronemeyer, R. u. Bahr, E.: Nachbarschaft im Neubaublock: 189-203. Weinheim u. Basel.
Hard, G. 1996: Schwierigkeiten beim Spurenlesen. Notizbuch der Kasseler Schule 40 Freiraum und Vegetation. Festschrift zum 60. Geburtstag von K.H. Hülbusch :39-51. Kassel
Harenburg, B., Wannags I. 1991: Von Haustür zu Haustür. Das Haus und seine Organisationsformen. Notizbuch der Kasseler Schule 23 Von Haustür zu Haustür - Morphologie und Organisation :6-123. Kassel.
Kuhle, D. 2002: ‚Friedhofs-Moden‘ Über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof. Über kurz oder lang. Notizbuch der Kasseler Schule 59. 120-153. Kassel.
Tucholsky, K. 1932/1990: Gespräch auf einem Diplomatenempfang. In: ders.: Sprache ist eine Waffe: 79-83. Reinbek b. Hamburg.
Veblen Th. 1889/1986: Theorie der feinen Leute. Frankfurt/Main

Einführung und Fahrplan

Heike Lechenmayr

„Heute morgen habe ich über Hierarchien des Denkens gesprochen – das System. Jetzt möchte ich über Methoden sprechen, sich in diesen Hierarchien zurechtzufinden – die Logik.

Zwei Arten von Logik werden angewandt, die induktive und die deduktive. Induktive Schlüsse beginnen mit Beobachtungen an der Maschine und führen zu allgemeinen Aussagen. Wenn zum Beispiel das Motorrad durch ein Schlagloch fährt und der Motor fehlzündet und dann durch ein Schlagloch fährt und der Motor fehlzündet und dann durch ein Schlagloch fährt und der Motor fehlzündet und dann eine lange glatte Strecke fährt, ohne daß eine Fehlzündung auftritt, und dann durch ein viertes Schlagloch fährt und der Motor wieder fehlzündet, dann kann man den logischen Schluß ziehen, daß die Fehlzündungen durch die Schlaglöcher verursacht werden. Das ist Induktion: das Schließen von besonderen Erfahrungen auf allgemeine Wahrheiten." (Pirsig, R. 1978:111/112)

Pirsig beschreibt hier wie er zur Formulierung einer Regel kommt. Er beobachtet ein Phänomen beim Fahren – die Fehlzündung. Dieses Problem beginnt er durch genaues Beobachten zu systematisieren und in zwei Fälle zu typisieren.

1. Fall: die Fehlzündung – Schlagloch
2. Fall: keine Fehlzündung – ebene Fahrbahn

Das Prinzip oder der 'tragende Gedanke' wie es Dagmar Kuhle (NB 58:166) benannt hat, ist in diesem Beispiel ein Motor, dessen einwandfreie Funktion am Geräusch zu erhören ist. So kann er allmählich vom Phänomen 'Fehlzündung' und Schlagloch die Ursache eingrenzen. Mit seinem allgemeinen, technischen Wissen wird er dann dieses Problem beheben können.

Er schreibt weiter:

"Bei deduktiven Schlüssen ist es umgekehrt. Sie beginnen mit allgemeinem Wissen und sagen eine besondere Beobachtung voraus. Wenn zum Beispiel der Mechaniker aus seiner theoretischen Beschäftigung mit der Hierarchie der Fakten beim Motorrad weiß, daß das Signalhorn des Motorrads ausschließlich mit Strom von der Batterie betrieben wird, dann kann er den logischen Schluß ziehen, daß das Horn nicht funktioniert, wenn die Batterie leer ist. Das ist Deduktion." (Pirsig, R. 1978:111/112)

Über das Wissen der Regeln zum Motorrad weiß der versierte Handwerker sofort, dass er die Batterie zu kontrollieren hat. Ist es nicht die Batterie, wird er als nächstes die Kabel und die Verbindungen überprüfen. Er wird systematisch mit seinem Wissen nach den Ursachen forschen und mit dem einfachsten anfangen.

"Zu Lösungen für Probleme, die so kompliziert sind, daß gesunder Menschenverstand sie nicht bewältigt, gelangt man mittels langer Stränge gemischt induktiver und deduktiver Schlüsse, die zwischen der beobachteten Maschine und der geistigen Hierarchie der Maschine, wie man sie in Handbüchern findet, hin und herge-

führt werden. Das genaue Programm für dieses Verweben wird als wissenschaftliche Methode formalisiert." (Pirsig, R. 1978:111/112)

Die Anleitungen in den Handbüchern sind eben nur dann hilfreiche Unterstützung bei Reparaturen, wenn ich einerseits über erlerntes Wissen verfüge und gleichzeitig nach Giono 'Sehen' gelernt habe und so in der Lage bin induktive und deduktive Herangehensweisen zu verbinden. Ein Handbuch als Rezept verstanden führt zu keinem Ergebnis.

Die Idee zum diesjährigen Thema entstand bei einem Vortrag von Kiwi - 'Aus meinem Garten' -, ein Vortrag zur Gemüseproduktion im Hausgarten, bei den Kasseler Stammtischen im November 2011. Während der anschließenden Diskussion wurde eine rege Debatte über Prinzip und Regel in der Gärtnerei geführt und vor allem: was ist was.

Hierauf haben wir in der Erinnerung nochmals verwiesen:

Was ist das Prinzip des Gärtnerns?

Welche Regeln gehören dazu?

Oder

Was sind die Regeln des Gärtnerns?

Welches Prinzip ist daraus abzuleiten?

In der Gemüsegärtnerei ist das Prinzip die Ernte, die durch handwerkliche Regeln, dem vorausschauendem Handeln und schließlich den Fertigkeiten erreicht wird. Diese Fertigkeiten sind dabei ein nützliches Rezept, müssen aber aus der Beobachtung variiert werden. Nehmen wir das Beispiel des Lauches, der in der Anzucht in Bezug auf Klima und Boden doch recht anspruchsvoll ist. In Stuttgart konnte ich die Erfahrung machen, dass er Anfang Mai direkt ausgesät und ohne Düngung eine reiche Ernte hervorbringt. Weinbauklima und die dort vorhandenen fetten Böden sorgen für problemloses Gelingen. In Göttingen gelingt mir das nicht, hier probiere ich jetzt die Voranzucht, weil die fehlende Wärme offensichtlich eine längere Kulturdauer erforderlich macht. In Adolphsdorf würde der Lauch auf den Sandböden verhungern und verdursten. Allein die Angaben auf den Samentüten über Saattermine reichen für den Ertrag nicht aus.

In der Stadtbaumschule ist das Prinzip ein alterungsfähiger Baum mit glattem hohem Stamm und einer Schleppekronen. Die handwerkliche Regel ist auch hier vorausschauendes Handeln, induktiv wurden der Gedanke und die Anleitung dazu aus dem Forst, städtischen Vorbildern, von historischen Bildern und historischer Literatur abgeleitet.

Helmut Lührs schreibt:

" dass das Prinzip der Grünlandwirtschaft, d.h. der Bauernwirtschaft, orientiert ist an der nachhaltigen Nutzung der Gratisnaturproduktivkräfte, immer unter der Idee, mit den zur Verfügung stehenden Arbeitskräften einen optimalen Ertrag zu erzielen." (1994: 29)

Während:

"Das Wirtschaftsprinzip der GrasAckerBrache der Acker ist" (1994:27)

Einmal ist das Prinzip der sparsame Umgang mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, das andere Mal ist es die Idee der Gewinnmaximierung. In der Freiraumplanung ist das Prinzip, der Gedanke "das Hausen" oder der "gebrauchsfähige Freiraum". Die Regeln und die materielle Herstellung dazu können erst durch den induktiven Vergleich der äußeren Organisationen – Grundriss, Morphologie – beschrieben werden.

So und um zum Schluss zu kommen:

Unser diesjähriges Thema 'Prinzip, Regel und Rezept' stehen nach Pirsig in einer Abfolge von Begriffen.

"Diese Struktur von Begriffen wird formal als Hierarchie bezeichnet und ist seit alters her eine Grundstruktur allen westlichen Wissens" (ebd. S.105)

'Prinzip' steht dabei an erster Stelle und das Rezept ist dabei die kleinste Einheit, für Herangehensweisen. Das 'Prinzip' ist wahrscheinlich immer als Idee, Gedanke, These, Ziel zu verstehen. Während, was wir gerne 'Rezept' nennen, in Anleitung und Schema auseinanderdriften können. Das wäre meine These dazu: Ein Rezept ist immer eine Anleitung zur Herstellung, dessen Gelingen vom 'Sehen' können oder vom mitgebrachten Wissen abhängig ist. Wird das Rezept als Schema gehandelt, werden induktive und deduktive Herangehensweisen ausgeschaltet.

Literatur

- Pirsig, Robert M. 1978/1993: Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten. Frankfurt a.M.
Kuhle, Dagmar 2004: Prinzip und Regel - um den Sonderfall zu erschließen. NB 58. S. 165-168. Kassel.
Lührs, H. 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte oder Von Omas Wiese zum Queckengrasland und zurück?. NB 32. S. 1-210.

Zum Fahrplan

Für heute habe ich die Beiträge in drei Gruppen eingeteilt: Rezept, Regeln, Prinzip. Die erste Gruppe habe ich ein wenig ketzerisch 'Rezepte' genannt. Es sind jene, die sich mit den Begriffen beschäftigen und sie zu erklären suchen. Wir brauchen diese Beiträge um unsere Thesen und Fragestellungen formulieren zu können. In der zweiten Gruppe 'Regeln' sind jene versammelt, die praktische Beispiele beschreiben. Die Herangehensweisen der Durchführung entsprechen nicht den altbekannten Prinzipien, sind nicht in die Zukunft gedacht. Die Überlegung ist, dass die 3. Gruppe 'Prinzipien' vielleicht an den Anfang verweist und noch mal auf anfängliche Fragestellungen zurückführt.

Fahrplan* Symposium 'Prinzipien, Regeln, Rezepte'

20.04.2013 Hemeln /Weser

9:00 Heike Lechenmayr: Begrüßung

1. Gruppe: Rezepte

9:20 Helmut Lührs: Glauben noch viele Erwachsene an den Weihnachtsmann ?

9:45 Frank Lorberg: Prinzip, Regel, und Rezept einer Muster-Sprache

Pause bis 10:30

10:30 Bernd Sauerwein: "Vom Kopf auf die Füße"

10:55 Bernd Gehlken: Zur Ehrenrettung des Rezeptes

Pause bis 11:30

Kurze Zusammenfassung

2. Gruppe: Regeln

11:30 Henning Schwarze: Linde in Elliehausen – Naturdenkmal

11:55 Sebastian Heinzen: Schnittmassnahmen an Gehölzen in der Feldmark

Mittagspause bis 14 Uhr

Kurze Zusammenfassung

3. Gruppe: Prinzipien

14:10 Helmut Böse-Vetter: 'Von Wegen', Platz in der Dorferneuerung

14:35 Karl Heinrich Hülbusch: Landschaft: prinzipiell; Gegend: kanonisch; 'Kultur'-Landschaft: schematisch **

Pause

15:10 Abschlussdebatte

Festlegen des Themas für das Symposium 2014

16:00 Erzählrunde aus den Arbeitsalltagen

18:30 Abendessen

20:00 Fortführen der Erzählrunde

21.04.2013 ab 10:00 **Spaziergang** in Hemeln zur Bau-/Siedlungsgeschichte mit Ulrike Braun und Helmut Böse-Vetter

* Die Reihenfolge wurde für die Veröffentlichung geändert. *
Ebenso wurde für dieses Notizbuch eine Veröffentlichung von Bernd Gehlken über den ‚Waldrand‘ neu abgedruckt. Ein Text, den Bernd Gehlken zu seinem Beitrag verteilt hatte.

** Der Beitrag wurden für die Veröffentlichung zurückgezogen, dafür ein Kommentar zum Text über ‚Ideal und Wirklichkeit bäuerlicher Gärten‘ hinzugenommen.

Glauben noch viele Erwachsene an den Weihnachtsmann?

- Anmerkungen zu ‚Regel, Prinzip und Rezept‘ -

Helmut Lührs

Im Alltag

Regel

In der Regel führt mich ein Trampelpfad auf dem rechten Weg. Alltagspraktisch beschreiben Regeln gesellschaftliche Übereinkünfte wie etwas ist und wie es geht.

Prinzip

‚Frage an Radio Eriwan: „Glauben in der Sowjetunion noch viele Erwachsene an den Weihnachtsmann? – Antwort: „Im Prinzip nein, in der Politik ja“ ‘

Ein Prinzip beschreibt gemeinhin den Grund aus dem etwas anderes hervorgeht. Es ist nicht der Satz vom Grunde im Schopenhauerschen Sinn; bezeichnet wird ein Allgemeines, das auf ein möglich Konkretes verweist. Würden wir in der Frage an Radio Eriwan das Wort Prinzip durch Regel ersetzen, dann funktioniert der Witz nicht mehr, weil ein Konkretes bezeichnet würde, wo ein Allgemeines gemeint ist und nur als allgemeine Bezeichnung in der Konstruktion des Gedankens plausibel funktionieren kann.

Rezept

Man nehme Ein Rezept wird zum Kochen benötigt oder von einem Arzt
ausgestellt.

Logisch

Gehen wir die Frage nach der Regel, dem Prinzip, dem Rezept mit Ch. Peirce pragmatisch an, dann kennen logische Schlussformen weder Prinzipien noch Rezepte.

Regel: alle Menschen sind sterblich

Fall: Enoch ist ein Mensch

Schluß: Enoch wird sterben

Das ist der deduktive Syllogismus schlechthin – der sog. ‚Barbara Schluß‘. Die Regel hat in diesem Beispiel den orthodoxen Charakter eines Naturgesetzes. Sie kennt keine Ausnahme.

Wenn wir sagen:

In der Regel sind alle Menschen sterblich, den Fall nehmen

Henoch ist ein Mensch, dann müßte als Schluß folgen

In der Regel wird Henoch sterben.

Jetzt passiert etwas Eigenartiges. Es gibt ein ‚Dazwischen‘, ein unbestimmtes etwas, das die Regel nicht enthält. Der deduktive Syllogismus wendet sich der

Induktion zu: wir brauchen eine neue, wenigstens eine erweiterte Regel, die das unbestimmte etwas in der bekannten Regel zugänglich macht. Dieses zwischen Induktion und Deduktion liegende Moment drückt m.E. aus, was wir geneigt sind, ein Prinzip zu nennen. Das ‚Prinzip‘ liegt so nicht (als Allgemeines) über der Regel, sondern zwischen dem, was die Regel nicht erfasst, was aber in ihrem Gedankenstrom angelegt ist und ohne Kenntnis der Regel nicht erfasst werden kann.

Folgen wir Otto Ulrich, dann ist die industrielle Warenproduktion nach dem Prinzip des naturwissenschaftlichen Experimentes ‚angelegt‘. Das Experiment wiederum folgt den Regeln des Barbaraschlusses. Und so liefert das Experiment in seiner logischen Struktur nur dann neue Einsichten, wenn es scheitert. Dort, wo es gelingt, bestätigt das Experiment Einsichten, die vorher schon da waren. Im Blick auf den Gewinn von Einsichten ist das Scheitern gleichsam die Metaphysik dieser logischen Struktur. Dazu gibt es eine üppige Literatur, die (s. z.B. Blumenberg) auch dort, wo sie ihren Adressaten aus den Augen verloren hat, das Scheitern selbst zu einem Topos der klugen Lebensführung machen will. Die Gärtnerin / die Vegetationskundlerin kennt die Regeln, folgt aber dem, was zwischen der Regel und dem Fall liegt. Eine Regel der pflanzensoziologisch vegetationskundlichen Arbeit lautet, dass nur homogene Bestände aufgenommen werden sollen. So wie es homogene Bestände gibt, gibt es homogen inhomogene und inhomogen homogene Bestände. Wie die aufzunehmen sind, folgt der Regel und entscheidet sich von Fall zu Fall aus der Anschauung heraus und auf der Basis der zuhandenen Erfahrung. Prüfbar wird die Qualität der Entscheidung bei der Aufnahme über die Tabelle, die klare Auskunft gibt, ob hier brauchbare Aufnahmen angefertigt oder z.B. Gemische aufgenommen wurden. Die Gärtnerin / Vegetationskundlerin verfolgt ein realistisches und zugleich ein ruchlos optimistisches Konzept zur Beschreibung und Interpretation der Wirklichkeit.

Regel und Prinzip – wo das Prinzip aus einer Regel hergeleitet ist, fußen auf Theorien. Wenn wir – als anderes Beispiel – die Regel nehmen, dass die Anwesenheit einer Art wichtiger ist als die Art der Anwesenheit (H. TROLL), dann ist auch in dieser Einsicht nicht nur das methodische Verständnis der Pflanzensoziologie als einer Indizienwissenschaft eingeschrieben, sondern auch ein theoretisches Konzept, das die beobachtende Anschauung selbst als Theorie begreift, der alle methodischen und verfahrenstechnischen Schritte in der Vorgehensweise verpflichtet sind. Das schließlich unterscheiden Regel und Prinzip vom Rezept. Das Rezept hat keine theoretische Basis nötig. Sie kann dem Rezept indirekt zugesteuert werden, aber von Haus aus sind Rezepte Theorien so fremd wie Theorien Rezepten.

Ein bisschen Landespflege

Die Landespflege hat von Kindesbeinen an versucht, die (scheinbar erfolgreiche) Härte der Naturwissenschaften (und damit deren Industrialisierungskompatibilität) zu imitieren. Dabei hat sie das Konzept des Scheiterns unverstanden mit übernommen – unverstanden, weil der Landespflege die heuristi-

sche Funktion eines gescheiterten Experiments im Gegensatz zu den Naturwissenschaften nicht zugänglich ist – eine schlechte Kopie macht eben noch keine Wissenschaft. Die Landschaftsarchitektur als modernisierte Ausgabe der alten Landespflege hat jeden wissenschaftlichen, überhaupt akademischen Anspruch über Bord geworfen, aber dem metaphysischen Konzept des Scheiterns ist sie treu geblieben.

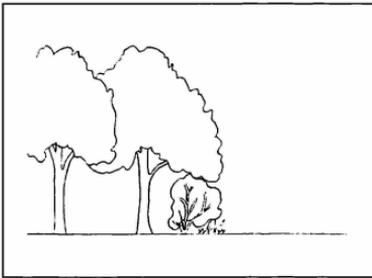
Wer keine Regeln kennt, dem bleiben am Ende nur Rezepte und wer nur nach Rezepten kochen kann, der kriegt nichts Leckeres auf den Tisch.

Zur 'Ehrenrettung' des Rezeptes

Bernd Gehlken

Ursprünglich wollte ich Euch, wie Ihr das ja schon kennt, mit einem Beispiel, das mir im Rahmen meiner Arbeit über den Weg lief (bzw. sich in den Weg stellte) beglücken. Die Beobachtungen und Überlegungen zu diesem Beispiel hätte ich dann - mehr oder weniger überzeugend - in einen Zusammenhang mit dem Symposiumsthema gestellt.

Wäre ich dabei geblieben, hätte ich Euch über den Waldrand erzählt. Über die Sichtung der zu diesem Gegenstand verfügbaren Literatur und der dort regelmäßigen Wiederkehr des immer gleichen Bildes vom 'idealen Waldrand'.



Tatsächliche Waldränder
(Abb. aus Möller 2013)



Der 'ideale Waldrand'
hier in einer Abb. aus Kögel et al. (1993: 387)

Ich wäre mit Euch den Weg der (vielleicht etwas naiven) Suche nach einer stichhaltigen Begründung oder gar eines Vorbildes für den 'idealen Waldrand' gegangen. Ich hätte Euch vielleicht glaubhaft dargelegt, dass es die angeführten Vorbilder real gar nicht gibt und auch nie gab und stattdessen hinter dem breiten gestaffelten und geschwungenen Waldrand ein fiktives Leitbild steht, dem unschwer Anleihen in der romantischen Landschaftsmalerei und im Landschaftspark nachzuweisen sind⁸

⁸ Wer das tatsächlich nachlesen will, der sei auf den beigelegten Text verwiesen, den ich zur Zeit in einer forstlichen Fachzeitschrift unterzubringen versuche. – in: Allgem. Forst- und

Den 'idealen Waldrand' und dessen Übersetzung in diverse Pflanzpläne und Waldrandaufwertungsmassnahmen hätte ich als Beispiel für den unverstandenen - eben **rezepthaften** - Umgang mit den Gegenständen in einer Beipackzetteldisziplin dargestellt. Der Begriff **Rezept** hatte bei diesen ersten Überlegungen eine **negative Bedeutung**: Es ist im Gegensatz zum ähnlich suspekten Plan, der spätestens seit dessen ausführlicher Würdigung bei Lührs (1994), einen wohlklingenderen Namen hat, **verkürzt, schematisch, restriktiv**. Dabei denke ich zunächst an Rezepte, die der **Arzt** ausstellt. An eine wortkarg (erklärungslos) übergebene Anweisung zur Einnahme bestimmter heilsbringender Medikamente. Die verbreitete Heiligsprechung des Arztes und der Mangel an eigener Erfahrung macht hier die Orientierung an der Vorgabe besonders eng. Die Angst, etwas falsch zu machen ist groß. So ein Rezept enthält für die Empfänger meist wenig Spielraum für Variationen. Solche 'Dienstsanweisungen' mögen in manchen Fällen richtig und angemessen sein. So z.B. nicht selten auch in der Lehre, wo bei manchem unerfahrenen und unselbständigen Neuling eine klare und eindeutige Anweisung hilfreicher ist als die völlige Überforderung mit kritisch reflektiertem und begründetem Vorgehen.

„Der Zeitpunkt des Lernens ist nicht der Zeitpunkt des Urteilens“ (Pestalozzi in Lauxmann 1998: 165)

Wie anderswo der Arzt hat hier der Lehrer die Verantwortung für die Richtigkeit des Rezeptes und für das Eintreten des versprochenen Resultats. Für Patienten und Schüler ist das zunächst komfortabel und entlastend. Die 'Dienstsanweisung' ist aber, das betont auch Pestalozzi, nur ein vorübergehend zu nutzendes Hilfsmittel. Ziel muss die Urteils- und Kritikfähigkeit der Schüler sein. Das sollte für Lehrer, die ihre Schüler (hoffentlich) in absehbarer Zeit los sind und die bis dahin helfen müssen, aus ihnen selbständig arbeits- und denkfähige Menschen zu machen, selbstverständlich sein. Im Selbstverständnis anderer Disziplinen, so bei Ärzten und auch Landespflegern ist die Aussicht einer dauerhaften 'Entlassung' der Kundschaft aber offensichtlich bedrohlich. Sie beanspruchen nicht nur die Begleitung in einem begrenzten Lebensabschnitt, sondern unterstreichen mit der Zelebrierung ihres Expertenstatus den Anspruch auf dauerhafte Bevormundung⁹ (s. Illich 1979, Ullrich 1979, Hard 1981, Hülbusch 1986).

Ähnlich ist das beim 'idealen Waldrand', der ohne weitere Begründung oder Herleitung fast jede Arbeit zum Waldrand wie ein Mantra einleitet, um damit aller Welt die 'defizitäre Situation' der realen Waldränder und deren allgegenwärtige 'Verbesserungswürdigkeit' vor Augen führt. So und nicht anders muss ein Waldrand guter oder 'gesunder' aussehen. Das 'Rezept' dazu steht bereit.

Jagdzeitung 185/2014(5/6): 128-140. Bad Orb. Siehe Zweitveröffentlichung in diesem Notizbuch.

⁹ So wie die Pädagogen heute auch das 'lebenslange Lernen' erfunden haben, was allerdings nicht auf die Autonomie der 'SchülerInnen', sondern deren lebenslange Versorgung mit Lerngütern (Kurse, Fortbildungen etc.) abzielt.

Aber ist diese negative Assoziation zum Rezept plausibel? Gäbe es auch andere? Was sucht das Rezept in der im Symposiumstitel angelegten 'Reihe' gemeinsam mit so wohlklingenden Begriffen wie Regel und Prinzip? Ist der 'ideale Waldrand' nicht eher ein Schema, das nur einer fixen Idee, einem Leitbild folgt? Ihr werdet von mir heute also nicht über den Waldrand und dessen professionelle Verwurstung unterrichtet (Glück gehabt!), sondern bekommt stattdessen einige Gedanken zum Rezept und dessen Unterschied zum Schema vorgeworfen.

Das Rezept im Dreiklang des Symposiumstitels 'Regel, Prinzip, Rezept'

Regel und **Prinzip** sind klar in der induktiven Arbeitsweise verankert. Beide werden anhand vieler 'zufälliger' (also nicht experimentell erzeugter) Einzelfälle 'gefunden' bzw. aktiv konstruiert. Dabei wird mit dem Begriff der Regel vor allem eine wiederkehrende mehr oder weniger materiell manifestierte Ausstattung beschrieben, während das Prinzip mehr den dahinter verborgenen (bzw. in der Ausstattung zum Ausdruck kommenden) Gedanken (Absichten, Notwendigkeiten, Ökonomien) entspricht. Das Verhältnis von Regel und Prinzip weist einige Ähnlichkeit zum Ei und der Henne auf: Man kann kaum sicher (oder allgemein) sagen, wer von beiden zuerst da war. Das Eine geht kaum ohne das Andere. In unserem Alltag ist es häufiger so, dass das Prinzip die Regel bestimmt. So organisiert z.B. der Wunsch nach kurzen Wegen die dann als Regel zu beschreibende Zonierung von Haus, Hof und Garten (Böse-Vetter 1991, Helbig 2003). In der professionellen (planerischen) Arbeit – vor allem der mit unvertrauten Gegenständen – konstruieren wir das Prinzip aus den Regeln, weil letztere durch den Vergleich der Fälle sichtbar gemacht werden können und das Prinzip bestenfalls vermittelt zum Ausdruck bringen. Die Regel wird dann durch die bewährten Schritte von Beschreibung, Typisierung und ggf. Systematisierung, das Prinzip durch Interpretation gewonnen (s. Weber 1907/1991).

Dieser letzte Schritt der Herauskristallisierung eines nachvollziehbaren und beschreibbaren Prinzips anhand zuvor beschriebener Regeln gelingt nicht immer in befriedigender Weise. Vor allem, wenn man sich weigert, den Dingen mitgebrachte Vorstellungen überzustülpen. Das hat in den letzten Jahren so manche Erkundung 'beschwerlich' gemacht (s. Notizbuch 82). Umso erstaunlicher, dass es gerade in den abstrusen Bereichen von Landespflege und Naturschutz von eifertigen Rezepten geradezu wimmelt (s. z.B. S. 258 in NB 82). Oder ist der Begriff für die hier kursierenden Bauanleitungen falsch gewählt? Hantieren diese 'Disziplinen' nicht eher mit Schemata? Was macht ein Rezept im Gegensatz dazu aus?

Das Prinzip des Rezeptes

Das **Rezept** fällt insofern in eine andere Kategorie als Regel und Prinzip als es aufs Machen, auf das sichere Herstellen ausgerichtet ist. Der heute übliche Gebrauch des Wortes ist der einer Anleitung oder Vorschrift zur höchst praktischen und konkreten Herstellung oder Zubereitung einer Sache. Das kann ein

Gericht oder eine Medizin sein. Man könnte in diesem sehr allgemeinen Sinn also auch Pflanz- und Gestaltungspläne als Rezepte bezeichnen. Doch das ist etwas voreilig, es gibt noch einige Eigenschaften, die ein gutes Rezept von solchen Schemata unterscheiden.

Denken wir mal an den Klassiker: Das Kochrezept. Neuköche halten sich meist akribisch an jede Angabe (Kleiner Dialog vom Wochenmarkt: „Was, Sie haben keinen frischen Rosmarin? Ja, was mach ich denn jetzt?“ „Nehmen Sie doch getrockneten.“ „Nein, das geht nicht, im Rezept steht, man soll frischen verwenden.“...) während eine erfahrene Köchin bei der Zubereitung weniger eng an das Rezept gebunden ist. Je weniger Vertrautheit zum Gegenstand besteht, desto schematischer wird das Rezept bzw. dessen praktische Umsetzung. Bei einiger Erfahrung dient das Rezept allenfalls noch als Anregung. Es wird bei der Umsetzung nach individuellen Vorlieben oder Unverträglichkeiten bzw. verfügbaren oder zu verbrauchenden Zutaten mehr oder weniger stark variiert. Marianne Gronemeyer (1988) hat diesen Einfluss der Erfahrung prägnant formuliert:

„Erfahrungsfähigkeit macht unangewiesen auf „fertige Welt“: fertige Deutungen, fertige Verfahren des Miteinander-Umgehens, fertige Lebensgüter“ (ebd.: 265).

Die 'fertige Welt' ist dabei nicht die Welt der sozial vermittelten, gelernten und geprüften Regeln - diese sind ja häufig eine wichtige Voraussetzung, eigene Erfahrungen zu machen – sondern die Welt der unumstößlichen und unhinterfragten Schemata, der Gesetze, Normen.

Aber macht uns zunehmende Erfahrung und Routine auch unangewiesen auf Rezepte? Sicher hat das Rezept für Erfahrene eine andere Bedeutung als für Novizen? Es wird dann eher ein Mittel zur Mitteilung gesammelter Erfahrungen (und auch Regeln und Prinzipien) statt nur eine sture Handlungsanweisung zu sein.

Das Rezept ist erfahrungsgeleitet ...

Schon ein Blick auf die Wortherkunft und den üblichen Gebrauch (vgl. Duden, Kluge, Grimm, Wikipedia) macht deutlich, dass die Gleichsetzung von Rezept und Schema zu kurz gesprungen ist. Der Begriff *Rezept* kommt vom lateinischen *recipere*: annehmen, empfangen. Der Weg in den deutschen Sprachgebrauch verlief wohl tatsächlich über die Medizin. Der Arzt schrieb dem Apotheker auf seine Anweisung zur Herstellung einer Mixtur '*recipe*' (nimm). Dieser quittierte die Anleitung mit dem Wort '*receptus*' (erhalten, empfangen). Daher stammt auch der Name *Rezeption* in Hotels für den Empfang.

Im aktuellen Sprachgebrauch ist die Bedeutung meist abgewandelt und tatsächlich mehr auf die Anweisung des Arztes gemünzt: Ein Rezept ist dann die Anleitung zur Mischung und Zubereitung (z.B. eine Medizin oder auch ein Essen), oder noch allgemeiner eine Vorschrift zur Bereitung einer Sache (Grimm). Doch der Begriff steckt auch in Wörtern wie *rezipieren*: einen Text (o.ä.) aufnehmen, verstehen oder in der *Rezeption* (der Kunst oder Kultur): verstehende Aufnahme und Verarbeitung von Kunstwerken, Werten, Vorstellungen. Ein Re-

zept ist damit nicht nur irgendeine Anleitung, sondern diese basiert immer auf einer Auf- oder Übernahme schon vorhandener Dinge. Das Rezept ist also eher die Anleitung zu einer Kopie von etwas real Vorhandenem. Damit hat jedes Rezept ein ganz praktisches Vorbild. (Ganz im Unterschied zum Entwurf oder zum Leitbild). Auch das Kochrezept ist das Ergebnis langer Erfahrung und somit eine Art sedimentierte Regel. Das Rezept zielt wie die Regel mehr auf die materielle Ebene. Es ist eine möglichst konkrete Handreichung zur Umsetzung und Nachahmung bzw. zur Mitteilung von Erfahrungen. Der 'Geist', also das zugrundeliegende 'Prinzip' ist darin bestenfalls zu errahnen. Er wird ggf. in der Einleitung formuliert (z.B. vegetarisch, schnell, einfach, opulent), steckt möglicherweise im Titel (gutbürgerliches, rationelles oder elektrisches Kochen) oder aber nur zwischen den Zeilen.

... und enthält Spielraum für Variationen

Ein wesentliches Merkmal des Rezeptes (in seiner Entstehung wie auch in seiner Anwendung) ist also die Wiederholung, nicht so sehr die erste - meist zufällige - Entdeckung. Die Wiederholung kann uns, wie Gronemeyer (2000: 10ff.) ausführt, als Segen begegnen, in ihr kann aber auch ein Fluch stecken. Wird die Wiederholung überstrapaziert und geistlos schematisch gehandhabt, gerät sie leicht zum starren **Schematismus**, der die Besonderheiten jeder konkreten Situation unter orthodoxer Gleichmacherei oder stupidem Geplapper begräbt. Ohne angemessene Variation des Rezeptes an die konkreten Begebenheiten jeder Wiederholung (z.B. die Zahl der Besucher, die gerade verfügbaren Zutaten, bestimmte Unverträglichkeiten usw.) wird aus einem Rezept ein orthodoxes **Schema**, das häufig im Desaster endet. Wenn die Wiederholung stur erfolgt und das Prinzip verloren geht, kommt ein Schema heraus.

Der Spielraum ist begrenzt

Der Anspruch jedoch, dem Rezept „in jedem neuen Zusammenhang einen genauen, präzisen und unverwechselbaren Sinn zu geben, [es] nicht zu wiederholen, sondern in immer neuen Variationen zu kreieren“ (17f), führt nur allzu leicht in die Beliebigkeit und letztlich in den **Entwurf**.

Doch der Weg zum Entwurf führt eher selten über die beliebige und unüberlegte (unbegründete) Überstrapazierung der Variationsmöglichkeit eines Rezeptes. Dem 'echten Entwurf', der ja immer „bei 0 anfängt“ (Wolfe 1993) dient der Rekurs auf ein Rezept, eine Tradition, ein Vorbild allerdings als reine Rhetorik. Entwerfer bedienen sich der Vorbilder allenfalls zur Legitimation und verschleiern so, dass sie völlig halt- und regellose Erfindungen in die Welt setzen. Womit wir dann doch wieder beim Waldrand wären.

Der Umgang mit Rezepten erfordert damit neben Übung und Routine auch eine gute Portion Umsicht. In der Dialektik des Begriffes zwischen Schematismus und Beliebigkeit geht es immer darum das rechte Maß zu finden. (Auch hier können wir dem Ungefähren nicht entkommen). Marianne Gronemeyer beschreibt das in ihrem Buch 'Immer wieder neu und ewig das Gleiche: Innovationsfieber und Wiederholungswahn' in einer Endlosschleife auf 178 Seiten.

Rezept und Plan

Regel und Prinzip stehen auf der diagnostischen (verstehenden, induktiven, geschichtlichen) Seite, Rezept und Plan auf der prognostischen (Lührs 1994: 22) oder handelnden Seite. Wobei Regel und Prinzip auch ohne Prognostik lebensfähig sind, während Rezept und Plan ohne Diagnostik nicht funktionieren können (da hätten wir es dann mit Schemata oder Entwürfen zu tun). Der Plan ist die 'Erzählung einer Geschichte' (ebd.: 5),

„Das Produkt des Planes ist kein Gegenstand oder Ding. Das Produkt des Planes ist ein Gedanke“ (ebd.: 20)

aber der Plan enthält

„zugleich ein prognostisches Element“ (ebd.: 22)

„Die Prognose ist eine Wahrsagung über den Verlauf, den eine Geschichte nehmen wird“ (ebd.: 22)

Das reicht für die Landschaftsplanung in der Regel völlig aus. Landschaftsplaner entscheiden nicht über den Umgang mit einer Gegend und schon gar nicht sind sie selbst darin aktiv. Ein Landschaftsplan soll Entscheidungen ermöglichen (ebd.: 23). Dort wo diese Entscheidungen selbst getroffen oder vorweggenommen werden, wird aus Planung Entwerferei.

In der Objektplanung (auch der Gartenplanung und der Gartenpflege) weist der Auftrag meist noch in eine andere Richtung (hier berechtigt; im Plan, wie Lührs darlegt, zu unrecht): Hier sind konkrete Hinweise für die Umsetzung, die 'Herstellung' gefragt. (s. NB 58: Herstellungsplanung). Und dazu sind dann eben auch relativ konkrete Rezepte gefragt. Aber eben Rezepte, die auf Erfahrung aufbauen, vielfach erprobt sind und einen Rahmen vorgeben, innerhalb dessen Platz für Variationen bleibt (s. H. Böse-Vetter zu Haus und Hof in NB 25). Wie eng dieser Rahmen sein muss, bzw. wie viel Spielraum für Abwandlungen bleibt, ist von Fall zu Fall verschieden.

Leitbild und Schema

Dieser langen Reihe von der Regel zum Prinzip und wieder zurück zum Rezept als vereinfachter Folgerung aus der Regel steht die kurze 'Reihe' von Leitbild und Schema gegenüber. Dazu jetzt doch noch mal ein kurzer Blick auf die Waldränder: Der 'ideale Waldrand' ist nicht, wie manchmal behauptet wird, ein Idealtyp im Weberschen Sinne, sondern fällt in eine andere Kategorie. Weil seine Konstruktion nicht auf Beobachtungen und Synthese, sondern auf Vermutungen oder Wünschen gründet, gehört er ins Reich der willkürlichen Konstruktion oder gar der Fiktion. Für solche Kategorien hat sich in Landespflege und Naturschutz der Begriff des ‚Leitbildes‘ etabliert. Die Tatsache, dass Wunschvorstellung und Realität häufig – so auch beim Waldrand - weit auseinanderklaffen muss nach landespflegerischem Verständnis keineswegs zur Hinterfragung des Leitbildes führen, weil ein Leitbild u.a. dadurch charakterisiert ist, dass es normativ ist und die Verwendung des Leitbildes keine Aussagen zu dessen Realisierbarkeit impliziert (Gaede & Potschin 2001: 24). Das

Leitbild umreißt demnach nur eine „umfassende Zielbestimmung“ und macht keine Angaben zu notwendigen Maßnahmen. Insofern könnte der ‚ideale Waldrand‘ die „Anforderungen an den Leitbildbegriff“ – zumindest den akademisch unverbindlichen – vollständig erfüllen. Mehr aber auch nicht.

Doch tatsächlich ist der Gebrauch des Leitbildes vom ‚idealen Waldrand‘ in der Waldrandliteratur und erst recht bei den konkreten Maßnahmen zur ‚Waldrand‘-aufwertung weniger der einer ‚umfassenden Zielbestimmung‘, sondern vielmehr der einer konkreten Kopiervorlage. Da die Landespflege neben konsensstiftenden Allgemeinplätzen auch Handlungsanweisungen bereitstellen will, scheint es notwendig, dem unverbindlichen Leitbild Landschaft ein konkreteres Bild der Landschaft zur Seite zu stellen. Diese Funktion erfüllt die Darstellung des ‚idealen Waldrandes‘.

Vielleicht ist der Begriff des Schemas in diesem Zusammenhang noch zu freundlich, weil unter dem Begriff Schema eine auf das Wesentliche beschränkte Darstellung, eine standardisierte Vorgehensweise oder eben ein sehr verkürztes und damit der Regel beraubtes Rezept verstanden wird. Damit würde ein Schema eine Darstellung oder ein Rezept zumindest voraussetzen. Beim idealen Waldrand ist das aber nicht der Fall. Wir haben es schlicht und Einfach mit einer Erfindung zu tun und sollten diese auch so benennen.

Literatur

- Bellin, F. & Hülbusch, K.H. (Red. 2004): Licht und Schatten. Herstellungsplanung. - AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 58 der Kasseler Schule. Kassel.
- Blass, A., Gehlken, B., Hülbusch, K.H. & Sauerwein, B. (Red. 2012): Beschwerliche Reisen zu den Abgründen. - AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 82 der Kasseler Schule. Kassel.
- Böse-Vetter, H. (1991): Hof und Haus. Zum Beispiel Worpswede.- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.).Notizbuch 25 der Kasseler Schule: 109-152. Kassel.
- Duden (2006): Das Herkunftswörterbuch. 4. Aufl.: 960 S.
- Gaede, M. & Potschin, M. (2001): Anforderungen an den Leitbild-Begriff aus planerischer Sicht. - Ber. z. dt. Landesk. 75(1): 19-32. Flensburg.
- Grimm, J. & Grimm, W. (1893): Das Deutsche Wörterbuch. Bd. 14. Digital unter: dwb.uni-tuer.de/die-digitale-version/
- Gronemeyer, M. (1988): Die Macht der Bedürfnisse.- Reinbeck b.Hamburg: 316 S.
- Gronemeyer, M. (2000): Immer wieder neu oder ewig das Gleiche. Innovationsfieber und Wiederholungswahn. - Darmstadt: 178 S.
- Hard, G. (1981/1990): Einleitung in das Thema und Überlegungen zum Hochschulunterricht im Fach Geographie.- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.).Notizbuch 18 der Kasseler Schule: 73-95. Kassel.
- Helbig, R. (2003): Der Garten zum, am oder ohne Haus. - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 64 der Kasseler Schule: 122-153. Kassel.
- Hülbusch, K.H. (1986): Eine pflanzensoziologische "Spurensicherung" zur Geschichte eines Stücks Landschaft.- In: Landschaft + Stadt 18: 60- 72.- Stuttgart.
- Illich, I. (1979): Entmündigende Expertenherrschaft.- In: Ders. u.a.: Entmündigung durch Experten: 7-35.-Reinbek bei Hamburg.
- Kluge, F. (1995): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. - 23. Aufl. 1023 S.
- Kögel, K., Achtzinger, R., Blick, T., Geyer, A., Reif, A. & Richert, E. (1993): Aufbau reichgegliederter Waldränder – ein E+E-Vorhaben. - Natur und Landschaft 68(7/8): 386-394.

- Lauxmann, F. (1998): Der philosophische Garten. München.
- Lührs, H. (1994): Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der GrasAckerBrache - oder Von Omas Wiese zum Queckengrasland und zurück? - AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Kassel: 212 S.
- Möller, T. (2013): Typisierung von Waldrändern anhand struktureller Merkmale. Masterarbeit an der Fakultät für Forstwissenschaften und Waldökologie der Universität Göttingen. - zur Zeit in Arbeit.
- Ullrich, O. (1979): Technik und Herrschaft. - Frankfurt a.M.: 484 S.
- Weber, M. (1907/1991): Analyse des Begriffs der 'Regel'. - In: ders.: Schriften zur Wissenschaftslehre: 132-175. Reclam, Stuttgart.
- Wikipedia (aufgerufen am 12.3.2013) <http://de.wikipedia.org/wiki/Rezept>
- Wolfe, T. (1993): Mit dem Bauhaus leben - from Bauhaus to our house. - Frankfurt a. M.: 149 S.

Zur Ambivalenz eines Rezeptbuches

Prinzip, Regel und Rezept einer Muster-Sprache

Frank Lorberg

I. Zum Beispiel ein Kuchen

Angenommen: ich hätte die Absicht einen Kuchen zu backen, so setzte diese Absicht zugleich eine Idee des Kuchens voraus, d. h. die Ahnung oder Kenntnis eines Ziels, das erreicht werden soll. Daher ist mit Absicht und Ziel notwendigerweise auch ein Weg verbunden. Die Wege zu einer Sache oder einem Thema werden in der Wissenschaft als Methode bezeichnet. Das griechische Wort ‚methodos‘ zielt auf das hinter („meta“) dem Weg („hodos“). Rezepte, die man aus eigener Erfahrung kennt oder in Rezeptbüchern nachlesen kann, beschreiben solche Wege z. B. zum Kuchen. Im Folgenden versuche ich, die Struktur von Prinzip, Regel und Rezept am Beispiel eines Kuchens kurz zu erklären.

Zur Betonung der logischen Struktur kann man anstatt von Idee, deren Bedeutung zwischen Absicht bzw. Vorsatz und Begriff changiert, genauer von Begriff reden. Mit dem Begriff (Kuchen) sind prinzipielle Qualitäten verbunden, die aus dem Begriff abgeleitet werden können (Gebäck oder genauer süßes Gebäck). Fragt man nach dem Prinzip, dann wird die Erörterung grundsätzlich. Es geht ans Eingemachte, indem die als abgesichert geltenden Bestände in Frage gestellt werden, die begründet werden müssen. Denn Fragen nach dem Prinzip gehen auf die notwendigen Voraussetzungen, Bedingungen und Eigenschaften einer Sache. Das aus dem Lateinischen stammende Wort ‚Prinzip‘, was Erstes und Erster meint, überträgt das griechische Wort ‚arché‘, das Ursprung und ‚Herrschaft‘ bedeutet. Ein Prinzip bezeichnet einen Unterschied, sobald seine formale Struktur, erste Gründe zu benennen, inhaltlich ausgefüllt wird. Kehren wir zu unserem Beispiel zurück, der Absicht, einen Kuchens zu backen. Das

Prinzip der Idee ‚Kuchen‘ wäre ‚süßes Gebäck‘ und enthält demnach mindestens zwei Qualitäten ‚Süße‘ und ‚Gebäck‘. Die prinzipiellen Qualitäten werden durch spezifische Differenzen bestimmt (‚nicht süßes Gebäck‘ und ‚nicht gebackene Süßspeise‘), denen wiederum Qualitäten (z. B. ‚herbes Gebäck‘) entsprechen können, die mit anderen Begriffen (in diesem Fall ‚Brot‘) verbunden sind. Mit dieser inhaltlichen Bestimmung des Prinzips kann aus dem Begriff eine Regel abgeleitet werden, die für alle Fälle, die dem Prinzip entsprechen, gelten muss (Deduktion). Für den Kuchen wäre das die Verbindung von Süßmittel, Teig und Hitze. Verbindet man diesen Gedanken mit der allgemeinen Absicht, muss sie für den besonderen Fall spezifiziert werden. Für unser Beispiel heißt das z. B. die Absicht, einen Kuchen zu backen, dahingehend zu spezifizieren, einen Apfelkuchen backen zu wollen. Zur Umsetzung dieser bislang gedanklich strukturierten Absicht greift man auf ergänzendes Wissen zurück, das in Rezepten enthalten ist, die für den besonderen Fall (z.B. an die verfügbaren Mittel) angepasst werden müssen. Letztlich wird der Gedanke, dessen Ebenen als Prinzip, Regel und Rezept differenziert werden können, durch Arbeit, Materie und Energie in ein genießbares Produkt transformiert, in dem der Einzelfall (dieser einzelne Apfelkuchen) und das Allgemeine (der gedachte Apfelkuchen) enthalten sind. In der Umsetzung des Gedankens entsteht jeweils ein einzigartiger Apfelkuchen. Sofern aber im Einzelfall eine besondere Qualität zum Ausdruck kommt, die regelhaft aber nicht prinzipiell ist, besitzt er Eigenart. Beispielsweise kann ein Apfelkuchen nach Regionen oder in bestimmten Traditionen auf eine eigentümliche Weise gebacken werden, die sich von Apfelkuchen, die nach anderen Traditionslinien oder Regionen hergestellt werden, unterscheiden.



Abb.: Logische Struktur von Prinzip, Regel, Rezept - dargestellt am Beispiel Kuchen

Dagegen: der Entwurf

Anders als in der nachvollziehbaren, diskutierbaren und erweiterbaren Planung setzt der Entwurf bei Leitbildern an, die aus Absichten und verbreiteten Vorstellungen geformt wurden. Mithilfe der hochabstrakten und von guten Absichten gestützten Leitbilder kann der Entwurf auf emotionale Akzeptanz hoffen, die ihn gegen Kritik und wissenschaftliche Analysen immunisiert. Die zu Konsensformeln aufgeblähten Phrasen, die so inhaltsleer wie offen für ganz unterschiedliche Projektionen sind, ermöglichen dem Entwurf das Feld der wissenschaftlichen Methode, d. h. der (begrifflichen) Klärung des Prinzips, der (empirischen) Herausarbeitung der Regeln und der (pragmatischen) Formulierung von Rezepten, zu überspringen, um direkt in Anwendungen zu münden. Die Leitbilder werden zu Schemata transformiert, die es ermöglichen, das jeweilige Leitbild mit dem Entwurfsobjekt kurzzuschließen. Bezogen auf das Beispiel des Apfelkuchens tritt das Verhältnis von Leitbild und Schema in der fertigen Backmischung deutlich hervor, die mit dem Produkt ein Image verkauft. Denn die Warenästhetik garantiert die Qualität des Produktes durch das Image. Der Geschmack des Apfelkuchens liegt im imaginären Nachvollzug des Genusses, den die Werbung verspricht, und gilt dem Konsumenten als symbolische Bestätigung seiner sozialen Teilhabe an einem bestimmten Lebensstil, den die Produktwerbung anspricht.

Übertragung auf die Freiraumplanung

Innerhalb dieser logischen Struktur bilden Prinzip, Regel und Rezept den Bereich der Wissenschaft auf unterschiedlichen Ebenen der Konkretion. Das Rezept befindet sich dabei auf der konkretesten wissenschaftlichen Ebene, die zur Umsetzung in der Planung überleitet.

Nicht nur für Bäcker, auch für Planer gibt es mehr oder weniger gute Rezeptbücher, die unterschiedlich stark formalisierte Hinweise bis hin zu Normen für Planung und Ausführung geben. Schematische Anweisungen geben beispielsweise die DIN, die sogenannten Regelwerke der FLL oder die Empfehlungen der FGSW, denen in juristischen Streitfällen Rechtscharakter zuerkannt werden kann. Technische Anweisungen für Bau und Ausführung sind z.B. im Neufert enthalten. Anweisungen, von denen man nicht abweichen darf, um sie der Situation entsprechend abzuwandeln, sind keine Rezepte. Denn Rezepte geben Handreichungen, um ein Produkt zu erstellen, und sind nicht zwingend, sondern für die Anpassung an den jeweiligen Planungsfall in einem Rahmen variierbar (z. B. Zäune). Der Spielraum der Rezepte wird über seine Grenzen, die in den Regeln enthalten sind, definiert. Ein Rezeptbuch für Freiraumplaner muss selbst Freiraum bieten, indem der Planungsfall und die Regeln, in denen sich das Prinzip konkretisiert, eine angemessene Lösung ergeben können.

Der Architekt Christopher Alexander hat ein weniger stark formalisiertes Rezeptbuch für Planer vorgelegt, dessen Aufbau und Qualität kurz beschrieben und zur Prüfung vorgelegt wird.

II. Eine Muster-Sprache

„Der Charakter dessen, was wir bauen, wird durch die Sprache der Muster entstehen, die wir zu seiner Erzeugung verwenden“

Christopher Alexander, Eine Muster-Sprache, S. XXXVIII.

Einleitung

Der funktionalistische Städtebau geriet in den 1960er Jahren in eine ideologische Krise, die sich allerdings nicht auf die städtebaulichen Vorhaben ausgewirkt hat. Die Kritik am funktionalistischen Städtebau wurde von Intellektuellen vorgetragen, die den Verlust der städtischen Öffentlichkeit durch die funktionale Stadtgestalt beklagten. In so unterschiedlichen Veröffentlichungen wie Paul Bahrdts Beschreibung der modernen Großstadt (1961), Jane Jacobs' Sozialreportage aus teilnehmender Beobachtung „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“ (1961), Alexander Mitscherlichs Streitschrift „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ (1965) oder ganz anders mit touristischem Blick Kevin Lynchs „Das Bild der Stadt“ (1960) und Robert Venturis Collage „Lernen von Las Vegas“ (1972), die als Manifest der architektonischen Postmoderne gilt. Unterstützt wurde diese Kritik durch den Linguistic Turn in den Kulturwissenschaften, die der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Städten eine neue Methode zur Verfügung stellte. Städte werden als bauliche Symbolzusammenhänge aufgefasst, die analog zur Sprache verstanden und von den Nutzern gelesen werden könne. In diesem gedanklichen Umfeld ist das Buch „Eine Muster-Sprache“ (A Pattern Language) von Christopher Alexander entstanden, das seit Mitte der 1960er Jahre erarbeitet und 1977 erstmals veröffentlicht worden ist.

Der Mathematiker und Architekt Christopher Alexander (geb. 1936 in Wien) lehrte seit 1963 Architektur an der Universität Berkeley (San Francisco), deren Studentenschaft von der alternativen Szene San Franciscos geprägt wurde. Hier entwickelte eine Gruppe um Alexander den semiologisch-räumlichen Planungsansatz zu einer Muster-Sprache für Städtebauer und Architekten. Der Muster-Sprache gingen Studien zum Bauen als Prozess und zu Graswurzel-Bewegungen voraus. Trotz dieser Studien zu einer Planung durch die Nutzer folgt Christopher Alexander – vielleicht zeitbedingt, sicherlich aber professionsbedingt – dem Klischee des allmächtigen Planers, der die Stadt ideal einrichten könne. Obgleich er Nutzungen und Verhalten beschreibt, bleibt sein Blick auf die Stadt und auf Freiräume extern, d.h. er versucht nicht die Nutzerperspektive zu verstehen. Beispielsweise betrachtet er den Platz in der Straße als architektonisches Element und übersieht die vielen Plätze, die die Qualität einer Straße bestimmen. Daher mündet sein Vorschlag für das Muster „Die Form von Wegen“ (121) letztlich in der Anlage einer Straße mit Anger, wie das auch von Gestaltungsvorschlägen des Heimatschutzes bekannt ist oder moderner in der autofreien bzw. ökologischen Siedlung entworfen wird.

Prämissen zur Muster-Sprache

Nach der grundlegenden Ansicht, dass die Umwelt symbolisch strukturiert ist, leben und handeln Menschen in einem Geflecht von Symbolen und Sinn-

gebungen. Die Objekte haben nicht nur eine Bedeutung, sondern werden durch Bedeutungen konstituiert. Diese Bedeutungen basieren weniger auf willkürliche, individuelle Sinngebungen, die es auch gibt, sondern folgen einer eingespielten Kommunikation, aus der allgemeinverständliche Muster für baulich-soziale Situationen resultieren. In diesem Sinne greift Alexander auf die Metapher der Sprache zurück, die als ein geschichtliches Mittel zur Kommunikation von den vergesellschafteten Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft geteilt werden muss. Die Muster-Sprache, die er in den Blick nimmt, ist keine Ideal-Sprache, sondern eine Sprache neben anderen Sprachen. So liege die Betonung auf *eine* Muster-Sprache (XVI).

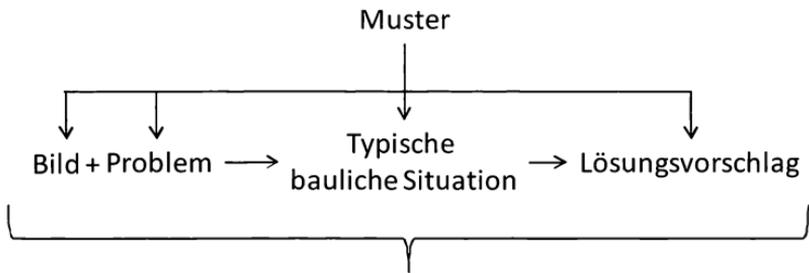
Räumlich strukturierte Bedeutung

Wie in der Sprache, wo Einzelelemente zu Bedeutungskomplexen zusammen treten, wenn bedeutsame Einheiten entstehen, bilden auch bauliche Elemente und soziale Strukturen der Stadt bestimmte sinnvolle Einheiten und Funktionskomplexe. Ein Muster ist eine semantische Einheit.

Jede Sprache besteht aus einer Vielzahl unterschiedlicher semantischer Einheiten, deren Bedeutungshorizont einander näher oder ferner steht und aus denen komplexe Sinnzusammenhänge gebildet werden können. Zwar können diese Bausteine einer Sprache beliebig kombiniert werden, nur entsteht nicht aus jeder Zusammensetzung ein akzeptierter Sinn. Ausdrücke wie ‚runde Ecke‘ sind zwar möglich und sogar verständlich, bedürfen aber einer Erklärung, die dieses abstrakt-logische Paradox sprachpragmatisch auflöst: gemeint ist mit einer ‚runden Ecke‘, dass die Kante eines Körpers abgerundet ist, d.h. der Richtungswechsel zwischen zwei Flächen kontinuierlich (und nicht abrupt) stattfindet. Der Gedanke bedarf eines adäquaten Ausdrucks. Diese Muster-Sprache umfasst 256 Muster, also bedeutsame Einheiten, aus denen Gebäude und Siedlungen bestehen, ist dabei aber kein festgeschriebenes Wörterbuch, vielmehr ist sie 1. wie jede Sprache in der geschichtlichen Praxis wandelbar, 2. sind ihre Bausteine auch anders bestimmbar, allgemeiner zusammenfassbar oder feiner differenzierbar, 3. sind die Muster inhaltlich ergänzbar und modifizierbar und 4. kann diese Muster-Sprache um weitere Muster erweitert werden.

Muster

Jedes Muster entspricht einem Problem in Architektur und Stadtplanung, beschreibt eine typische baulich-soziale Situation, gibt eine mögliche Antwort bzw. einen plausiblen Lösungsvorschlag auf das Planungsproblem und verweist letztlich auf weitere, verwandte Muster. Ein Muster solle eine Hilfe zur Selbsthilfe bieten, mit der „jeder das Problem selber lösen kann, auf seine eigene Art, indem er die Lösung den eigenen Präferenzen und den örtlichen Bedingungen anpaßt“ (XIV).



Zusammenhang mit anderen Mustern

Abb.: Aufbau der Muster

Muster sind keine ewig gültigen Rezepte, sondern müssen sich in der Realität bewähren und sind daher modifizierbar (XII). Dennoch geht Alexander davon aus, dass bei einigen Mustern echte Invarianten auskristallisiert werden konnten (Muster mit zwei Sternchen **), bei anderen eine verbesserungswürdige Lösung vorgelegt werden konnte (Muster mit einem Sternchen *) und bei einigen Mustern keine echte Lösung gefunden werden konnte (Muster ohne Sternchen) (XIV f.). Daher solle der Leser „jedes Muster als eine Hypothese betrachten“, die in den Fällen geprüft empirisch werden muss (XVI).

„Jedes Muster kann in der Welt nur so weit Bestand haben, als es von anderen Mustern gestützt wird: von den größeren Mustern, in die es eingebettet ist, von den Mustern gleichen Maßstabs, die es umgeben, und von den kleineren Mustern, die in ihm eingebettet sind“ (XIII).

Methodischer Aufbau

Die Muster werden nach Allgemeinheit bzw. Dimension des Raumbezugs von großen nach kleinräumigen Einheiten geordnet und zu Muster-Gruppen zusammengefasst (Region, Stadt, Siedlungstypen, Verkehr, Quartier, Gebäudetypen usw.) (XX-XXXIV). Einschränkend betont Alexander, dass das eine notwendige wenngleich unzureichende Form der Darstellung sei: „Da die Sprache in Wirklichkeit ein Netz ist, gibt es keine Reihenfolge, in der sie vollkommen erfasst werden kann“ (XIX).

Vor eine Situation und eine Aufgabe gestellt, müsse der Planer eine Sprache auswählen, mit der man das Planungsproblem beschreiben und auf dieses Antworten geben könne. Die Auswahl dieser Sprache ist dem Belieben des Planers überlassen, weil es keine zwingende Sprache gebe. Daraus resultieren mehrere Möglichkeiten, eine Sprache zu entwickeln z. B. der Weg, die Sprache seinen oder den Wünschen des Auftraggebers anpassen, ein anderer Weg bestünde darin, seine Erfahrung mit ähnlichen Situationen zu sammeln und seine Vorstellungen über solche Situationen bewusst zu machen. Wie auch immer könne der Planer aus den Mustern ein bestimmtes Set zusammenstellen, mit dem er den Planungsfall bearbeiten kann. Bahnhof: 2, 9, 11, 16, 20, 30, 33

usw. Sodann schaut man unter den einzelnen Mustern nach, was sie qualifiziert und mit welchen anderen Mustern sie im Zusammenhang stehen.

Die Darstellung der einzelnen Muster ist in sechs Abschnitte gegliedert: 1. Ein Bild als archetypisches Beispiel, 2. Erläuterung des Zusammenhangs, 3. Probleme, 4. Empirischer Hintergrund, 5. Lösungsvorschlag, 6. Beziehungen zu anderen Mustern.

Zwei Beispiele

Muster (92) „Bushaltestelle“ –
Muster-Gruppe: Geschäfte und
Versammlungsorte.

Abb.: Eine Bushaltestelle mit einem Umfeld, das viele Funktionen erfüllt und Platz für unterschiedliche Nutzungen bietet: fahren, gehen, warten, einkaufen, informieren usw. (Alexander 1977: 485).



Problem: Bushaltestellen wirken öde, sie liegen isoliert, sind auf Warten reduziert, verurteilen zur Untätigkeit, sind ohne Zusammenhang mit der Umgebung und wirken abschreckend für die Nutzung des ÖPNV. Eine so simple Einrichtung wie eine Bushaltestelle scheint auf den ersten Blick und leider auch für Verkehrsplaner nur aus einer Haltemöglichkeit und einem Fahrplan zu bestehen.

Beschreibung: „Das Geheimnis liegt im Gewebe der Beziehungen, die in dem kleinen System um die Bushaltestelle herum gegeben sind. Wenn sie miteinander verknüpft sind und einander bereichern, sodaß die Situation Gestalt und Auswahlmöglichkeiten annimmt, handelt es sich um ein gutes System; allerdings sind die Verhältnisse, die ein derartiges System ergeben, äußerst subtil“ (Alexander 1977: 484).

Zentrale Begriffe in der Beschreibung sind: Beziehungen, System, Gestalt, Wahl und Subtilität.

Das Geheimnis der Bushaltestelle, deren Situation aus vielen Elementen besteht, liegt in erster Linie in den Relationen zwischen den Dingen. Diese Relationen werden als ein System aufgefasst, das die Dinge in einen Zusammenhang bringt: „Der Randstein und die Ampel, der Zeitungsstand und die Blumen, die Markise über dem Geschäft an der Straßenecke, das Kleingeld in den Taschen der Leute – all das bildet ein Netz von einander bereichernden Beziehungen“ (484). Dem System wird dabei prägender Einfluss auf das Verhalten der Menschen zuerkannt. Ein gutes System werde über seine Gestalt charakterisiert und biete Auswahlmöglichkeiten für die Nutzer. Die Menschen in der Stadt erkennen am Aussehen der Bushaltestelle nicht nur den Ort, wo ein Bus hält; sie erfahren über die Gestalt auch etwas über die soziale Situation und deren Qualität, um ihren Interessen nachzugehen. Damit werden die Lesbarkeit

der Gestalt und die möglichen Nutzungen verknüpft. Eine qualitätsvolle Bushaltestelle lässt die Menschen nicht nur warten, vielmehr ermöglicht sie ihnen, die Wartezeit selbstbestimmt zu nutzen. Nur ist diese Qualität, die im Gebrauch spontan erkannt wird, nicht so einfach bewusst nachzuvollziehen, weil sie in so kleinen und unscheinbaren wie gewöhnlichen Signalen und Elementen besteht, aus denen die Situation aufgebaut ist und über die sie sich den Menschen mitteilt. Der Bordstein, der den Gehsteig abfängt, ist zugleich eine Schwelle zwischen unterschiedlichen Nutzungen und bietet einen offenen Rand, an dem man warten und den man queren kann. Eine Markise, die das Schaufenster vor Sonnenlicht schützt, bietet nebenbei Passanten Schatten oder Regenschutz, die ihre Wartezeit für einen kleinen Einkauf im Geschäft nutzen können. Die Haltestelle, die in erster Linie auf die Straße bezogen ist, erhält ihre Freiraumqualität von der Umgebung, vom Gehweg, von der Erreichbarkeit im Straßennetz, von der Bebauung, ihrer Nutzung und ihrer Reihung her.

Lösung: „Bau Bushaltestellen so, daß sie winzige Zentren des öffentlichen Lebens bilden. Bau sie in die Tore zu Nachbarschaften, Gemeinschaften von Arbeitsstätten und Stadtteilen ein. Leg sie so, daß sie mit verschiedenen anderen Aktivitäten gekoppelt sind – auf jeden Fall mit einem Zeitungsstand, mit einem Orientierungsplan, mit einem überdachten Unterstand, mit Sitzgelegenheiten und je nach Gegebenheit mit Lebensmittel- und Tabakgeschäften, einem Espresso, Plätzen unter Bäumen, speziellen Straßenüberquerungen, öffentlichen Toiletten, Plätzen.“ (Alexander 1977: 485).

Unter den Lösungsvorschlägen stechen zwei Elemente hervor, die typisch für architektonische Entwürfe sind: Tore zu Nachbarschaften und Cafes. Tore zu Nachbarschaften entstehen durch gestalterische Betonungen im Straßennetz, die Quartiere abgrenzen sollen z. B. in Form von Verengungen im Straßenquerschnitt oder Setzung von markanten Bäumen. Dieser Gestaltungsstil entstammt dem architektonischen Heimatschutz, der die Stadt in heimelige Ensembles unterteilt. Cafes sind notwendiger Bestandteil von Platzentwürfen, die den Alltag als Sonntag inszenieren.

Die Beschreibung von Freiraumsituationen wird über die Lösung mit der Entwurfshaltung kombiniert und versendet daher in einer schnellen architektonischen Antwort, ohne dass sie Anlass zu sorgfältigeren Beschreibungen bietet. Die Qualifizierung der Bushaltestelle wird aus der Erfahrung hergeleitet, die obgleich nicht unbegründet leider ungeprüft bleibt. Somit schließt die Beschreibung den Problementwurf mit dem Lösungsentwurf kurz und präsentiert ihn als (scheinbar) notwendige Folge. Der Lösungsvorschlag bietet schließlich zu weiteren Entwürfen Anlass, wenn der Zusammenhang mit anderen Mustern genannt wird.

Zusammenhang mit anderen Mustern: Zur Vervollständigung des Musters Bushaltestelle gehören die Muster: Haupttore (53), Öffentliches Zimmer im Freien (69), Form von Wegen (121), Ein Platz zum Warten (150), Imbissstand (93), Plätze zum Sitzen (241).

Ein weiteres Beispiel ist:

Muster (61) „Kleine Plätze“ – Muster-Gruppe: Nachbarschaften

Problem: Notwendigkeit öffentlicher Plätze, Dimensionierung von Plätzen – Beschreibung: Verbreiterung der Straße, Platz für Zusammenkünfte, Fußgängerdichte, Kommunikationsradius, Gelegenheiten – Lösungsvorschlag: nicht groß dimensionieren, bis zu 18 Meter Durchmesser bzw. Breite, bei geringer Breite ist die Länge beliebig – Verwandte Muster: Fußgängerdichte (123), Aktivitätsnischen (124), Hierarchie von Außenräumen (114), Gebäudefronten (122).“

Resumée

Eine Muster-Sprache mag sich in Bezug auf die Linguistik modern erscheinen, läuft aber letztlich auf eine Anleitung zum traditionsbezogenen Bauen für moderne Städte hinaus. Denn die vorgestellten Muster sind auf empirische Situationen bezogen und daher aus traditionellen Bauformen und realisierten Problemlösungen abgeleitet. Das Rezeptbuch überträgt die zufälligen Experimente, die in den Laboratorien der Städte stattgefunden und sich im städtischen Leben bewährt haben, auf typische bauliche und räumliche Lösungen, die auf reale Probleme antworten.

Insgesamt erinnert die „Muster-Sprache“ an die „Kulturarbeiten“ von Paul Schultze-Naumburg, einem Architekten des Heimatschutzes, der Anfang des 20. Jahrhunderts Schriften und Bilderbücher zu planerischen Problemen mit baulichen Lösungsvorschlägen veröffentlichte. Diese Vorschläge sollten archetypische und traditionell mustergültige Lösungen auch für moderne Bauwerke liefern. Schultze-Naumburgs Kulturarbeiten erheben neben dem konservierenden Anspruch des Heimatschutzes auch eine gestalterische

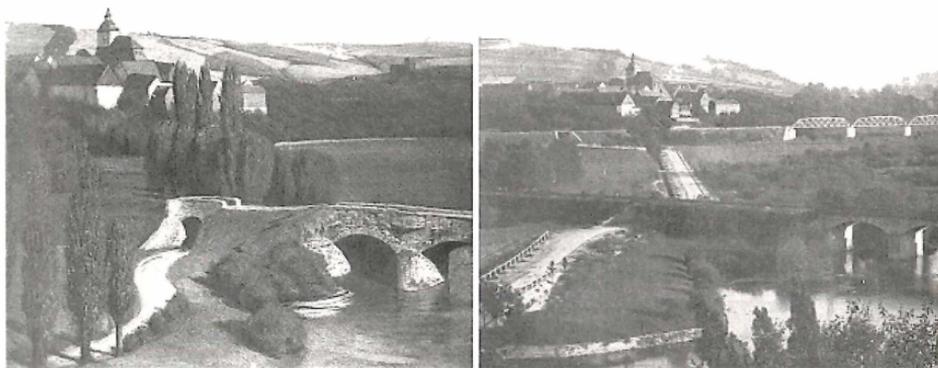


Abb.: Brücken (Schultze-Naumburg 1922)

Ambition, die auf den Werkbund bezogen ist. Dem Gestaltungsanspruch des Werkbundes entspricht auch die Muster-Sprache.

Sowohl Schultze-Naumburg als auch Alexander geht es darum, die „gute Form“ zu finden, die 1. dem Zweck, den ein Gegenstand erfüllen soll, entspricht, 2. diese funktionale Angemessenheit sinnfällig zum Ausdruck bringt, 3. in diesem

Ausdruck ästhetisch ansprechend ist, dabei 4. an kulturelle Muster sowie aus der Tradition her vertraute Formen anknüpft, also auch kulturell Angemessen ist, und 5. damit verbunden auch einen sozialen Wert zum Ausdruck bringt sowie im moralischen Sinne gut ist.

Die zweckmäßige Gestalt sei auch schön und ver helfe in ihrer wahrhaften Schönheit der Zweckmäßigkeit zum ehrlichen Ausdruck und führe damit zur guten Form. Beiden Architekten ist die bildhafte Herangehensweise gemeinsam, die trotz der anschließenden Beschreibung von Handlungen und Nutzungen letztlich auf ästhetische Lösungen hinausläuft. Denn auch bei Alexander, der neben der sichtbaren Gestalt das soziale Gewebe von Handlungen und Bedeutungsgebungen betont, die den Gegenständen Sinn verleihen, dominiert die Ausrichtung auf den Entwurf, dessen ideologischer Durchsetzung die Beschreibungen letztlich dienen. Daher können beide Planungsansätze einen Anstoß zu einer soliden Beschreibung und Typologie der baulichen Umwelt bieten, entwickeln diese aber nicht.

Die 256 Beispiele aus „Eine Muster-Sprache“ können daher allenfalls eine Anregung sein, den Blick auf den Alltag und die profane Umwelt der Menschen zu lenken. Und nur unter dieser systematischen Perspektive kann den Mustern eine heuristische Funktion zuerkannt werden.

Literatur

- Christopher Alexander (1977): Eine Muster-Sprache. Städte – Gebäude – Konstruktion. (2. Auflage) Löcker Verlag, Wien 2011. 1272 S.
- Hans Paul Bahrdt (1961): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Rowohlt Verlag, Reinbek 1961. 150 S.
- Karl-Heinrich Hülbusch (1991): Morphologie und Organisation. In: Von Haus zu Haus. Notizbuch 23 der Kasseler Schule. Hrsg. AG Freiraum und Vegetation. Kassel 1991. S. I-VIII.
- Jane Jacobs (1961): Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente 4. (3. Auflage) Vieweg Verlag, Braunschweig 1993. 220 S.
- Kevin Lynch (1960): Das Bild der Stadt. Bauwelt Fundamente 16. Vieweg Verlag, Braunschweig 1975. 214 S.
- Alexander Mitscherlich (1965): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Edition Suhrkamp 123. (20. Auflage) Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990. 160 S.
- Paul Schultze-Naumburg (1922): Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. Kulturarbeiten Bd. 1. (2. Auflage) Callwey Verlag, München 1922. 480 S.
- Robert Venturi (1972): Learning from Las Vegas. Zur Ikonographie und Architektur-symbolik der Geschäftsstadt. Bauwelt Fundamente 53. (2. Auflage) Vieweg Verlag, Braunschweig 1997. 213 S.

Beobachtungen zum Gehölzschnitt in Alfien

Sebastian Heinzen

Dieser Beitrag beruht auf Beobachtungen zum Gehölzschnitt in meiner Heimatgemeinde, die ich regelmäßig im späten Winter bzw. frühen Frühjahr, in den Sommermonaten und um die Weihnachtszeit, besuche. Beim Spaziergehen durch Ort und Flur fallen nicht nur dem interessierten und kundigen Beobachter oft Willkür, Rücksichtslosigkeit und Radikalität bei Schnittmaßnahmen von Gehölzen innerorts, sowie Flurgehölzen und Forsträndern zu Wegen ins Auge. Wie bei so vielen Tätigkeiten, zum Beispiel beim Kochen oder Bauen, gilt es auch beim Gehölzschnitt, gewisse, dem jeweiligen Tun entsprechende Grundlagen, Normen, Regeln und Prinzipien, die als 'Richtschnur' oder 'Roter Faden' des Handelns gelten zu beachten und befolgen, damit die Unternehmung dem Sinn des Tuns entsprechend ausgeführt und das Gelingen gestärkt wird. Dazu sollten aus Erfahrung gewonnene und teils über Generationen vermittelte und bewährte Vorbilder, von denen aus auf Gesetzmäßigkeiten bei bestimmten Vorhaben geschlossen, bedacht und berücksichtigt werden kann.

Beim Umgang mit Gehölzen gilt es bestimmte, teils zu verallgemeinernde, Prinzipien und Regeln hinsichtlich der Wahl der Schnittwerkzeuge, Schnitttechniken und Schnittzeitpunkte zu berücksichtigen, um die Bäume, Sträucher oder Hecken, als Gegenstände der Arbeit und des Alltags, gebrauchsfähig herzustellen und zu erhalten. Von entscheidender Bedeutung zur Anwendung der bekannten und gebräuchlichen Verfahrensweisen, sind neben den gärtnerisch-handwerklichen Kenntnissen und Fertigkeiten zur Umsetzung der Schnitte, die Artenkenntnis der Gehölze, sowie die Kenntnis des Zwecks, dem die jeweilige Gehölzpflanzung gewidmet ist: Wann wird, wie, weshalb und womit geschnitten?

Werden Vorbilder, Regeln und Prinzipien des Gehölzschnitts beachtet und angewandt, kann ein gutes Gedeihen der Gehölze erwartet werden. Schnittfehler oder Versäumnisse können Gehölze im Wachstum beeinträchtigen oder zu ungewünschten oder ungewöhnlichen Phänomenen oder Formungen des Habitus, der Krone oder Verästelung führen. Aus bekannten und bewährten gärtnerischen Kenntnissen und Fertigkeiten, aus denen sich feste Regeln und Prinzipien zum Gehölzschnitt ergeben haben, können Rezepte, Anleitungen zur Vorgehensweise oder Methodik beim Gehölzschnitt erdacht und Fehlbehandlungen korrigiert werden.

Beobachtungen

Auffälligkeiten hinsichtlich der Schnitt-Werkzeugverwendung

Betrachtet man die Schnittstellen der Gehölze innerorts, fällt auf, daß oft Werkzeuge wie Motorheckenschere und Kettensäge für Schnitarbeiten Verwendung fanden. Indizien dafür sind verbliebene, stark ausgerissene oder abgebrochene Astenden, verursacht durch den reißen den Schnitt der Heckenschere bzw. die bei größeren Aststärken zusätzlich unebenen und rauen Schnittflächen beim

Kettensägeneinsatz. Außerhalb der Ortschaft wird auf schweren Maschineneinsatz, vermutlich eine Zugmaschine mit hydraulischer Kreis-Sägevorrichtung, gesetzt. Dadurch können leicht gesunde Bäume durch ungewollte Einschnitte oder Einfriedungen in Mitleidenschaft gezogen werden.

Auffälligkeiten hinsichtlich der Schnittführung

Schnitte, die auf die Anwendung verträglicher Schnittregeln schließen lassen, sind selten. Bei der Astentnahme mittels Kettensäge wird oft, anstatt auf Astring zu schneiden, zu dicht oder weit von Stamm- oder Astbasis geschnitten, so dass Schnittwunden nur schwer abheilen können. Bei Einsatz der Heckenscheere werden die Gehölze meist oberflächlich zurückgedrängt oder in Form geschnitten. Bei Gehölzen an Flur- und Forstwegen wird undifferenziert und breitflächig in den Bestand gesägt.

Auffälligkeiten hinsichtlich der Wahl der Schnittzeitpunkte

Flurgehölze werden während der Vegetationsruhe von ca. November bis März geschnitten. Im Ort selbst wurde die Wahl der Schnittzeitpunkte wohl eher zufällig gewählt. Ahorne und Robinien wurden im Winter, während Kirsche, Hainbuche und Rosskastanie um die Bartholomäus-Kirmes am 24. August geschnitten wurden. Hier waren Äste im Weg und die Kirmes Grund, die Versäumnisse einer fehlenden Stammerziehung irgendwie nachzuarbeiten. Viele Schnitte wurden zu spät und in mehrjähriges Holz unternommen. Wobei der Zeitpunkt bei Hainbuche und Rosskastanie – wenn auch zufällig – nicht ganz richtig, aber besser als im Winter / Spätwinter, ist.

Folgerungen und Vermutungen

Betrachtet man die Phänomene so fällt auf, dass manche Schnittmaßnahme ohne strikte Einhaltung gärtnerischer Prinzipien erfolgt. Viele Prinzipien, Regeln oder Rezepte zum sachgerechten Umgang mit Gehölzen scheinen nicht be- oder anerkannt zu sein. Da Flurgehölze nicht mehr bewirtschaftet und der Landwirtschaft eher im Wege stehen, werden sie schematisch auf die gleiche Weise von einem beauftragten Lohnunternehmer zurückgedrängt. Innerorts übernehmen zwei Gemeindearbeiter die Schnitтарbeiten. Inwiefern die allgemeine und weitläufige Zunahme des maschinellen Arbeitens, der Wandel der sozio-ökonomischen Verhältnisse und damit der zunehmende Verlust von subsistenten, bäuerlich-gärtnerischen und -handwerklichen Fähigkeiten, ästhetische oder zeitliche Gründe für die Unterhaltung der Gehölze eine Rolle einnehmen, entsprechende Vorbilder oder Rezepte zum Verfahren vorhanden sind, ist ungewiss.

Zu hoffen ist, dass der tendenziell gleichgültige 'Umgang' mit Gehölzen nicht zum Prinzip wird und bekanntes Wissen sowie handwerkliche Erfahrungen und Kenntnisse bei Landschaftsbauunternehmen Einzug halten.

Literatur

Drosdowski, Günther (Hg.) et. al. 1989: Duden Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim; Wien; Zürich

Dicke Linden – Erfahrung zu Regelwerken in der Baumpflege

Henning Schwarze

Die Forschungsgesellschaft für Landschaftsentwicklung und Landschaftsbau e.V. versucht seit der Gründung im Jahr 1975, Richtlinien und Regelwerke für Arbeiten im Garten-Landschaftsbau als Standard zu etablieren. Die Regelwerke wie die „Zusätzlichen Technischen Vertragsbedingungen und Richtlinien für Baumpflege“ kurz ZTV-Baumpflege sind Ergänzung der DIN-Normen im Garten-Landschaftsbau 18915 – 18920. Bei Verträgen nach der Vertragsordnung Bauleistung, kurz VOB, können sie von den Vertragspartnern als einklagbare Regel der Technik vereinbart werden.

Kritik ZTV Baumpflege

In der Geschichte der ZTV-Baumpflege gab es bereits einige eklatante Fehler und Brüche, vgl. u.a. den Beitrag von Grothaus, R.; Hard, G. (1988/1996) „Baumchirurgie als lukrativer Unsinn“ abgedruckt im Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Brauchbar ist das Regelwerk in dem Teil der Begriffsbestimmung in dem Begriffe wie Feinast, Starkast usw. definiert werden, weil diese Begriffe häufig unterschiedlich aufgefasst werden. Kritischer ist der Rest zu betrachten. Wenn man die ZTV-Baumpflege durchblättert fällt auf, dass die Schnittführung, die den Großteil der Arbeit bei der Baumpflege ausmacht, mit Bildern gerade mal auf 7 von 70 Seiten behandelt wird. Das Thema Sicherungselemente (Kronensicherung etc.) wird dagegen auf 17 Seiten behandelt. Das Thema Baumumfeldverbesserung umfasst weitere 5 Seiten. Der Schwerpunkt liegt also deutlich auf den technischen Einbauten. Man könnte meinen, das Thema Kronenschnitt sei relativ banal und mit 7 Seiten ausreichend abgedeckt. Dass dem nicht so ist, will ich an Beispielen der Pflege von alten Linden nachfolgend beschreiben.

Prinzip des Baumschnittes

Zunächst aber sei aber noch mal das Grundprinzip des Baumschnitts dargestellt. Getreu der Überschrift von Elena Granda Alonsos Arbeit: „Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmermehr“, sind Baumschnitte bei der Kronenerziehung so früh wie möglich durchzuführen, damit die Schnittflächen so klein wie möglich bleiben. Wenn sich daran gehalten wird, sind die Schnitte erstens relativ leicht durchzuführen und zweitens sind kleine Fehler der Schnittführung nicht so gravierend. Wie bei der Anzucht der Bäume in der Baumschule sind bei der Jungbaumerziehung deswegen Messer und Rosenschere die Werkzeuge erster Wahl. Bei einer kontinuierlichen Pflege sollte die Handsäge das größte Werkzeug sein, sollten Grobastschnitte über 5cm selten und Starkastschnitte über 10cm ausgeschlossen sein. In der Baumpflege wird heute fast durchgehend mit der Motorsäge gearbeitet, was ein Indiz dafür ist, dass viele Schnitte zu spät und zu groß ausfallen. Damit verbunden treten viele Fehler und Probleme in der Baumpflege durch diskontinuierliche Pflege und zu späte Schnitte

auf. Dazu gehören die Besiedlung der Schnittwunden mit holzerstörenden Pilzen wie dem Schwefelporling, physiologische Störungen durch ungünstige Schnittzeitpunkte z.B. bei „blutenden“ Baumarten wie Ahorn und Rindennekrosen durch die Freistellung von vormals beschatteten Kronenteilen.



Bild 1: Schwefelporling an Schnittwunde; Bild 2: Nekrosen freigestellter Äste (*Prunus avium*)

Auch wenn die Gattungen und Arten nicht gleich stark reagieren, können nach dieser Regel der frühen kleinen Schnitte, die meisten Schäden am Baum vermieden werden. Diese Regel ist in der Baumpflege von der Anzucht bis zum Abschluss der Erziehung am Pflanzstandort nach ca. 15 Jahren universell anwendbar. Danach folgt, außer bei Form- und Schneitelbäumen im Idealfall eine Zeit, in der fast keine Eingriffe in der Krone notwendig sind.

Nun ist dieser Idealfall gerade bei Bäumen im öffentlichen Grün der Stadt durch Versäumnisse bei der Pflanzung und in der Erziehung relativ selten. Zwiesel, die am Jungbaum nicht rechtzeitig entfernt wurden, sind beim Altbaum häufigste Ursache von Kronenbrüchen mit z.T. erheblichen Schäden im Umfeld. Hinzu kommen noch Schäden z.B. durch wiederholte Tiefbauarbeiten mit Abgrabungen und Verdichtung im Wurzelbereich, Anfahrschäden und Einwirkungen von Auftausalzen, Hundeurin und dergleichen. Dies führt häufig zu nachlassender Vitalität, frühzeitiger Vergreisung und dem Absterben und Bruch von Ästen und ganzen Kronenteilen. Zunehmend wird auch die Besiedlung der Krone mit Misteln ein Problem, die sich vor allem auf den Grob- und Starkästen im oberen Kronenteilen ausbreiten und bei Massenbefall den Baum schwächen und zum Kronenbruch führen können. Aus wirtschaftlichen Gründen sind diese Bäume zu fällen. Es ist in der Regel Vergeudung von Arbeitskraft und Arbeitsmitteln solche Schadbäume durch in der ZTV aufgeführten Kronensicherungsschnitte und/oder Kronensicherung durch Verseilung zu erhalten. Es gibt, zumindest meiner Ansicht nach, allerdings Ausnahmen. Dazu gehören unter anderem die relativ verbreiteten uralten Dorflinden, die in Deutschland nahezu in jedem Kaff zu finden sind. Es sind Sommer- oder Winterlinden mit einem ge-

geschätzten Alter von 300 – 500 Jahren. Die Schätzungen können wegen der meist vollkommen hohlen oder segmentierten Stämme nur am Stammumfang geteilt durch durchschnittliche Jahrringbreite ca. 0,6 cm angenommen werden. Das ist entsprechend ungenau, weil die Zuwächse nach Standort, Erziehung und Alter sehr unterschiedlich sind. Vielen dieser Linden wird eine besondere Bedeutung durch lokale Sagen, Mythen und geschichtliche Begebenheiten zugesprochen.

Wie mit diesen Altbäumen noch umgegangen wird bzw. wie mit ihnen umgegangen werden sollte, sei an den nachfolgenden Beispielen beschrieben.

Linde auf der Burg Steinsberg

Diese Linde mit einem Stammumfang von ca. 4m und einer Höhe von ca. 17m steht im Rhein-Neckar-Kreis bei Sinsheim auf der Burg Steinsberg. Diese Sommerlinde (*Tilia platyphyllos*) wächst auf dem Wehrgang der mittelalterliche Burg Steinsberg in der Ortschaft Weiler. Sie wurde vermutlich in der romantischen Phase lange nach Aufgabe der Burg als Wehranlage angepflanzt. Ende der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts wurde der Baum „baumchirurgisch“ behandelt um ein mögliches Ausbrechen der Starkäste und Stämmlinge auf dem kurzen Hauptstamm zu verhindern. Dazu wurden die Stämmlinge mit Gewindestangen durchbohrt und mit Stahlseilen verbunden. Weil die Tragkraft der ebenfalls hohlen Stämmlinge nach gut 20 Jahren zweifelhaft und der Baum mit Mistelbefall an den Kronenrändern dürre Treibspitzen aufwies, wurde 2007 ein Baumpflegefirma mit einer Kronenpflege beauftragt. Das Maß der Einkürzung wurde nicht eindeutig formuliert. Mit Hinweis auf die ZTV-Baumpflege wurde die Krone schließlich nur leicht ausgelichtet und zusätzliche Halteseile aus Kunst-



Bild 3 und 4: Linde auf der Burg Steinsberg nach Schnitt

stoff verbaut. Die Misteln wurden belassen, weil die Entfernung Schnitte bis in die Grob- und Starkäste bedeutet hätte. Das Ergebnis sah so aus, dass von dem Schnitt eigentlich kaum was zu erkennen war.

Zwei Jahre später wurden an der Burg Renovierungsarbeiten durchgeführt. Dabei löste sich bei einem Sturm von einem Baugerüst eine Plane und verfang sich in der Oberkrone. Durch die Windlast dieser Bauplane brach ein Stämming und stürzte auf den umlaufenden Weg. Bis auf den Baum entstand kein Schaden.



Bild 5 und 6: Kronenausbruch nach Sturmschaden

Fazit: Die Kronenpflege und die Verseilung haben weder den Kronenbruch verhindert, noch konnte der Altbaum regeneriert werden. Um beides zu erreichen hätte die Krone um ca. 1/3 gekürzt und die Misteln entfernt werden müssen. Dass aber auch diese Maßnahme zu spät gekommen wäre, zeigt das nächste Beispiel.

Friedenslinde an der Burg

Diese etwas jüngere Linde stand als Denkmal der Befreiung von Napoleonischer Fremdherrschaft seit 1815 ebenfalls an der Burg Steinsberg.



Bild 7 und 8: Friedenslinde vor dem Schnitt

Sie hatte einen Stammumfang von ca. 150cm und eine Höhe von ca. 15m. Auf einer Höhe von ca. 5m teilte sich der Hauptstamm in zwei Stämmlinge die vor schätzungsweise 30-40 Jahren gekappt wurden. Die Austriebe der Kappung wurden nachfolgend nicht nachgeschnitten. Dafür wurde der Baum umfangreich baumchirurgisch behandelt, indem die vermorschten Stämmlinge ausgefräst und mit Gewindestangen und Verseilung versehen wurden. 2007 waren beide Stämmlinge und der Hauptstamm soweit ausgemorscht, dass sie die Last der Krone nicht mehr tragen konnten. Zudem war die Linde durch starken Mistelbefall erheblich geschwächt. Aus Gründen der Verkehrssicherheit wurden beide Stämmlinge bis auf den Hauptstamm zurückgeschnitten.



Bild 9 und 10: Friedenslinde nach dem Schnitt



Wie sich zeigte, kam der Rückschnitt allerdings zu spät. Die Linde trieb nicht mehr am Stammkopf, sondern nur noch am Stammfuß und spärlich in 2m Höhe aus. Aufgrund des ästhetisch unbefriedigenden Ergebnisses, wurde der Torso später entfernt.

Fazit: Schon der erste Rückschnitt fiel zu hoch aus. Um den Baum leichter pflegen zu können, hätte die Krone bis auf den Hauptstamm abgesetzt werden müssen. Durch regelmäßigen Schnitt hätte der Baum noch weiter erhalten werden können. Die Baumchirurgie und die ungeeignete Kronenauslichtung statt Kronenkürzung hat den Baum weiter geschwächt, so dass er schließlich nicht mehr zu erhalten war. Dass es entgegen diesen Beispielen möglich ist, solche Altbäume zu erhalten, zeigt das nächste Beispiel.



Bild 11
und 12

Diese Linde mit einem Stammumfang von ca. 3m hat eine Höhe von ca. 7m und steht in Sinsheim im Ortsteil Hilsbach. Die obere freiwachsende Krone dieser Linde brach 1992 während eines Sturmes aus. Der gezogene untere Astkranz konnte trotz der großen Stammwunde und einer Höhlung von über 90% weiter durch regelmäßigen Rückschnitt vital erhalten werden. Die Stützkonstruktion wurde 2008 erneuert.

Hier wollten sich die Autoren der ZTV-Baumpflege anscheinend nur schwer von der degradierten „Baumchirurgie“ lösen und haben Gewindestangen und Beton zum Verfüllen von Stammhöhlen gegen Hohltauseile zur Kronensicherung und Belüftungsröhren zur Umfeldverbesserung eingetauscht.

Das Problem beginnt aber schon früher, wenn die Autoren der ZTV-Baumpflege einleitend behaupten, dass ihre Regeln auch für ehemals wirtschaftlich genutzte Bäume wie Schneitelbäume bzw. ihrer Imitation in den Formschnitten gelten würden wie z.B. Kastenlinden in Forst und Obstbau sowie für Sonderformen wie Schneitelbäume. Das Grundprinzip ist klar:

„Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmermehr“ Granda Alonso Elena (1993/1996).

D.h. möglichst früh die notwendigen Schnitte auf Astring zu führen, könnte schließlich allein ausreichen.

Die heutige Baumästhetik kann einen immer wieder auf die Palme bringen. So erst letztens, als Jörg Kulla vergleichsweise harmlos auf dem Kasseler Stammtisch seine Platanen im Hinterhof vorgestellt hat, die er gezwungenermaßen bis auf 3m Reststamm kappen musste. Er hat dieses Vorgehen gewählt, weil er irgendwie an den Dingen hängt und jetzt regelmäßig die Austriebe wegschneidet. Bis dahin ist alles okay, bis von Jörg Kulla die Frage gestellt wurde, ob das hier überhaupt noch ein Baum wäre, was Helmut Böse-Vetter sinngemäß damit beantwortete, dass ein Baum einen Stamm hätte und die Blätter oben wären.

Literatur

Granda Alonso, M.E. 1996 (1993): Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmer mehr. Notizbuch der Kasseler Schule 38 StadtBaumschule - Vertrauliche Mitteilungen über Bäume. S. 64-110. Kassel.

Grothaus, R.; Hard, G.; Zumbansen H. 1996 (1988): Baumchirurgie als Baumzerstörung - auf den Spuren eines lukrativen Unsinn. Notizbuch der Kasseler Schule 38. StadtBaumschule - Vertrauliche Mitteilungen über Bäume. S. 222-231. Kassel.

Kulla Jörg 2013: Eine kluge Entscheidung? - 125 Jahre alte Platanen: Köpfen oder Fällen? - Vortrag am 1.2.2013 auf der Kasseler Stammtischen der AG Freiraum und Vegetation. Manuskript.

VOB Gesamtausgabe 2012: Vergabe- und Vertragsordnung für Bauleistungen, Teil A (DIN 1960), Teil B (DIN 1961), Teil C (ATV). Hrgb.: DIN, DVA

ZTV-Baumpflege 2010: Zusätzliche Technische Vertragsbedingungen und Richtlinien für Baumpflege. Forschungsgesellschaft Landschaftsentwicklung Landschaftsbau (FLL). Bonn.

Von Wegen - Ein harmloser Auftrag

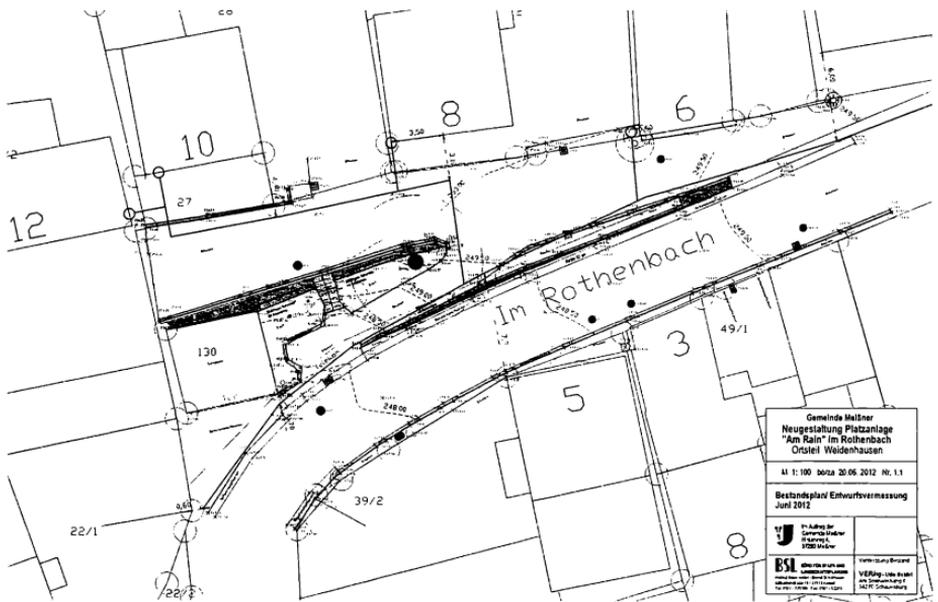
Helmut Böse-Vetter

Wir befinden uns in der Dorfstraße eines ganz normalen nordhessischen Dorfes, mit ‚fränkischen Höfen‘ an beiden Seiten. In einem Teilstück steigt das Gelände neben der Straße auf einer Seite steiler an, und die Hofstellen liegen auf rund 50m Straßenlänge bis zu 2m höher als die Straße. Um diese zu erschließen, teilt sich die Dorfstraße in einen unteren und oberen ‚Ast‘, der mit einem Gehöft ‚vor Kopf‘ endet. Beide parallele Wege werden mit einer Stützmauer geteilt um das Gelände ‚abzufangen‘. Die obere Straßenseite stellt die Höfe quasi auf eine Art Straßensockel.

Durch den Höhenunterschied werden die Grundstücke der oberen Seite nicht mehr direkt an die weiterführende Dorfstrasse angebunden. Um die Nachteile dieser ‚abseitigen oder gefangenen Lage‘ (‚Sackgassen‘-Standort) zu kompensieren, wurden Querverbindungen über den Höhenversatz zwischen den parallelen Wegen eingebaut: mit einer fußläufigen Treppenverbindung und mit einer befahrbaren Rampe. Beide münden auf einen kleinen schmalen Platz am Rand der unteren Hauptstrasse. Mit diesen beiden Querverbindungen wurden die Hofstellen wieder näher an die Hauptstrasse gebracht und übermäßige (unpraktische) Umwege vermieden. In den letzten 30 Jahren wurde dieser Rand in der Straße nach und nach bepflanzt und wuchs im Stillen zu. Die Nutzung dieser Querwege hat zwar abgenommen, besteht aber -weniger auffällig- weiterhin.



Die Situation ist ein Beispiel für den praktischen Sinn, dass alle Häuser an einer Straße gleichwertige Zugangsbedingungen und Bewegungsmöglichkeiten haben sollen. Das wäre eine prinzipielle Forderung als ‚kommunale‘ Übereinkunft und Zielsetzung. Zu diesem Prinzip gehören die Regeln der Zonierung von Straße, Haus und Hof. Prinzipiell wird deshalb alles vermieden, dass Häuser und Grundstücke ohne Not „ins Abseits gestellt werden“ Geraten Häuser trotzdem –wie hier wegen der topografischen Bedingungen- ‚ins Hintertreffen‘ muss dieser Nachteil durch direkte Querverbindungen zur Straße kompensiert werden, bzw. anders geregelt werden, um dem Prinzip weiter gerecht zu werden. Zu solch einer Regelung gehören in diesem Fall, dass die abgehängten Höfe eine Verbindung mit Treppe und Rampe erhalten, um die direkte Zugänglichkeit und Erreichbarkeit der Straße auf kürzerer Distanz wieder herzustellen.¹⁰

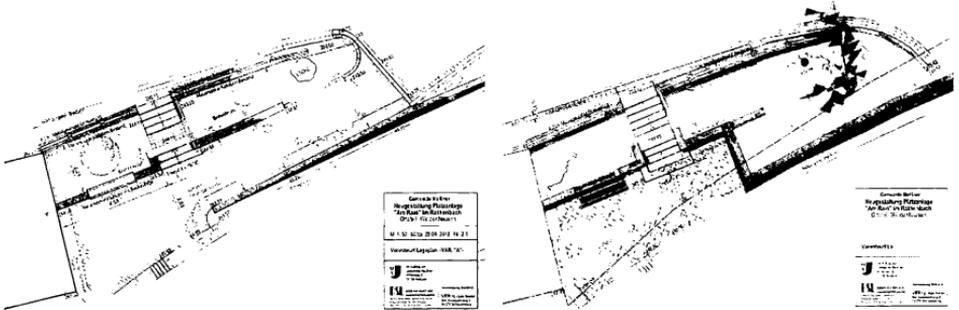


Was wir heute vorfinden, wird nicht mehr mit Leiterwagen, Sackkarren und Gesinde bevölkert. Treppe und Rampe werden von den Anliegern zwar noch genutzt, aber nur gelegentlich und vor allem unauffällig (z.B. Postbote, Müllabfuhr, Rangiermöglichkeit). Im Rahmen der Dorfentwicklung wurde dieser unscheinbare Platz nun zum Thema, quasi ‚aus dem Schlaf gerissen‘: der Zustand der Mauern und Treppe sei sehr bedenklich, das Ganze wirke sehr düster und dann könne man hier doch einen Sitzplatz daraus machen, das Ganze schöner gestalten.

¹⁰ Als weitere Regel könnte man aus diesem Beispiel noch folgern, dass solche Querverbindungen ungefähr einen Abstand von 2 Parzellen haben sollten, um noch einen direkten sinnfälligen Bezug vom Hof zur Straße haben.

Diesen Auftrag haben wir als Reparatur verstanden und so war unser Vorschlag recht profan: Gehölze entfernen, Mauerköpfe, Treppe und Geländer erneuern, Weg pflastern, Beete verkleinern, einen zweiten niedrigen Mauersockel als Anlehnung für eine Sitzgelegenheit vorsehen. Alles zusammen also keine spektakulären Dinge.

Als wir die Planung vorstellten, fand auch alles wohlwollende Zustimmung, bis unvermittelt jemand meinte, eigentlich brauche man die Rampe doch gar nicht mehr und man könne die Fläche dem Sitzplatz zuschlagen und als Beet gestalten, so wären auch Kosten zu sparen. Nacheinander wurde diese Meinung von den Anwesenden bekräftigt. Meine Argumentation, es wäre doch unklug einen über lange Zeit praktischen Weg und eine Abkürzung aufzugeben, lief ins Leere. Auf meine -nicht ernst gemeinte- Retourkutsche, dann könne man ja auch die Treppe weglassen, bekam ich zu hören, dass die Treppe schon wichtig wäre, als Gestaltungselement, da würde sonst etwas fehlen. Dies ist insofern bemerkenswert, weil die Treppe nicht als Weg und Abkürzung, sondern als Skulptur umgedeutet wurde. Noch hoffte ich, es gäbe ‚härtere Argumente‘. Ich machte darauf aufmerksam, dass unbedingt die direkt betroffenen Anlieger gehört werden müssten, von denen ich aus zufälligen Gesprächen wusste, dass die Rampe für sie nicht verzichtbar war. Und auch die Denkmalpflege würde ein Wort mitsprechen, so dachte ich. Anlieger und Denkmalamt wurden einzeln informiert und um Stellungnahme gebeten. Der Denkmalpflege und den Anliegern jedoch war es egal. Sie tendierten zwar dazu den jetzigen Zustand zu erhalten, könnten aber auch ohne Weg leben, weil schöner wäre das ja allemal.



Vorschlag Planungsbüro mit Treppe und Rampe

Votum Arbeitskreis Dorfentwicklung

Für die nächste Sitzung hatte ich also keine ‚harten‘ Argumente sammeln können und so wurde beschlossen, die Rampe durch ein Beet zu ersetzen. An dieser Stelle vollzog sich für mich der Wechsel von einem planenden Ratgeber zum Ausführenden einer Entscheidung.

Marianne Gronemeyer hat 1977 den Aufsatz geschrieben „Denn sie wissen nicht was sie wollen“ Damit ist u.a. gemeint, dass wir uns nur vorstellen kön-

nen, was wir kennen oder soweit unsere Erfahrungen reichen. Aber unsere Vorstellung davon, was alles möglich sein könnte, wird auch von ‚mainstreamigen‘ Einflüsterungen geleitet. Und dieser Gedanke hat auch eine weitere Kehrseite: Weil unsere Tätigkeiten und Alltage von Gewohnheiten geprägt sind, und wir uns gewöhnlich unsere Umgebung und Alltagshandlungen nicht mit besonderer Aufmerksamkeit bewußt machen oder gar reflektieren, merken wir nicht, oder vergessen leicht, wozu die Dinge gut sind, mit denen wir täglich hantieren. ‚Wir wissen nicht, was wir haben‘ - in diesem Sinne könnte man den Satz von Marianne Gronemeyer variieren. Deshalb passiert es, dass wir die Qualität und Bedeutung des Angestammten nicht schätzen und so leicht auf Versprechen hereinfliegen, etwas werde künftig besser und schöner. Mit der Vorstellung etwas schöner machen zu wollen, sind erstaunlich Viele ohne Vorbehalte recht schnell zu gewinnen und einverstanden. Dem wird aber allzu leicht der profane Gebrauch der Dinge geopfert, vielleicht auch deshalb, weil der normale Gebrauch als nicht recht herzeigbar gilt, und dem gewissermaßen auch etwas Unordentlichkeit anhaftet.

Nun spricht Nichts gegen Verschönerungen als Zutat im Sinne von Tapetenwechsel, aber wenn dabei unversehens Wände mit eingerissen werden, gerät die bewährte Gebrauchsgrundlage unter die Räder.

Dass wir ‚nicht wissen, was wir haben‘ ist nicht als Vorwurf zu verstehen. Denn die Vergewisserung ist im Alltag auch nicht notwendig, solange die Dinge sinn gemäß und praktisch gehandhabt werden können. Das Prinzip und die Regeln, die wir als Planer in und hinter den Dingen sehen müssen, sind den Leuten im Alltag unbekannt. Sie sind selbstverständlich und deshalb unreflektiert. Der Planer sieht Tätigkeiten, die die Leute nicht merken, und wenn sie darauf hingewiesen werden neigen sie dazu, sie als „Nicht Bedeutend“ herunterspielen. Deshalb ist es so schwer das „Nichts Besonderes“ gegen die Aussicht einer „Neuen Gestaltung“ zu stellen und zu verteidigen.

Nun könnte man doch erwarten, dass gerade die Vorschläge für Veränderungen, die als Neugestaltung tituiert werden, von den Bewohnern besonders auf den Prüfstand gestellt werden. Das kommt wohl vor, ist aber nicht die Regel. Und es ist im Grunde auch nicht die Aufgabe der Bewohner, sondern der Planer. Aber: je ‚wagemutiger‘, radikaler und ungewohnter die Entwürfe und Visionen sind, umso unpräziser sind die mitgelieferten Begründungen, und umso sprachloser und kleinlauter wird das Publikum. So schwindet die Bereitschaft, die kleinen praktischen Dinge des Alltags in die Waagschale zu werfen.

Bei unserem Beispiel ist noch ein weiteres Phänomen von Bedeutung: etwas, dessen Nutzungsintensität nachgelassen hat oder von dem weniger Gebrauch gemacht wird, wird leicht als ‚nicht mehr nötig‘ und ‚veraltet‘ erachtet. Hier ist der Ruf nach Neugestaltung besonders verlockend und Vorschläge –so vage diese auch sind- treffen auf offene Arme. Dabei ist es oft gar nicht so wichtig, was an die Stelle des Bisherigen treten soll, in erster Linie soll es neu, schön

und herzeigbar sein oder das gerne zitierte „Raumgefühl“ verbessern. Zum Umbau eines Einfamilienhauses hieß es z.B.:

„Durch das Entfernen von unnötigen Zwischenwänden wurde im Inneren ein großzügiges Raumgefühl geschaffen.“ (Architektenkammer Niedersachsen und Bremen (Hg), Tag der Architektur / Architekturzeit 2013, Objekt Nr.61)

Die Zutaten werden aus verschönerten Nachbarorten, dem eigenen Garten, der Wochenendbeilage oder dem Baustoffhandel entnommen. Ein Gebrauchsmaßstab kommt darin nicht vor. An etwas festzuhalten, solange es brauchbar ist, selbst dann, wenn es seltener genutzt wird, und solange keine anderen praktischen Anforderungen eine Änderung benötigen, entspricht einer Bewertung, die man ein ‚planerisches Prinzip‘ nennen kann.

Diskussion:

1. Der ‚Gebrauch‘ oder der ‚Gebrauchswert‘ als Maßstab für die Qualität einer Planung war in den 1970er Jahren eines der stärksten Argumente gegen Entwurfsphantasien. In der „Herrschaftsarchitektur“ wird der Gebrauchswert zur Herstellung von Distinktion (als Zeichen für Rang und Status) als ungeeignet betrachtet. In einer Gesellschaft ohne klare Trennung in Herrschaft und Volk kommen subtilere Formen der Ausübung und Darstellung von Macht und Herrlichkeit zum Tragen. Der Bürger imitiert und übernimmt die herrschaftliche Haltung (Attitüde) und fordert die Insignien ein. So bekommt er freiwillig die ‚herrliche‘ Grünfläche, die ihm bisher verordnet wurde.

2. Heutzutage werden Bauten in der 2.Reihe und in ‚versteckter‘ unzugänglicher Lage vielfach als Vorteil und privilegiert wahrgenommen. Hier steht nicht mehr das Prinzip der Teilhabe und Nähe im Vordergrund, sondern die Idee des nachbarschaftslosen ‚Einöd-Hauses‘ mit den Merkmalen von sozialer Distanz und Absonderung.

3. Bei der Diskussion von Entwürfen steckt die Erwartung einer Auswahl unter alternativen Vorschlägen drin. Und, der Auftrag suggeriert: „Machen“ nicht „Verstehen“ Bei dem genannten Beispiel wird eine Argumentation für die Planung geliefert, die signalisiert: „ihr habt keine Auswahl“ und „ihr bekommt nichts neues“ Die Frage ist, kann es eine Debatte über die diffusen Vorstellungen und Erwartungen geben: „was könnten wir alles kriegen...“, und der Planer will uns das nicht gönnen.“

Literatur:

Gronemeyer, Marianne 1977 Denn sie wissen nicht, was sie wollen... in: Bahr /Gronemeyer (Hg.): Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim, Basel.
Architektenkammer Niedersachsen und Bremen (Hg) 2013. Tag der Architektur 30.6.13 / Architekturzeit 17.-30.6.13. Hannover/Bremen.

In Gedanken über „Ideal und Wirklichkeit bäuerlicher Gärten“

Karl Heinrich Hülbusch

‘Don Camillo und Peppone’, dieser amüsante Roman, vielleicht eine Burleske, hat verfilmt die Kinos gefüllt. Das herrliche Streitverhältnis des kommunistischen Bürgermeisters und des Pfarrers, die genau genommen das gleiche gut finden und nur anders nennen, nimmt G. Guareschi (1964:175) in dem Roman einer Reise – „Genosse Don Camillo“ (Rüschlikon-Zürich) – der Genossen nach Russland noch mal auf. Jedenfalls trifft auf dieser Reise Don Camillo einen Flüchtling aus seinem Dorf, der falsch angeklagt im Ostblock Zuflucht gefunden hat. Er will in einer Kolchose, wo die Reisenden zu Gast sind, Don Camillo die wahre Geschichte erzählen und beichten. Auf die Frage, ob der Genosse Don Camillo noch Priester sei, gibt es folgenden Dialog:

„Gewiß! Was sollte ich sonst sein?“

„In letzter Zeit sah man so viele Leute den Mantel nach dem Winde hängen.“

„Mein Mantel ist aus einem Stoff, den man nicht wenden kann.“

Aber, wer kann es sich heute noch leisten auf einen doppelbödigen Mantel, der über eine vernünftige und zuverlässige Seite z.B. der Freiraum- oder Landschaftsplanung oder der Vegetationskunde verfügt und gleichzeitig den schicken Wechselbalg geschmackvoller Betrachtungen vorhält zu verzichten. Und da es gerade dann nicht schadet, wenn man auch ein bisschen mit Kenntnissen stronzen kann, empfehle ich noch: Klausch, H. 1971 – Beiträge Alfred Lichtwarks zu einer neuen Gartenkunst. (Diss.) Hannover.

Mit diesem verheißungsvollen Titel schmücken Rebecca Fischer und F. Bellin-Harder einen Text, der in Stadt + Grün 2/2013: 40-46 abgedruckt ist. Dieser Beitrag enthält eine Tabelle mit 15 ‘Nutzgartenaufnahmen’, an denen zu prüfen ist, was die AutorIn denn in der ‘Wirklichkeit’ der – wie sie es nennen - ‘Bäuerliche(n) Gärten heute’ gefunden und gelesen haben. Dieser Text ist ein wunderbares Exempel für den ‘Stil des inneren Vorbehalts’ (‘fiktiver Zweifel’ nach Ch. S. Peirce 1908/1991) und die Verwandlung vieler Unterstellungen in eine Wahrheit. Zudem werden alle diese Unterstellungen mit einem Körnchen Wahrheit versehen, so dass die LeserIn Mühe hat, die suggestive Unterstellung von dieser zu trennen, was den ganzen Text dann unglaubwürdig, zu einem Werbetext macht. Nehmen wir das Beispiel ‘bäuerliche Gärten’

Der ‘Garten des Bauern’, den gilt es unter Firmierung ‘Bauergarten’, der ja immerhin ein geprägter und definierter Begriff für einen Grundriss- und Ausstattungskanon seit etwa 1900 ist, geprägt von A. Lichtwark und M. Liebermann, abzuschaffen. Wenn, macht die Bäuerin und nicht der Bauer den Garten. Das ist aber zunächst unerheblich, weil zuerst mal die BearbeiterIn unwichtig ist. Deshalb gibt es zwar Gärten auf dem Land, aber keine bäuerlichen Gärten. So lange aber nicht erwiesen ist, dass Gärten von der Lage und vom Besitzer/ Bearbeiter unterschieden sind, gibt es nur Gärten. Der Eiertanz zwischen ‘ländli-

chen' und 'bäuerlichen' Gärten ist nur ein wichtigtuerischer, Aufmerksamkeit heischender Mummenschanz. Die Abgründe sophistischer Spitzfindigkeiten und suggestiver Unterstellungen, ein Charaktermerkmal der landespflegerischen Textproduktion seit 30 – 35 Jahren, bringen jede Kritik um, weil die Autoren locker behaupten, dass sie dies oder jenes genau nicht so gemeint hätten. Wie bei den Unterstellungen sind sie auch hier um keine Ausrede verlegen. Da die Tabelle, die den Gegenstand abbilden soll, auch für geübte Leser unübersichtlich und unverständlich ist, bietet sich zur Klärung der Neugier eine Bearbeitung nach bewährtem Prinzip und Regeln an. Dies setzt die Erwartung voraus, dass die Aufnahmen regelrecht durchgeführt wurden. Einige Ungereimtheiten wie z.B. das Fehlen der Buschbohne, die dann prompt auf einem Foto S. 41 zu bewundern ist, oder Rote Bete und Mangold oder Frühkartoffeln bei den steteren Arten, fällt da nicht sonderlich ins Gewicht. Dass Obstgehölze nicht nach Nieder- und Hochstämmen unterschieden werden, muss schon zu den größeren Mängeln der Aufnahmen gerechnet werden und könnte einer frühen Aufnahmezeit angerechnet werden. Die Tabellenbearbeitung wird mit der aus dem Arteninventar und der allgemeinen Beschreibung (s.a. Fotos) abgeleiteten Behauptung durchgeführt, dass Grundstücksaufnahmen (s. Volz, H. 2001: 35-37) erhoben wurden. Das kann man ja machen, weil z.B. vor Ort die Klärung der Gartenteile nach dem Grundriss eine langwierigere Erhebung erfordert und je Zeit weniger Beispiele dokumentieren lässt, weil pro Grundstück mehrere Aufnahmen nötig werden. Mit sehr viel Zeit wäre das in einer zweiten Runde zu machen. Damit aber die verschiedenen begärtnerten Teile des Grundstücks implizit in der Abbildung zum Ausdruck kommen, müssen die 'Stockwerke', analog zu den Schichtungen bei der Forstaufnahme, des Grundstücks getrennt aufgenommen werden (s. Bekeszus, K. u. Uedl, M. 2001: 27-34, insbes. 29-30). Im Klartext werden die Aufnahme und die Tabelle nach den Lebensformen und sekundär ergänzend nach der Ernte bearbeitet. Denn gemäß der 'Logik (dem Prinzip) des Verfahrens' (s. Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/1984: 7) kommt es darauf an, nicht irgendwas darzustellen, sondern 'Typifizierungen in der Situation' zu finden und zu beschreiben, die 'soziologische Konzepte', das heißt verstehende Auslegungen ermöglichen,

„...die in verständlicher Beziehung zu den sinnvollen Intentionen der Akteure in der Situation stehen.“ (Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/1984: 41)

Die Suggestion und die Unterstellung gehen nach der 5. Grundrechnungsart vor, die St. Heym (bei St. Nadolny: Das Erzählen und) beschreibt:

"Man legt zuerst das Ergebnis fest und rechnet so lange und so falsch bis genau dieses herauskommt."

Dagegen ist eine 'Stilgeschichte' gegenwärtig genutzter Grundstücke – nichts anderes kann beim Inventar angebauter Arten derselben herauskommen - bestenfalls –

„... wie jede andere Wissenschaft, die es mit Strukturen zu tun hat, mit keinen anderen Beweisen für die Wahrheit ihrer Ergebnisse rechnen kann als den Wahrheiten, die mit ihrer Hilfe zu gewinnen sind.“ (Bourdieu, P. 1970/1983: 133)

C. Ginzburg nennt diese reflexive Prüfung die 'elastische Härte' der Indizienwissenschaften bzw. der Humanwissenschaften. Scharlatanerie und gewissenlose Selbstsicherheit können Kundige leicht erkennen, weil es ein 'Verfahren der Gegenstandsabbildung' ist, wenn man den Regeln des 'Konstruktionsunternehmens' folgt, die

„ein Schutz sind davor, dogmatisch zu werden (...), ein Schutz auch davor Daten zu übersehen“ (Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/84: 30-31),

'Daten zu übersehen' – eine schöne Formulierung, wenn man bedenkt, dass die Betonung auf 'Sehen' liegt. Und das setzt Neugier und Wertneutralität voraus.

Die Originaltabelle: „Nutzgartenaufnahmen (Ausschnitt)“

„Die gliederungsrelevanten Arten sind farbig unterlegt.“ (Fischer, R. u. Bellin-Harder, F. 2013: 45)

Schon bei Faust ist zu lesen

'Und legt ihr's nicht aus, so legt was unter'

Das machen die AutorInnen munter und unbekümmert. So schreiben sie z.B. die Stetigkeit der Arten an den Rand einer 'Reintabelle'. Das Hilfsmittel Stetigkeit dient der Bearbeitung der Rohntabelle zur Trennung von steten und unsteten Arten sowie der Suche nach Kenn- und Trennarten, so dass dieses Merkmal nach Erstellung der Stetigkeitstabelle ausgedient hat und – wie schon gesagt – in der Reintabelle völlig überflüssiger Wind ist. Jetzt sieht man zwar, dass es offenbar Merkmalskombinationen bestimmter Beispiele und Unterschiede dazu gibt – kann diese aber nicht ordnen, ein Bild, eine Erinnerung daraus formen. Und wenn in der Tabelle *Lactuca sativa* und *Paeonia lactiflora* oder Rotkohl und Johannisbeere nur nach der Stetigkeit betrachtet hintereinander aufgeführt werden, zweifelt die LeserIn am Verstand der AutorIn. Was Dicke Bohnen z.B. mit Akelei oder Narzisse, gar Muscari zu tun haben – die stehen irgendwo hintereinander – mag das Geheimnis der AutorIn sein – jedenfalls erklären sie solche Ungereimtheiten nicht.

'Ausschnitt'

So wird die Tabelle genannt. Ausschnitt von welcher Gesamtmenge wird nicht erklärt. Dabei gibt es doch bestens bewährt die Technik der Synthetisierung und der Teiltabellen, mit denen viele Aufnahmen zusammenzufassen oder besondere Phänomene und Ausbildungen abzubilden sind. Wenn man also überlegt, wie man die Gegenstandsabbildung möglichst anschaulich - das heißt auch der Erinnerung genügend - macht, kommt man nicht auf die Idee Buchs, Apfel, Tomate und Zucchini nacheinander aufzuführen. Das ergibt keinen Sinn. Genau das ist offensichtlich die Absicht der AutorIn. Sie erklären der LeserIn zwar, dass die unlesbare

„Gliederung (...)...vier Gesellschaften und der jeweiligen Unterkategorien (zeigt)“ (ebd.)

Nutzgartenaufnahmen (Ausschnitt)

		I		II		III		IV		V						
laufende Nummer		1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
Aufnahmenummer		IC	IC	IC	IC	IC	RI10	BR1	RE	RE	RE	RE	IC	IC	IC	IC
Anzahl der Arten (gesamt 258)		38	49	70	79	83	68	60	79	84	68	49	31	40	19	23
Nutzpflanzenanteil (%)		40	55	40	45	30	35	60	40	30	30	50	45	15	70	45
Zierpflanzenanteil (%)		60	45	60	55	70	65	60	60	70	70	50	55	85	30	55
Bedeckung gesamt (%)		50	50	75	50	70	80	45	75	70	80	75	70	75	60	70
vegetationsfähige Fläche (%)		90	100	95	95	90	90	85	90	95	90	95	95	100	85	85
offener Boden		45	50	30	45	50	45	80	50	40	20	20	25	55	40	30
Deutscher Name	Botanischer Name															
Schnittlauch	Allium schoenoprasum	+	r	r	12	r	r	12	+	13	r	+	+	r	r	+2
Kullererbbeere	Fragaria x ananassa	22	22	22	22	22	12	22	22	32	22	+	+	22	22	22
Beetrose	Rosa B	-	-	r	+	+	+	r	+	11	+	+	+	2	r	+
Pflingsrose	Paonia lactiflora	12	-	+	+	+	r	12	+	14	14	+	r	-	-	-
Kopfsalat	Lactuca sativa	-	22	12	12	-	+2	+2	12	12	12	+	+	2	12	12
Rhabarber	Rheum rhabarberum	r	r	r	+	+	+	r	13	+	+	r	r	+	12	-
Himbeere	Rubus idaeus	23	12	12	22	-	12	32	22	12	32	12	-	22	22	-
Tulpe	Tulipa Hybride	+	+	+4	-	14	+	r	14	+	14	r	r	-	-	r
Petersilie	Petroselinum crispum	+	+	12	12	-	+	+	12	-	12	r	+	+	-	-
Rotkohl	Brassica o. convar. cap. var. rubra	12	12	-	12	+2	+	12	+	+2	12	12	-	-	12	+2
Johannisbeere	Rubus rubrum	+2	+	-	24	12	+	+2	12	11	+	+2	13	-	-	-
Ringelblume	Calendula officinalis	-	14	+4	12	-	+	-	-	14	13	12	14	+4	-	-
Stachelbeere	Ribes uva-crispa	-	r	+	14	12	-	r	12	+	+	+	+	-	-	-
Erbsen	Pisum sativum	12	22	22	22	-	-	-	22	12	12	12	22	-	-	-
Radischesen	Rhavanus sativus var. sativus	+2	12	12	-	r	-	+2	12	-	-	12	-	-	-	-
Weißkohl	Brassica o. convar. cap. var. alba	12	12	-	12	+2	14	-	12	14	12	12	-	-	-	-
Wirsing	Brassica o. convar. cap. var. sabauda	12	12	12	-	-	+4	-	-	-	12	12	-	-	-	-
Kohlrabi	Brassica oleracea var. gongyloides	-	22	12	12	+2	14	-	12	+	12	12	-	-	12	-
Zwiebel	Allium cepa	12	-	12	12	22	12	-	12	-	-	-	-	-	12	-
Felhennel	Sedum telephium	r	r	r	+	r	r	+	r	-	-	-	-	-	-	-
Taglilie	Hemerocallis Hybr.	r	-	r	+	+4	r	-	-	+	-	-	-	-	-	-
Glattblattaster	Aster novi belgii	-	r	+4	r	-	-	+	+	-	-	-	-	-	-	-
Kissenaster	Aster dumosus	+	r	+	r	-	-	-	+	-	+2	-	-	-	-	-
Schafgarbe	Achillea filipendulina	-	r	+	-	r	r	+	r	r	-	-	-	-	-	-
Sonnenhut (gelb)	Rudbeckia fulgida	r	r	-	r	-	-	13	r	+	-	-	-	-	-	-
Teppichsedum	Sedum spurium	r	-	-	-	+	r	r	-	-	-	-	-	-	-	-
Flammenblume	Phlox paniculata	+4	-	+4	+4	-	-	+	r	-	-	-	-	-	-	-
Buchsbaum	Buxus sempervirens	-	-	+2	12	22	22	22	-	32	22	-	r	+	22	-
Rittersporn	Delphinium Hybr.	-	r	12	r	-	-	r	r	-	+	r	-	-	-	-
Lavendel	Lavandula angustifolia	-	r	r	+	r	-	-	-	r	+	+	r	-	-	r
Apfelbaum	Malus domestica	-	-	21	-	-	-	23	11	+2	11	12	21	11	11	-
Gamswurz	Doronicum orientale	-	-	-	-	-	-	-	-	-	14	-	+3	r	-	r
Solanum	Solanum lycopersicum	-	-	-	12	-	-	+2	12	-	+2	-	13	-	-	+
Zucchini	Cucurbita p. ssp. p. conv. girom.	-	-	-	+	+4	+	r	-	-	-	-	-	-	-	-
Karotte, Möhre	Daucus carota ssp sativus	12	12	22	12	22	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Purpurglockchen	Heuchera Cultivars	r	r	r	r	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+
Dahlie	Dahlia Hybr.	r	r	12	23	12	+2	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Waldgelbblättr	Arunus dioicus	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Sonnenblume	Helianthus annuus	-	14	14	12	-	-	-	-	-	14	-	-	-	-	-
Akelei	Aquilegia vulgaris	-	-	+	+	r	-	+4	+4	-	14	14	14	-	-	-
Narzisse	Narcissus Hybride	-	-	+4	12	+	-	+4	24	14	13	14	+	-	+	-
Blaukissen	Alubrieta Cultivars	-	-	-	-	-	-	r	+4	r	-	-	-	-	-	-
Dicke Bohne	Vicia faba	12	-	22	12	-	12	-	12	-	12	-	12	-	-	-
Traubenhyazinthe	Muscari botryoides	-	-	13	+	+4	-	14	23	-	14	-	-	-	+	-
Brokkoli	Brassica oleracea var. italica	-	-	-	12	12	+2	-	-	-	-	-	12	-	-	-
Blumenkohl	Brassica oleracea var. botrytis	-	-	-	12	12	+2	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Käiserkrone	Fritillaria imperialis	-	-	-	+4	22	+	-	-	-	-	+	-	-	-	-
Gartensalbei	Salvia nemorosa	-	-	r	r	+3	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Brennende Liebe	Lychnis chalcedonia	-	-	-	r	r	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Lupine	Lupinus polyphyllus	-	-	-	r	12	+	-	-	-	+	-	-	-	-	-
Thymian	Thymus vulgaris	-	-	-	r	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Riesenzierlauch	Allium giganteum	-	-	-	-	r	r	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Hainbuche	Carpinus betulus	-	-	-	-	r	32	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Säuerliche	Hydrangea macrophylla	-	-	-	-	-	-	+	+	-	r	+	-	-	r	-
Edelweiss	Solidago canadensis	r	-	-	+	-	+	+	+	r	r	-	-	-	r	-
Karpatenglockenblume	Campanula carpatica	-	-	-	-	-	-	r	-	+	+2	-	-	-	-	-
Kirsche	Prunus avium	-	21	-	-	-	-	-	+	-	11	12	12	-	-	-
Pflanzengrün	Lactuca sativa var. capitata	-	-	-	-	12	-	12	+2	+2	-	-	-	-	-	-
Pflanzengrün	Lysimachia nummularia	-	-	-	-	-	-	r	r	-	-	-	-	-	-	-
Kriechwäckerle	Juniperus communis 'Repanda'	-	-	-	-	-	-	r	r	-	-	-	-	-	-	-
Spornblume	Centranthus ruber	-	-	-	-	-	-	r	r	-	-	-	-	-	-	-
Pflanzengrün	Campanula persicifolia	-	-	+	-	-	-	r	+	-	-	-	-	-	-	-
Vergissmeinnicht	Myosotis arvensis	-	-	-	-	-	-	-	14	14	+	+	-	-	r	-
Brombeere	Rubus fruticosus	-	-	-	-	-	-	-	12	-	12	-	+	-	+	-
Mäuglökchen	Conwallaria majalis	-	-	-	-	-	-	+	-	-	23	13	-	-	-	-
Mahonie, Apfelbeere	Mahonia aquifolium	-	-	-	-	-	-	-	23	+	-	-	-	-	r	-
Zierlauch	Allium afghanense	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	r	-	-	-	-
Goldglökchen	Forsythia x intermedia	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	r	r	-	-	-
Pflaume	Prunus domestica	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	12	-	-	-
Winterling	Eranthus hymalis	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	r	-	-	-
Margerite	Leucanthemum spc.	-	-	-	-	-	-	-	r	-	-	-	+	r	+	-
Tanne	Abies spec.	-	-	-	-	-	-	-	+3	-	-	-	-	-	-	22
Scheinypresse	Chamaecyparis spec.	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	+	+	-	-	12

Tabelle aus Fischer, Rebecca u. Bellin-Harder, F., 2013

Und da es (noch) nicht verboten ist, diese Scharlatanerie auf die Schüppe zu nehmen oder auf die Sprünge zu helfen, haben wir mit ein bisschen Geduld und Routine aus der miserablen eine verständige Gegenstandsabbildung, die auch behalten und gelesen werden kann, bearbeitet.

Von der Originaltabelle zur Gesellschaftstabelle

Die Tabelle aus der Veröffentlichung lässt Kenn- und Trennarten-Gruppen erkennen, die weder zu verstehen sind noch von der AutorIn erklärt werden. Was soll ich mir z.B. bei einer Gruppierung aus Aubrieta, Dicke Bohnen und Muscari denken? Dass z.B. Dicke Bohnen neuerdings im 'Steingarten' gepflanzt werden? Oder bei einer Gruppe mit Brokkoli, Blumenkohl und Fritillaria? Werden die Köhler jetzt im Hochstaudenbeet kultiviert?

Originaltabelle (s. Fischer, R. u. Bellin-Harder, F. 2013: 44)

Die Tabellen NF 1-4 (*vom Autor, siehe Folgeseiten*) lassen die Arbeitsschritte der Bearbeitung bis zur redigierten Typentabelle erkennen. In Tabelle NF 1 sind zuerst mal die Arten nach den Lebens- und damit Anbau-Kulturformen, den Schichten auf dem Grundstück, entwirrt – und, siehe da: ein bisschen von der versteckten Arbeit der AutorIn wird erkennbar, noch nicht lesbar. In der Tabelle NF 2 werden die nach dem Tabellenbild vermuteten Kenn- und Trennarten der Grundstücksinventare erprobt. Jetzt ist zu erkennen, dass die AutorIn bei der Tabellenarbeit die Belege schon relativ gut geordnet haben. Das erklärt erst recht nicht, warum sie dann so viel Mühe aufwenden, den Ertrag 'unsichtbar' zu machen. In Tabelle NF 3 ist der Versuch zu besichtigen, die Lebensformen in Gruppen zu belassen nach Stetigkeit hintereinander zu schreiben. Das sieht vom Tabellenbild gefällig aus, verwirrt aber die Lesbarkeit. Also – Tabelle NF 4 – zurück zu einer Anordnung nach Lebensformen, die zuerst von den Annuelen bis zu den Bäumen die Erntearten abbildet und in einer zweiten Runde bei Zwiebeln und Stauden beginnend bis zu den Gehölzen geführt wird und die dekorative Ausstattung des Grundstücks wiedergibt. Danach zählen die mitgeteilten Grundstücksausstattungen alle zum:

Salat-Kräuter und Früchte-Ernte-Typus in der
Kohlgarten-Ausbildung und Grünflächen-Ausbildung:

-Die Kohlgartenausbildung weist 2 Varianten mit je 2 Subvarianten auf:

Kohlgarten-Ausbildung

Variante von Möhren mit Sommerblumen

Typische Subvariante (Sp. 1)

Blumenkohl-Fritillaria-Subvar. (Sp. 2)

Typische Variante

Subvar. von Tomate-Zucchini (Sp. 3)

Subvar. von Sommerblumen-Obstbäumen (Sp. 4)

-Die Grünflächen-Ausbildung ist mit zwei Varianten vertreten:

Grünflächen-Ausbildung

Variante mit Fruchternte u. Steingarten (Sp. 5)

Verarmte Variante (Sp. 6)

NF 2	1		2			3			4			5			6			NF3	NF4
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15				
	Ginnise Zahl d. Pflanzen:																		
Lactuca sativa	. 29		12 12			19 19	19	19	19 19	19	19	19	19	19	19				
Brassica oler. v. rubra	12 12					19 19	19	19	19 19	19	19	19	19	19	19				
Allium schoenoprasum	+ +		12 12			19 19	19	19	19 19	19	19	19	19	19	19				
Horradium crispum	+ +		12 12			19 19	19	19	19 19	19	19	19	19	19	19				
Brassica oler. v. alba	12 12		. 12 12			14 14	14	14	14 14	14	14	14	14	14	14				
Brassica oler. v. rubra	12 12		12 .			14 .	14	14	14 14	14	14	14	14	14	14				
Brassica oler. v. caulifl.	. 29		12 12			14 14	14	14	14 14	14	14	14	14	14	14				
Pisum sativum	12 12		29 29			. 29			12 12	12	12	12	12	12	12				
Phaseolus sat. sat.	12 12		12 .			12 12	12	12	12 12	12	12	12	12	12	12				
Allium sp.	12 .		12 12			12 .	12	12	12 12	12	12	12	12	12	12				
Vicia faba	12 .		29 12			12 12	12	12	12 12	12	12	12	12	12	12				
Daucus carota	12 12		29 12	22														4 3	
Brassica oler. v. italica	. .		12 12	12					12										
Brassica oler. v. botryt.	. .		12 12	12															
Lact. sativa v. crisp.	. .		. 12			12 .	12	12											
Solanum lycopersic.	. .		12 .			12 .	12	12	12			13							
Cucurbita pepo	. .		+ +			+ .						13							
Samolus																			
Calendula officinalis	. 14		14 12						14 13	12									
Nigella arvensis	12 12		23 12	12															
Nicotiana glauca	. 14		14 12																
Frucht																			
Fragaria vesca	29 29		29 29	22		12 22	22	22	12 22	22	22	22	22	22	22				
Rubus idaeus	23 12		12 12			12 22	22	22	12 22	22	22	22	22	22	22				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus vesca	12 .		12 .			12 .	12	12	12 .	12	12	12	12	12	12				
Rubus idaeus	12 .		12 .			12 .													

NF3

	Etel. Nr. d. Nufu. Zahl d. Wokku		1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
Gemüse																	
	<i>Lactuca sativa</i>		.	22	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Brassica oler. v. rubra</i>		+	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Allium schoenoprasum</i>		+	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Petroselinum crispum</i>		+	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
Früchte																	
	<i>Fragaria vesca</i> x		22	22	22	22	22	22	22	22	22	22	22	22	22	22	22
	<i>Rubus idaeus</i>		+	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Rubus idaeus</i>		+	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Ribes rubrum</i>		+	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Ribes uva-crispi</i>		.	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
Gemüse																	
	<i>Brassica oleracea v. alba</i>		12	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Brassica oleracea v. botrytis</i>		12	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Brassica oleracea v. capitata</i>		12	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Pisum sativum</i>		12	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Phaseolus sat. sat.</i>		12	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Vicia faba</i>		12	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Allium cepa</i>		12	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
Sonstige																	
	<i>Daucus carota</i>		12	12	.	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Coleus officinalis</i>		14	12	.	19	12	.	+	14	13	12	12	14	12	12	12
	<i>Dahlia pinnata</i>		+	12	.	23	12	.	12	+	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Helianthus annuus</i>		14	12	.	14	12	.	12	14	12	12	12	12	12	12	12
Handley																	
	<i>Camilleia yulgaris</i>		.	+	+	+	+	.	14	14	14	14	14	14	14	14	14
	<i>Nolaeus hybridus</i>		.	12	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Rubrotia cultiyata</i>		.	+	+	+	+	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Mureasi botryoides</i>		.	13	14	14	14	.	14	14	14	14	14	14	14	14	14
	<i>Hemera cultivata</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Fritillaria imperialis</i>		.	14	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Salvia nemorosa</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Lycnis chalcidonica</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Lupinus polyphyllus</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Thymus vulgaris</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Foeniculum officinale</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Allium giganteum</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Gemüse																	
	<i>Brassica oleracea v. italica</i>		.	12	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Brassica oleracea v. botrytis</i>		.	12	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Cucurbita pepo</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Solanum lycopersicon</i>		.	12	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Lactuca sativa v. capitata</i>		.	12	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
Handley																	
	<i>Lysimachia nummularia</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Cenchrus ruber</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Campanula persicifolia</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Convallaria maioralis</i>		.	23	23	23	23	.	23	23	23	23	23	23	23	23	23
	<i>Hyoscyamus aureus</i>		.	14	14	14	14	.	14	14	14	14	14	14	14	14	14
	<i>Erantia hiemalis</i>		.	12	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Campanula carpatica</i>		.	12	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Solidago gigantea</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Obstgärt.																	
	<i>Malus domestica</i>		21	21	21	21	21	.	21	21	21	21	21	21	21	21	21
	<i>Prunus avium</i>		21	21	21	21	21	.	21	21	21	21	21	21	21	21	21
	<i>Rubus fruticosus</i>		.	12	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Prunus domestica</i>		.	12	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
Handley																	
	<i>Paeonia lactiflora</i>		12	12	12	12	12	.	12	12	12	12	12	12	12	12	12
	<i>Sedum telephium</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Fritillaria imperialis</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Hemerocallis hybrid.</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Rudbeckia fulgida</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Helianthus annuus</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Hibiscus syriacus</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Phlox paniculata</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Tulipa hybrid.</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Laricella aurantiif.</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Delphinium hybrid.</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Papaverum officinale</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Allium afflatense</i>		+	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Bäume																	
	<i>Corylus heterophylla</i>		.	+	23	23	23	.	+	23	23	23	23	23	23	23	23
	<i>Fagus spec.</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
	<i>Quercus pedunculata</i>		.	+	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	+	+	+

NF4	Fl. Nr. d. Nufn.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
Gewürze																
Laetuca sativa		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Brassica oleracea v. rubra		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Allium sphaerocephalum		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Petroselinum crispum		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Brassica oleracea v. alba		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Brassica oleracea v. sabauda		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Brassica oleracea v. gongyl.		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Pistum sativum		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Raphanus sat. v. rad.		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Allium cepa		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Vicia fabae		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Daucus carota		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Brassica oleracea v. italica		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Brassica oleracea v. botryd.		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Cucurbita pepo		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Solanum lycopersicum		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Laetuca sativa v. crisp.		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Sommerblumen																
Calendula officinalis		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Dahlia hybrid.		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Helianthus annuus		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Früchtl.																
Fragaria x vesca		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Rhelt. thalictroides		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Rubus idaeus		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Rubus ruborum		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Ribes uva-crispi		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Obstbäume																
Malus domestica		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Prunus avium		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Rubus fruticosus		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Prunus domestica		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Zwiebel + Bänder																
Tulipa hybrida		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Lavandula angustifolia		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Delphinium hybridum		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Perovskia atrorubra		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Allium affinale		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Paeonia lactiflora		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Sedum telephium		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Rhiz. dumosus		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Hemerocallis hybridus		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Rudbeckia fulgida		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Molippa filipendulina		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Rhiz. novi-belgii		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Sedum spectabile		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Phlox paniculata		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Heuchera cultiv.		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Fritillaria imperialis		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Salvia nemorosa		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Lycnis chalcidonica		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Lepinus polyphyllus		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Thymus vulgaris		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Allium argenteum		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Anacardium dioicum		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Hamamelis virginica		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Narzißus hybridus		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Hyoscyamus cultivatus		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Muscari botryoides		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Lysimachia nummularia		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Caltha palustris		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Campanula persicifolia		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Convallaria majalis		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Hyoscyamus aureus		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Eranthis hiemalis		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Campanula carpatica		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Solifrago engadrensis		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Bäume/Hecken																
Carpinus betulus		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Rhiz. spec.		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Chamaecyparis spec.		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
die Krönung:																
Buxus sempervirens		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19
Rosa hybr. - sorten		19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19	19

Jetzt wäre eine Auslegung der verschiedenen Typen, Ausbildungen und Varianten nachzureichen. Da die AutorInnen bis auf so alberne Feststellungen

„dass 60 Prozent der Gärten eine hohe Artenzahl (....) aufweisen“ oder
„13 Prozent der untersuchten Gärten einfach angelegt“ oder
„27 Prozent der Nutzgärten (..) einen sehr geringen Artenanteil auf (weisen)“

selber nichts zu ihren Belegen mitteilen, kann ich mich auch zurückhalten und bei meiner Einschätzung bleiben, dass der AutorIn die freundliche Neugier fehlt. Allein die Feststellung, dass von 258 Arten insgesamt nur 36 'einjährige Arten' – also Arten für den Hausgemüse-Garten – gegenüber 99 Stauden und 48 Gehölzen zu vermerken waren, zeugt von überheblicher Ignoranz. Oder, dass die auf S. 45 abgebildeten Grabeländer/Feldgärten nonchalant in 'einfach gestaltete Nutzgärten' umgemünzt werden, ist doch unglaublich ignorant gegenüber der Ökonomie der Ernte und der Arbeit, die dazu besteht. Wer ernsthaft für den Hausgebrauch Gemüse anbaut, kommt nicht auf die Idee des 'Gestalters', sondern organisiert den Anbau mit Rotation und Fruchtwechsel für die Bearbeitung nach arbeits- und erntepraktischen Überlegungen. D.h., beim Gemüse kommt es nicht auf die Artenzahl an, sondern auf die bearbeitete Fläche. Wenn ich unseren mit 25 Gattungen und einigen Spezies der gleichen Gattung + 5 Kräutern relativ vollständig mit den im Freiland anbauwürdigen Gemüsen besetzten Garten zum Exempel nehme und noch 5 – 10 Gattungen, die weder auf dem Boden noch in dem Klima – da warten wir noch auf den 'Klimawandel' – gedeihen, dann ist das vollständige Repertoire mit etwa 50 Arten inkl. Spezies erschöpft. Da unser Garten neben der Ernte ein Liebhaber-Gemüsegarten ist, kann der keine Maßstäbe setzen. Mit 17 statistisch auffälligen Gemüsearten und Spezies, die übersehenen Arten seien mal unberücksichtigt, fällt die Gemüseausstattung nicht üppig, aber doch sehr solide aus. Also, kein Grund zu künstlicher Empörung. Stattdessen wäre z.B. mit ein bisschen Überblick leicht zu konstatieren, dass der Anbau von Brassica oleracea in verschiedenen Varietäten auffällt und auf die wunderbaren Bördeböden in Borgentreich hinweist. Bei Lichte besehen bietet die Kohlgarten-Ausbildung eine statistisch durchaus ordentlich ausgestattete Haus-Gemüsegärtnerei. Da kann man sich so wohlwollend dumme Sprüche

„dass noch immer vermehrt Arbeit in Nutzgärten investiert wird“

sparen. 'Vermehrt' – was das wohl heißt? Und 'Arbeit investiert'? Die Hausgemüsegärtnerei ist keine Investition und rechnet nicht in Zeit, sondern in Ernten und Mittagessen. Seit wann dann Stauden pflegeextensiver sind statt ein Gemüsegarten, verraten die AutorInnen nicht. Jedenfalls gilt doch, dass eine Arbeit, die eine 'gepflegte Brache' bewirtschaftet für nichts oder den Schein gut ist. Zu essen kriegt man davon nichts und schön ist es auch nicht, wenn nicht viel mehr Arbeit 'investiert' wird.

Regeln

Für die verschiedenen Arbeitsschritte gelten jeweils eigene Regeln, in denen – wie beim Gärtnern – zum Ausdruck kommt, dass der Weg zur Ernte – die ist

das Ziel – jeweils andere Tätigkeiten erfordert. Säen folgt anderen Regeln als Pikieren, Topfen oder Aufpflanzen, die nur vorherzusehen sind, wenn sie bereits bekannt sind. So ist das bei Aufnahmen und Tabellen zur Gegenstandsabbildung von der Rohtabelle bis zur Reintabelle nicht anders. Wenn ich da sorglos oder lieblos arbeite, passiert es, dass die Arbeitsschritte durcheinander geraten. Wenn also in einer Reintabelle, die veröffentlicht wird und keine Verfahrensschritte sondern das Ergebnis der Überlegungen vorstellt, wie hier vorgeführt die Stetigkeiten aufgezählt werden. Ich muss doch nicht, wenn ich einen Salat oder Möhren verschenke, einen Beipackzettel zur Kultur und zum Jäten mitreichen. Die HandwerkerIn muss die Regeln kennen. Wenn ich hier die Arbeitsschritte von einer unübersichtlichen zu einer übersichtlichen und dann auch erzählbaren Gegenstandsabbildung vorstelle, mache ich ein Lehrstück, das zeigt, wie zu lehren und zu lernen wäre. Mache aber auch darauf aufmerksam, dass die Regeln der Arbeit einzuhalten sind, damit man die Regeln im Gegenstand finden und dann deuten kann.

Der Sinn oder das Prinzip

Das Prinzip der Abbildung ist der Tatsache gedient, dass wir 'zusammengesetzte Phänomene' nicht unmittelbar verstehen und vergleichen können. Eine abstrahierte Fallbeschreibung soll jedoch so gut sein, dass Gegenstand oder das Phänomen darin erkennbar sind und ähnliche Fälle auf Übereinstimmung oder Unterscheidung verglichen werden können. Die Regeln bzw. das Verfahren werden immer darauf geprüft – vgl. Siedlungsaufnahmen, Gebäudeaufnahmen mit dominanten und accessorischen Merkmalen -, wie gut der Gegenstand abgebildet wird – wieder zu erkennen ist, einen Sinn macht. Dafür gibt es bewährte Regeln, die von Eiligen und Gleichgültigen gerne übersehen werden, damit dogmatische Vorurteile – wie im Titel dieses Beispiels – Berechtigung finden. Die Regeln werden vernachlässigt, wenn der Beweis und nicht das Verstehen betont wird. Der Sinn besteht in der Kenntnis

der 'Konstrukte erster Ordnung', 'die natürliche Typifizierungen sind, die der Soziologe in der Situation bereits vorfindet' (Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/1984: 41)

Ohne diese 'Gegenstandskennntnis' wird jede Interpretation, also die Lesung der Dinge als Ausdruck/Indiz der

'sinnvollen Intentionen der Akteure in der Situation' (dies.)

willkürlich und manipulativ.

Beispiel:

„Nach dem 'Bauerngarten'-Ideal aufwendig gestalteter Nutzgarten.....Die einzelnen Beete sind mit einer Vielzahl an Gemüsearten bestückt“
(Fischer, R. u. Bellin-Harder, F. 2013: 46)

„Einfach gestalteter Nutzgarten mit separatem Staudenbeet“ (dies.: 45)

„In Reihen angebautes Gemüse und separates Staudenbeet im Hintergrund“
(dies.: 41)

Potztausend: wer hätte schon gedacht, dass 'Gemüse in Reihen angebaut' wird und die Stauden, eine Dauerkultur auf einer davon getrennten Fläche. Das bie-

tet nicht nur an, die Tabelle der Vegetationsausstattung nach Lebensformen und Ernten zu ordnen – das macht es notwendig, wenn der Gegenstand sinn- gemäß abgebildet und beschrieben sein soll. Beschrieben, das hieße neben den Ausstattungen auch die generelle Organisation auf den Grundstücken – auch dafür wird es eine Regel geben – zu beschreiben, statt mit zufälligen Bild- chen und tautologischen Kommentaren Einzelstücke zu präsentieren. Wenn man schon einen Maßstab für die Norm ausgeben will, muss das der LeserIn auch kundgetan werden, statt immer nur mit der Stange im Nebel zu stochern. 'Nach Bauerngarten-Ideal gestalteter Nutzgarten' Was soll der Blödsinn? Die 'plate bande' aus Stauden im Haus-Gemüsegarten ist wahrscheinlich das Vor- bild für das von Lichtwark und Liebermann propagierte Broschengärtchen 'Bauerngarten' (s. Ziburski, A. 2013: 16-19). Den Leuten zu unterstellen, sie hätten die Absicht gehabt, den 'Bauerngarten', der die 'landschaftliche Gestal- tung' kleiner Stadtgrundstücke durch eine übersichtliche 'architektonische Gestalt- ung' ablösen sollte, nachzuahmen, ist gelinde gesagt überheblich. Ihnen dann auch noch zu unterstellen, dass sie gemäß den dummdreisten Politiker- sprüchen

„eine hohe Wertschätzung gegenüber dem Garten“ (dies.: 46)

aufwiesen, ist bestenfalls naiv. Man bearbeitet einen Garten zuerst mal, weil man Vergnügen daran hat. Das aber reicht für die Alltagstauglichkeit nicht. Die Ernte in Gemüse und Früchten schließt die reputierliche Schönheit von Stau- denpflanzungen ein: die 'ökonomische Schönheit' und die Schönheit des 'de- monstrativen Aufwands' (Veblen, Th. 1899/1989). 'Wertschätzung' – so'n auf- geblasener Quatsch. Ein 'Garten' i.w.S. macht zuerst mal Arbeit. Und Tätigkeit ohne Ertrag und Ernte macht man nur, wenn man dafür bezahlt wird.

Schematisch

Die absichtsvolle Verwertung von Regeln und die Vortäuschung von Prinzipien entbehrt nie eines Körnchens Wahrheit, die wie ein Goldfaden der Tabelle de- monstrativ eingewebt ist. Das Schema der Beweisführung ist die Garnitur für das Leitbild (s. R. Mehli 1992). Im Alltagsleben ist das Schema völlig untaug- lich, weil da die Regeln des Lebens sinnvoll eingehalten werden müssen. Da die Rolle des Experten über das Leben richtet, existiert der Experte in zwei Welten: in der einen lebt er (vielleicht) – in der anderen resümiert er fürs 'Ideal' – also das Schema, das der 5. Grundrechnungsart entspricht:

'Zuerst legt man das Ergebnis fest. Und dann rechnet man so lange und so falsch, bis das genau herauskommt' (St. Heym zit. b. St. Nadolny).

Im praktischen Tun ist das Schema untüchtig. Es kommt nur in der Verfassung 'kognitiver Eliten' vor, die für ihre Empfehlungen und Taten nicht bürgen müs- sen. Schematisch ist ein Verfahren auch, wenn ohne These oder Prinzip vor- gegangen wird. So kann an Abbildungen von Grundstücksausstattungen nur gelernt werden, was die Leute tun – nichts mehr, nichts weniger. Das ist eine 'Tatsache' Wenn ich das deuten, interpretieren, auslegen will, muss ich – wie Panofsky (in Bourdieu 1970/1974: 132-134) fordert, zuerst eine sachlich fun-

dierte Reihe aufstellen, die Gegenstand der Interpretation über die möglichen Absichten, Überlegungen und Kalküle der 'Akteure in der Situation' (s. Berger u. Kellner) ist. Wenn ich will, dann kann ich auch noch deuten, wie schon Leberecht Migge (1913) andeutet, welche Momente 'grünplanerischer Propaganda', die z.B. aus den Angeboten der Bundesgartenschauen entnommen werden konnten, klammheimlich in Grundriss und Ausstattung der Grundstücke eingegangen sind. Wenn die Folgen von Gegenstandsabbildungen und Deutungen seitenverkehrt aufgezogen werden, wird das Werk nicht nur schematisch sondern auch demagogisch inszeniert.

Rezepte

Sie sind bekannt aus der Medizin und werden dort auch unter 'Anordnung' gehandelt. Sie stellen Anweisungen dar. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass ich eine längere Zeit nach Beratungen von Studien-, Projekt-, Diplomarbeiten auf dem Formular der Mediziner ein Literaturrezept verordnet habe. Danach ist das Rezept die Quintessenz einer Betrachtung, und eine Empfehlung zur 'Heilung' der Fragen/Widersprüche. Das Rezept basiert also auf den Regeln und definiert nur eine aktuelle Intervention, Abweichung oder Bestätigung – je nach Befindlichkeit.

'Mögliche und fiktive Zweifel' (frei nach Peirce u. H. Lührs, 1994)

Die sind dazu da, dem vorurteilvollen Leitbild – hier dem 'Ideal des bäuerlichen Gartens' zu huldigen. Man kann die Idee des Ideals erörtern und prüfen. Zu vergleichen ist ein Ideal nicht; es ist bestenfalls ideologisch zu deuten. Der vorgetäuschte Zweifel hat einen weiteren 'Sinn'; den, über die Sorglosigkeit und den Mangel an Sorgfalt hinweg zu täuschen. Denn eine Abbildung hat zuerst Sinn, wenn der Gegenstand leicht prüfbar vorgestellt wird. Was die Geheimnisumwitterte Expertenrolle jedoch einschränken würde. Dann kommt hinzu, dass die Vertiefung in die 'sinnvollen Intentionen der Akteure in der Situation' nicht zuerst meine Auslegung fordert, sondern von mir das Verständnis des Tuns verlangt. Ich, nicht die Tätigen, bin in der Beweisnot.

„Wenn GrünraumgestalterInnen Kenntnisse der Haus- und Gartenbauwirtschaft hätten, dann wären sie FreiraumplanerInnen“ (Hülbusch, K.H. 2001: 14)

Warum zusätzlich auf faszinierende Weise die 'vorgeleistete Arbeit' – zumal wenn man selbst daran beteiligt war – verschwiegen und verdrängt wird, ist mir ein Rätsel. Da können doch nur Ängste, nicht innovativ zu gelten, wirksam sein. Dabei kann man sich doch – wie jeder Gelehrte das tut – auf das Handwerk, das man gelernt hat, etwas zugute halten. Aus Notizbuch 57, zu dem der Co-Autor des Textes die Redaktion gemacht hat, zitiere ich hier – zum Beweis – die Klugheit und die Fehler die zu verifizieren und zu bessern gewesen wären.

„**Von chaotischen Gärten zu ordentlichen Gartenaufnahmen** (H. Volz)
– Bericht aus einer Kleingruppe über die ersten Aufnahmen.

Mit Georges Instruktionen ziehen wir am zweiten Tag in Großstelzendorf los um die ersten Gartenaufnahmen zu machen. Im Aufnahmekopf sollen viele organisatorische Merkmale notiert und eine Skizze des Gartens gemacht werden. Dann werden alle Kulturarten

im Garten aufgeschrieben, möglichst schon getrennt in einjährige und ausdauernde Arten. Den einjährigen Arten gilt unser besonderes Interesse, da wir vor allem der Gemüsegärtnerei, die eine Hackfruchtkultur ist, näher kommen wollen. Nach zwei Baumwiesen und einem hinter einer hohen Mauer versteckten Gemüsegarten geraten wir an einen Hausgarten, der chaotisch wirkt. Offenbar wird er nur wenig genutzt und gepflegt, obwohl in der Mitte des Gartens ein Stück gegraben ist. Wir vermuten, daß das Haus als Feriendomizil nur noch zeitweise bewohnt wird. Darum bemüht, den Garten adäquat abzubilden, nehmen wir ihn in vier Aufnahmen auf: ein mittig gelegenes Gartenbeet (Aufn. Nr. 504 A), ein Staudenbeet (Aufn. Nr. 504 B), ein Rosenbeet (Aufn. Nr. 504 c) sowie ein Gehölzrand (Aufn. Nr. 504 D). Für jeden dieser Teile schreiben wir dann die jeweils vorkommenden Kulturarten auf. Ganz zufrieden sind wir damit nicht, die Arbeit ist mühsam und das Chaos des Gartens wird doch nicht so richtig abgebildet, geschweige denn sortierter und dadurch verständlicher.

Tabelle

Gartenaufnahmen Nr. 504 A, B, C, D
getrennt vereint

		I				
		1	2	3	4	5
Aufnahmen Nr. 504		A	B	C	D	Summe
Deckung Annellen						
Deckung Stauden		20	40	25	20	50
Deckung Stränder		1	5	1	20	20
Deckung Bäume		1			20	20
Anzahl Arten		15	7	5	7	24
Stauden:	<i>Sedum spurium</i>	11	+	+	11	11
	Unkräuter	44	33	44		44
	<i>Chrysanthemum indicum</i>	11		11		11
	<i>Antirrhinum majus</i>	11				11
	<i>Campanula persicifolia</i>	11				11
	<i>Chrysanthemum leuc.</i>	13				13
	<i>Solidago gigantea</i>	+				+
	<i>Fragaria vesicaria</i>	13				13
	<i>Primula veris</i>	+				+
	<i>Salvia officinalis</i>	+				+
	<i>Cerastium macrorhizum</i>	+				+
	<i>Sempervivum tectorum</i>	+				+
	<i>Paeonia lactiflora</i>		11			11
	<i>Centranthus ruber</i>	+				+
	<i>Thymus spargervivus</i>	13				13
	<i>Juncus filamentosus</i>	+				+
	<i>Juncus minor</i>	+				+
	<i>Knautia rotundifolia</i>		11			11
	<i>Hebeclera lychnidea</i>					+
	<i>Campanula rotundifolia</i>					+
<i>Iris germanica</i>					11	
Stränder	<i>Cotoneaster horizontalis</i>	+				
	<i>Lonicera xylosteum</i>	+				
	<i>Prunus amygdaloides</i>	+				
	<i>Hebeclera helix</i>		13			13
	<i>Spirea vulgaris</i>					11
	<i>Rosa multiflora (double)</i>			+		
	<i>Rosa polyantha</i>					11
	<i>Deutzia gracilis</i>					
	<i>Belamcanda chinensis</i>					
	<i>Thalictrum flavum</i>					
	<i>Alchemilla aquilegifolia</i>					
Bäume	<i>Prunus domestica</i>	+				
	<i>Betula pendula</i>					

In einer kleinen Tabelle sind die Aufnahmen des Gartens (Spalte I, lfd. Nr. 1-4) sowie eine Gesamtaufnahme (Spalte II, lfd. Nr. 5) dargestellt. Von den 34 in diesem Garten bestimmten Arten kommt nur eine Art, *Sedum spurium*, in allen vier Aufnahmen vor, *Chrysanthemum indicum* immerhin noch in zwei. Stet und mit üppigen Deckungen sind die Unkräuter vertreten, die nur im Gehölzrand (lfd. Nr. 4) ausfallen. Dort wächst zwischen den Gehölzen zumeist Rasen, was in der Aufnahme jedoch nicht vermerkt wurde. Darüber hinaus gibt es noch eine weitere Gemeinsamkeit aller Aufnahmen, die im Fehlen annueller Kulturen besteht. Gerade dies macht deutlich, daß in diesem Garten keine Hackfrüchte angebaut werden. In dem von uns als Gartenbeet (lfd. Nr. 1) deklarierten Teil des Gartens dominieren staudische Arten, die dort zumeist punktuell, manchmal flächig wachsen. Ansonsten wird der Garten durch Ziergehölze bestimmt, die vor allem im Rosenbeet (lfd. Nr. 3) und im Gehölzrand (lfd. Nr.

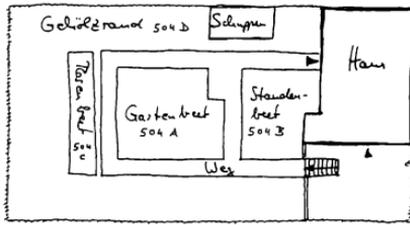


Abb. Gartenaufnahme 504 A - D Lageskizze

4) stehen. Die Information, wo welche Pflanzen stehen, wird jedoch nur im Zusammenhang mit der Grundrißskizze verständlich. Durch die Teilung des Gartens in vier Aufnahmen wird die Aufnahme von Gärten und die Tabellenarbeit kompliziert, ohne daß dem ein größerer Zugewinn an Erkenntnis gegenübersteht. Der oben beschriebene Garten steht in der Kopftabelle bei den Gehölzwiesen (vgl. Kopftabelle lfd. Nr 64), und vermutlich ist er auch in den übrigen Tabellen im jeweils hinteren

Teil zu finden, die über die Gehölze und den Ausfall der einjährigen Arten bestimmt sind. In der Kleingruppe verschwindet die Irritation über diesen Garten erst im Verlauf des Nachmittags, als Jon Knittel über die Aufnahme eines Gartens in Göllersdorf berichtet. Bei chaotischen, d.h. inhomogenen Gärten soll diese Inhomogenität in der Aufnahme zum Ausdruck kommen, da sie ein wichtiges Merkmal darstellt. Eine Teilung des Gartens in unterschiedliche Aufnahmen ist dazu nicht geeignet, ein Garten ist ein Garten. Die Inhomogenität kann am besten dadurch abgebildet werden, daß den einzelnen Pflanzen analog zu pflanzensoziologischen Aufnahmen Schätzwerte beigefügt werden, die neben der Deckung (1. Zahl) auch die Soziabilität (2. Zahl) angeben. Für die Soziabilität ist es sinnvoll, nähernd an sigmasoziologische Vegetationsaufnahmen zwischen punktuell (1), linearem (2) und flächigem (3) Vorkommen der Pflanzen zu differenzieren. Eine Hackfruchtkultur ist sinnvollerweise in Reihen, also linear gesät oder gepflanzt, damit die Kulturführung (vor allem das Hacken) arbeitsökonomisch bewerkstelligt werden kann. Neben dem Arteninventar eines Gartens kann mit der Soziabilität die Inhomogenität eines Gartens gut abgebildet werden, wie unsere Nachkartierung auch bestätigte. (NB 57, 2001: 35-37)“

Wir haben in Großstelzendorf aus seminardramaturgischen Gründen einen dauernden Dissenz mit fruchtlosen Debatten über die Ansprache der Gartenteile mit der Grundstücksaufnahme vermieden und bei der Differenzierung der Tabellen nach Lebensformen ohne explizite Erörterung wieder eingeführt. Gleichzeitig haben wir mit dieser sinnvollen Aufteilung der Aufnahmen nach Lebensformen die Bearbeitung des Materials übersichtlicher gemacht und für alle Reisenden eine sinnvolle Beteiligung an der Bearbeitung und der Erörterung ermöglicht. Deshalb besteht die Frage, ob dies nicht immer so durchgeführt werden sollte, auch wenn nur eine BearbeiterIn dabei ist. Die zwischenzeitliche Einfügung von Teiltabellen zur Erprobung von Ähnlichkeit und Unterscheidung zwischen den Beispielen spricht eher für diese Vorgehensweise. Der 'Zweifel muss immer geplant' mitreisen und kann nur durch Prüfung – wie z.B. B. Gehlken (2008) dies bei der Frage ob in der Forstsoziologie die Feldschicht ähnlich der Ackerunkräuter das dominante soziologische Merkmal sein kann – erkundet werden. Prinzip und Regel sind, wie C. Ginzburg (1983) so nett schreibt, 'von elastischer Härte' und nie eindeutig zu erkennen und deshalb im-

mer neu zu verstehen. So ist z.B. das Prinzip, 'auf der Lerngeschichte zu bestehen', ein überzeugender Gedanke, wenn ich weiß, was dies für meine Selbstachtung bedeutet. Aus diesem Prinzip könnte ich auch eine Regel machen, die sagt, dass ich meiner Überzeugung und der Wahrheit die Ehre zu geben habe und taktische Erwägungen in die Irre führen. Jedes Prinzip kann ich in den Stand einer Regel versetzen – die zu berücksichtigen ist. Die klassische Regel gilt der bewährten Durch- und Ausführung. Bewährt: das ist die vorgeleistete Arbeit, der ich die Reverenz erweise, wenn ich sie verwende – bestätigend – und gleichzeitig erweiternd (Alain/Maurerregel) und kritisierend. So – wie der Text inszeniert ist, kommt nicht nur nichts hinzu – es kommt nicht mal eine Andeutung von Verständigkeit heraus.

Machen wir das doch mal anders. Aus der Tabelle ist ohne Mühe eine sehr breite Palette der 'Bauern- und Pastoren-Blumen', wie Alfred Lichtwark die für seinen 'Bauern-Garten' würdigen Arten genannt hat, herauszulesen und in einem pretiösen Grundriss gepflanzt zu einem 'Bauergarten' zu komponieren. Was sagt uns das? Nun, bestenfalls, dass es so was in den Dörfern gelegentlich von angestregten Akademikerfamilien eingerichtet im Abstandsgrün zu besichtigen gibt – ist auch ganz nett anzuschauen. Sehr häufig wird die Pflege eben nicht selbst gemacht sondern delegiert. Ist ja auch nichts gegen einzuwenden. Beim Gemüsegarten wird die Delegation der Arbeit dagegen völlig absurd. Deshalb ist z.B. Villandry eine Anlage, in der das Gemüse dekorativen Zwecken und der Bewunderung und nicht dem Verzehr dient.

PlanerInnen-Seminar Großstelzendorf

Man kann nichts hinzulernen, wenn die vorgeleistete Arbeit verschwiegen wird. Gut – manchmal ist sie unbekannt. Wenn sie bekannt ist, gibt die Verschwiegenheit zu denken. Vor allem, wenn die AutorIn auch noch Methode (Anmerkung 5) und Verfahren synonym sehen, nicht aber kurz erläutern, was denn im Zitat entlehnt ist, wie und warum. Im Notizbuch 57, der Ertrag der Reise nach Großstelzendorf (2000) sind viele gescheite Überlegungen niedergelegt, die nach der Siedlungsorganisation der klassizistischen Haushufensiedlung nötig sind und den Unterschied zur ebenfalls klassizistischen Wirtschaftshufensiedlung bei Brun-Hool berücksichtigen. Weil da auch freiraumplanerische Merkmale der Lage und Organisation – nachzuschauen in der üppig bestückten 'Kopftabelle', an der noch einiges zu ziselieren wäre, bemerkt sind (s. Tab. S. 50-51), sind die Ergebnisse von Brun-Hool vom Verfahren der Darlegung von Claisse et. Gehu (1978) zur Ausstattung der Siedlung vergleichbar. Beide haben der Anwendung des 'pflanzensoziologischen Verfahrens' auf andere 'zusammengesetzte Gegenstände' einen Weg gewiesen. Wenn man behauptet, dem zu folgen, muss auch beschrieben werden, wie das getan wird und was kritisch hinzugefunden wurde. Wer nichts hinzufindet, hat auch nichts von der Anregung kapiert und trägt auch nichts zum Wissen und Verstehen bei. Dabei wäre mit ein bisschen Verstand vom Notizbuch 57 und für einen soliden Zuwachs an Verständnis viel zu lernen gewesen. Wie andere Leute fies davor sind R. Tüxen zu zitieren, grassiert bei Feiglingen die Angst, Texte zu zitieren,

bei denen Hülbusch nur in der Nähe stehen könnte. Das ist natürlich keine Kinderei, wie zuerst zu vermuten wäre. Es ist, wie Gerhard Hard (1996: 39-51) das so schön erklärt, Ausdruck der Unterstellung weltanschaulicher Unbotmäßigkeit. Wenn ich jetzt das Ergebnis der anschaulichen Tabellenbearbeitung mit den analogen Beobachtungen aus Großstelzendorf vergleichen will, fällt auf, dass den Aufnahmen aus Borgentreich 'Kopf und Verstand' fehlen. Die Lage und Organisation des Grundstücks sind nicht mit dem Arteninventar zu beschreiben: das Arteninventar ist das Arteninventar! Aus allen Borgentreicher Aufnahmen und deren Arteninventar ließe sich locker ein formvollendeter 'Bauerngarten' a la Lichtwark herstellen. Was die AutorInnen prüfen wollten ist mit dem von ihnen gewählten Verfahren nicht mal andeutungsweise möglich. Das, was nach diesem Verfahren, das beim Seminar in Großstelzendorf auf die Haus-Gemüse-gärtnerei und den fruchtenden und erntenden Gartenbau ausgerichtet war, ist aber auch nicht oder nur vermutend möglich, weil den Aufnahmen der 'Kopf' fehlt, die Ansprache von Ausstattung und Organisation des Grundstücks nach quantitativen Maßen, wie das in Tabelle 1 (Bellin, F. u. Hülbusch, K.H. 2001: 50-51 u.: 53-62) für Großstelzendorf abgebildet und beschrieben/gedeutet ist.

„Ein Türene und vielleicht sogar ein Vendôme hätte sich schmaler gemacht als die Straße, aus Angst davor behindert zu sein, die bewirkt, daß man auf die Dinge achtet, statt mit Hilfe der Einbildungskraft über sie hinwegzufliegen. Aber wer in der Einbildung lebt, klagt auch das Schicksal an; “ (Alain 1924/1984: 88)

Wer kucken will, wo und ob es hübsche Broschengärtchen gibt, muss nicht so weit ausholen, um mit einer absurden Projektion nix herauszukriegen. Ich könnte der Autorin im Umkreis von 20 – 30 km und in der Nachbarschaft von Worpswede und Ottersberg locker 20 – 30 Beispiele hübscher Vorgartenparterres a la Alfred Lichtwark nennen. Nicht die Vegetationsausstattung ist bestimmend sondern der Grundriss von Wegen und Pflanzflächen. Wenn ich also will, kann ich die absichtsvollen Nachahmungen des Bauerngartens auch nach der Vegetationsverwendung vergleichen. Wer das Bild nicht kennt und dies bei den 99% Grundstücken von Eigentümern sucht, die damit nichts am Hut haben, mag das Geheimnis der Autorin und ihres professoralen Ratgebers bleiben.

Literaturverzeichnis

- Alain 1924/1994 – Notwendigkeit und Freiheit. In: ders.: sich beobachten heißt sich verändern: 86-88. Frankfurt. am M.
- Bekeszus, Kathrin u. Uedi, Magdalena 2001: Abbildung und Verfahren. Notizbuch der Kasseler Schule 57: 27-34. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Bellin, F. u. Hülbusch, K.H. 2001: Die Kunst des Gärtnerns. Notizbuch 57 der Kasseler Schule: 4-7 Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/1984: Für eine neue Soziologie. Frankfurt/Main.
- Bourdieu, P. 1970/1083: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/Main.
- Claissé, R. u. Gehu, J.M. 1978: Applikation de la méthode phytosociologique à l'analyse des paysages urbans et ruraux. In: Tüxen, R. (Red.) - Assoziationskomplexe: 363-374. Vาดuz.

- Fischer, Rebecca u. Bellin-Harder, F. 2013: Ideal und Wirklichkeit bäuerlicher Gärten. Stadt + Grün (2): 40-46. Berlin.
- Gehlken Bernd 2008: Der schöne 'Eichen-Hainbuchen-Wald' - auch ein Forst. Notizbuch 72 der Kasseler Schule. 176 Seiten Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Ginzburg, Carlo 1983: Spurensicherung. in dergl. (Hg.): Spurensicherungen: 61 97 Berlin.
- Gothein, Marie-Louise, 1926/Repr. – Geschichte der Gartenkunst – hier: zweiter Band – Deutsche Architektengärten: 454 -462. Jena.
- Guareschi, G. 1964: Genosse Don Camillo. Rüschnikon. Zürich.
- Hard, G. 1996: Schwierigkeiten beim Spurenlesen. Notizbuch 40 der Kasseler Schule: 39-51. Kassel.
- Hülbusch, K.H. 2001: Gemüseanbau in vier Abteilungen. Notizbuch der Kasseler Schule 57: 135-140. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Klausch, H. 1971: Beiträge Alfred Lichtwarks zu einer neuen Gartenkunst. (Diss) Hannover. Lichtwark A. u. Liebermann M.
- Lührs, H. 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Notizbuch der Kasseler Schule 32. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Mehli, R. 1992: Das Leitbild "Landschaft" -Zur Kritik ästhetischer Leitbilder in der Gartenarchitektur-. Notizbuch der Kasseler Schule 26. Reise oder Tour? :128-156. Kassel.
- Migge, L. 1913/1980: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena.
- Peirce, Charles S, 1905/1991: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. 13-39. Suhrkamp Taschenbuch. Frankfurt/M.
- Nadolny, Stan: 1990: Das Erzählen und die guten Absichten. München.
- Volz, H. 2001: Von chaotischen Gärten zu ordentlichen Gartenaufnahmen. Notizbuch der Kasseler Schule 57: 35-37 Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Ziburski, A. 2013: Der Erfinder des Bauerngartens. In: Landlust (1): 16-19. Münster.



Der ‚ideale Waldrand‘ –Vorbild, Leitbild oder Trugbild?

Auf der Suche nach der Herkunft eines Phantoms¹¹

Bernd Gehlken

1. Einleitung

Der 'ideale Waldrand'...

Fast jede (wald-)landespflegerische oder naturschützerische Abhandlung zum Waldrand beginnt mit einer Zeichnung, die den 'idealen', den 'ökologisch wertvollen', den 'stufigen', ‚reichgegliederten‘ oder gar den 'naturnahen' Waldrand zeigt (s. z.B. Aichmüller 1991: 707, Kögel et al. 1993: 387, Zundel 1994: 12, Röser 1995:60, Arbeitsgruppe Ökologie 1996, Krüsi et al 1997: 5, Flückinger et al. 2002: 11). In der Literatur kommt diesem ‚idealen‘ Waldraudaufbau eine zentrale Rolle zu. Er ist sowohl Messlatte zur Bewertung real verbreiteter Waldränder (s. z.B. Krüsi et al. 2010, Lauterbach 2002), als auch Zielvorgabe bei Maßnahmen der Waldrandgestaltung (s. z.B. Kögel et al. 1993, Krüsi et al. 1997). Der Grad der Abweichung realer Waldränder vom ‚idealen Waldrand‘ ist das entscheidende Kriterium zur Bewertung von Waldrändern, weswegen diese fast durchweg als defizitär gelten. Der ‚ideale Waldrand‘ ist Messlatte zur Ermittlung des ‚Aufwertungspotentials‘ (Krüsi et al. 1997) sowie konkrete Vorgabe bei der Waldrandgestaltung.

Der verwendete Schnitt durch den ‚idealen Waldrand‘ (s. Abb. 1) zeigt –mit leichten Variationen im Detail –immer die gleiche Abfolge: An das bewirtschaftete gehölzfreie 'Kulturland' in Form von Grünland oder Acker (im Idealfall von einer extensiven Pufferzone ergänzt) grenzt ein 5-10 Meter breiter Krautsaum, dem ein ebenfalls etwa 5-10 Meter breiter Strauchmantel folgt. Dieser wird allmählich abgelöst von einer noch breiteren Übergangszone (auch als Baum-Strauchzone oder Nichtwirtschaftswald bezeichnet) bis schließlich der Wirtschaftswald folgt. In der manchmal noch ergänzten Aufsicht wird deutlich, dass die einzelnen Elemente am 'idealen' Waldrand nicht einfach nur linear angeordnet sind, sondern über variable Tiefenausdehnungen verfügen, so dass sie „häufig ineinander verflochten und mosaikartig durchmischt“ (Krüsi et al. 2010: 13) sind.

Interessanterweise bestehen von diesem Zonierungsmuster und der mosaikartigen Verflechtung vor allem Zeichnungen aber kaum Fotos. Das liegt nicht etwa an der Schwierigkeit, solche Situationen angemessen fotografisch ins Bild zu bringen, sondern vielmehr daran, dass es diese 'idealen' Waldränder real nicht gibt (Stoffler 1989: 1131, Scherzinger 1996: 156, Coch 1997: 131, Tidow et al. 1997: 1). Der ‚ideale Waldrand‘ ist eine Erfindung.

¹¹ Zuerst veröffentlicht in: Allgem. Forst- und Jagdzeitung 185/2014 (5/6): 128-140. Bad Orb. In der hier wiedergegebenen Fassung wurden geringfügige Ergänzungen vorgenommen.

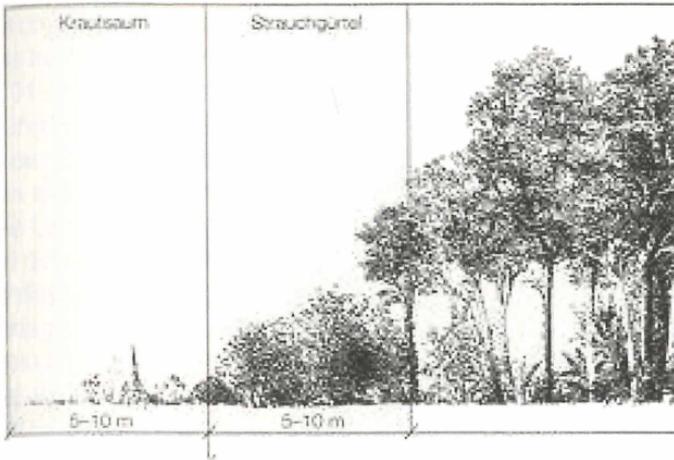


Abb. 1: Der 'ideale Waldrand' (hier ein Beispiel aus Flückinger et al. 2002: 11)

... eine Brache

Man findet Vegetationszonierungen, die dem Bild vom ‚idealen Waldrand‘ nahe kommen, allenfalls dort, wo ältere Brachflächen an einen Wald grenzen. Tatsächlich zeigt die Darstellung also eher eine Brachfläche neben einem Wald als einen stabilen Waldrand. Es ist hinlänglich bekannt, dass die Gehölzbesiedlung in Brachen oft vom Waldrand ausgeht (Hard 1972, Meisel & Hübschmann 1973) und für einige Jahre sowohl einen pultdachförmigen Anstieg der Vegetationshöhe wie auch eine unregelmäßige Verzahnung verschiedener Stadien vorkommen kann. Doch sind diese Phasen keineswegs stabil (oder gar ‚natürlich‘), sondern dynamisch und recht kurzlebig. Nach einigen Jahrzehnten überwächst der Wald (oder zunächst ein Vorwald) die krautige Vegetation wie auch die Gebüsche. Der neue Waldrand wird sich dann an der Grenze zur nächsten bewirtschafteten Fläche etablieren und dort erneut schmal und steil sein (vgl. Ranney et al. 1981: 82 f). Die beim ‚idealen Waldrand‘ dargestellten breiten Kraut‘säume‘ und Strauch‘mäntel‘ oder ‚Gürtel‘ könnten real also bestenfalls Versaumungen, Gebüsche oder Vorwälder sein – allesamt dynamische Phasen auf dem Weg zum Wald. Der ‚ideale Waldrand‘ kann nur ein Sukzessionsstadium sein – eben eine Brache.

Die Beschreibungen tatsächlich vorkommender Waldränder zeigen deutlich, dass die einzelnen Vegetationsschichten entgegen den Vorstellungen vom ‚idealen Waldrand‘ üblicherweise nicht neben-, sondern meist untereinander stehen. Der Mantel wächst im Trauf des Waldes und der Saum wiederum unter überhängenden Ästen des Mantels (s. Abb. 2). Und selbst diese Beispiele zeigen nur Fälle ‚gut ausgebildeter‘ Randsituationen. Tatsächlich sind Ränder mit fehlenden oder nur sehr rudimentär vorhandenen Mantel- und Saumgesellschaften viel häufiger (Tüxen 1952, Ruthsatz 1984, Richert & Reif 1992, Hondong et al. 1993, Reif & Hetzel 1994, Krüsi et al. 1996, Richert 1996, Lauterbach 2002).

Häufig fehlen Mantel und/oder Saum bzw. es sind einzelne Arten dieser Gesellschaften in den lichten Bestandesrand unter die ersten Bäume gerückt.



Abb. 2: Beispiel eines weit verbreiteten Waldrandes mit untereinander statt nebeneinander angeordnetem Trauf, Mantel und Saum.

Idealtyp oder Leitbild ?

Verwirrend wird die Debatte um den ‚idealen Waldrand‘ unter anderem dadurch, dass diese Bezeichnung vielfach unbewusst und unausgesprochen, manchmal aber auch explizit (s. z.B. bei Coch 1997: 129, Tidow et al. 1997: 1) mit dem Terminus ‚Idealtyp‘ in Verbindung gebracht wird.

Doch dieser Begriff wurde vom Soziologen Max Weber (1904) eingeführt und bezeichnet etwas ganz anderes: Die gedankliche Synthese real vorkommender Phänomene.

„[Der] Idealtypus (...) wird gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einzelercheinungen, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankenbilde“ (Weber 1904/1991: 73).

Alle beschreibenden und ordnenden (klassifizierenden) Disziplinen wie die Geographie (s. Hard 1973), die Bodenkunde (s. Kubiens 1953) oder die Pflanzensoziologie (s. Tüxen 1970) arbeiten mit Idealtypen, die stets Ergebnisse intensiver induktiver Analyse sind. Der ‚ideale Waldrand‘ allerdings ist nicht, wie manchmal behauptet wird, ein Idealtyp in diesem Sinne, sondern fällt in eine andere Kategorie. Weil seine Konstruktion nicht auf Beobachtungen und Synthese, sondern auf Vermutungen oder Wünsche gründet, gehört er ins Reich der willkürlichen Konstruktion oder gar der Fiktion. Für solche Kategorien hat sich in Landespflege und Naturschutz der Begriff des ‚Leitbildes‘ etabliert. Die Tatsache, dass Wunschvorstellung und Realität häufig –so auch beim Waldrand –weit auseinanderklaffen muss nach landespflegerischem Verständnis

keineswegs zur Hinterfragung des Leitbildes führen, weil ein Leitbild u.a. dadurch charakterisiert ist, dass es normativ ist und die Verwendung des Leitbildes keine Aussagen zu dessen Realisierbarkeit impliziert (Gaede & Potschin 2001: 24). Das Leitbild umreißt demnach nur eine „umfassende Zielbestimmung“ und macht keine Angaben zu notwendigen Maßnahmen. Insofern könnte der ‚ideale Waldrand‘ die „Anforderungen an den Leitbildbegriff“ –zumindest den akademisch unverbindlichen –vollständig erfüllen. Doch ist der Gebrauch des Leitbildes vom ‚idealen Waldrand‘ in der Waldrandliteratur und erst recht bei den konkreten Maßnahmen zur ‚Waldrand‘aufwertung weniger der einer ‚umfassenden Zielbestimmung‘ sondern viel mehr der einer konkreten Kopiervorlage. Die akademische Debatte über Sinn und Bedeutung von Leitbildern (s. dazu schon Adorno 1967) und deren konkrete Verwendung in der Praxis klaffen hier weit auseinander. Das mag man beklagen und den Praktikern als Theorie-defizit anlasten, wofür es häufig genug gute Gründe gibt. Bedeutsamer ist aber wohl, dass die Leitbilderei, vor allem in ihrer modernen ‚flexiblen‘ Form so nebulös und unverbindlich ist, dass sie für konkrete Fälle und Fragen irrelevant bleibt. Leitbilder sind laut Mehli (1992) ein Symptom für die Orientierungslosigkeit in der Landespflege, aber keine Lösung irgendwelcher Probleme. Da die Landespflege neben konsensstiftenden Allgemeinplätzen, mit denen ‚die Landschaft‘ oder Teile davon ästhetisiert, verdinglicht und damit entpolitisiert und bürokratisiert werden können (Lorberg 2007), auch Handlungsanweisungen bereitstellen will, scheint es notwendig, dem unverbindlichen Leitbild Landschaft ein konkreteres Bild der Landschaft zur Seite zu stellen. Diese Funktion erfüllt die Darstellung des ‚idealen Waldrandes‘, der begierig aufgegriffen wird, weil er die ersehnte Orientierung bietet. Die Übernahme erfolgt in aller Regel ohne jegliche weitere Prüfung. Allenfalls wird beklagt, dass es praktisch meist unmöglich sei, den für die optimale Waldrandgestaltung notwendigen Platz zur Verfügung zu stellen und man daher häufig Kompromisse machen müsse (Tidow et al. 1997:1, Flückinger et al. 2002: 14). Im Zusammenhang mit der Waldrandgestaltung wird auch gelegentlich verhaltene Kritik am ‚idealen Waldrand‘ laut, denn dieser vermittele das Bild eines Pultdaches „schräg ansteigend vom Grashalm (...) bis zur Baumkrone“ (Krüsi 2010: 41) und stehe damit einer mosaikartigen Durchmischung der Waldrandelemente im Wege (s. ebd.: 13, 41). Damit ist diese Kritik eher gestalterischer Natur und führt nicht zur generellen Hinterfragung des ‚idealen Waldrandes‘, sondern allenfalls zu dessen Modifizierung. Mit dem Aufkommen des Prozessschutzes ist seit Mitte der 1990er Jahre allerdings eine allmähliche Auflösung des starren Bildes zu erkennen und der Vorstellung des streng gestuften Waldrandes wird der aufgelockerte ‚dynamische Waldrand‘ zur Seite gestellt (s. z.B. Pietzarka & Roloff 1993, Coch 1995, 1997, Scherzinger 1996).

Obwohl Waldränder, die auch nur annähernd dem Idealbild entsprechen weder tatsächlich vorkommen, noch großflächig realisierbar sind (vgl. Coch 1995: 17, 75, Tidow et al. 1997: 1, Krüsi 2010: 41), wurde aus der Konstruktion allmählich

ein weitgehend unbefragtes Leitbild der Waldrandgestaltung. Doch woher kommt das offenbar sehr fest gefügte Bild vom 'idealen Waldrand'?

2. Herkunft des 'idealen Waldrandes'

Es gibt in der Waldrand-Literatur, die wie viele Themenfelder mit Hilfe verflochtener Zitationszirkel arbeitet und selten Primärquellen verwendet, nur sehr wenige Hinweise auf die Herkunft des verwendeten Leitbildes. Die meisten der spärlich vorkommenden Andeutungen weisen auf die (vor allem pflanzensoziologische) Beschreibung von **realen Gehölzrändern** mit der dort abgebildeten Zonierung von Saum- und Mantelgesellschaften hin. Ebenfalls relativ häufig ist der Bezug auf die Gestalt und Verbreitung von Waldrändern in der (imaginären) **Naturlandschaft**. Gelegentlich wird auch darauf verwiesen, dass die aktuell vorherrschenden 'harten' Steilwand- oder Hohltraufränder landschaftsgeschichtlich ein relativ junges Phänomen seien und die Grenze zwischen Wald- und Offenland in der **historischen Kulturlandschaft** weit weniger scharf gewesen sei (s. z.B. Beck 2000: 33). Allenfalls in Nebensätzen werden **'ästhetisch-emotionale'** Gründe für die Anlage und Gestaltung gestaffelter Gehölzstrukturen angedeutet (s. z.B. Schwabe & Wilmanns 1982: 50, Scherzinger 1996: 155).

2.1. Beschreibungen realer Waldränder

Viel zitiert, aber offenbar kaum gelesen, ist die grundlegende Arbeit von Tüxen (1952), wo zuerst begrifflich wie systematisch Mantel-(Prunetalia) und Saumgesellschaften (Artemisietea)¹² unterschieden wurden. Schon nach Tüxens Darstellung (s. Abb. 3) treten beide Gesellschaften in schmal-linearer Form, bzw. 'weniger ausgeprägt' oder auch 'gar nicht' (ebd.: 112) auf. Jedenfalls sucht man das Leitbild des idealen Waldrandes trotz einiger Verweise und gelegentlicher unangemessener Adaptionen (z.B. bei Röser (1995: 60) in der landeskundigen Arbeit Tüxens vergeblich. Mantel und Saum kommen nach Tüxens Darstellung in der Kulturlandschaft (und häufig selbst an natürlichen Waldrändern) als schmale lineare Gesellschaften vor. Schon bei der ersten Erwähnung des Begriffes „*Saum*“-Gesellschaft (Tüxen 1952: 112) wird diesen attestiert, sie wüchsen „unter den Sträuchern und in ihnen schlingend am Fuße des Waldes und seiner Mantel- Gesellschaft oder ebenso an frei wachsenden Hecken und Gebüsch“(Unterstreichung B.G.). Säume sind also schmal linear ausgebildet, markieren relativ harte Grenzen zwischen primärproduktiven Nutzungen und werden durch diese 'nebenher' stabilisiert. Analoges gilt für den Waldmantel. Auch hier beschreibt Tüxen, dass die „Waldrand- oder einfacher ‚*Mantel*‘-Gesellschaften“ (111) an „scharfen Standorts- und Vegetationsgrenzen vorkommen“ und zitiert hier Drude (1902: 168), der formuliert, dass die Wälder „mit einem *Gürtel* von Dornhecken und Schlingsträuchern“ umringt seien. Diese Beobachtung wird von Dierschke (1974) mit umfang- und detailreichen Untersuchungen bestätigt. Die hier abgebildeten Waldrandtransekte zeigen zwar vollständige aber jeweils sparsam dimensionierte Zonierungen, bei denen

¹² Diese Klasse wurde kurz zuvor (in Tüxen 1950) beschrieben.

Abb. 3: Waldrand bei Tüxen (1952: 112)

die Mantelgebüschme meist unter dem Trauf der Waldbäume wachsen und die schmalen Säume dicht am, oder sogar unter dem Mantel gedeihen. Die von Dierschke gewählte sehr anschauliche Art der Darstellung mittels eines tabellarischen pflanzensoziologischen Transektes und einer ergänzenden Skizze wurde von anderen Autoren in ähnlicher Weise bei der Beschreibung von Vegetationszonierungen verwendet (z.B. Heublein 1982, Pietzarka & Roloff 1993, Roßkamp 1999).

Bemerkenswert ist die Übernahme eines konkreten Waldrandbeispiels aus der Arbeit Dierschkes (ebd.: 33) durch Röser (1995: 69), bei der der real recht eng zonierte Rand durch Verzerrung des Maßstabes und zeichnerische Modifikationen so weit verändert wurde, dass die Abbildung der konkreten Situation nicht mehr entspricht (vgl. Abb. 4). Stattdessen wurde aus einem konkreten Fall das Abbild des 'idealen Waldrandes' erzeugt. Durch dieses Verfahren der 'stillen Post' werden aus soliden Beschreibungen allmählich handfeste Mythen generiert. Krüsi et al. (2010: 10) übernehmen die Abbildung von Röser (nicht etwa das Original von Dierschke) und tragen so zu Verbreitung der von einer konkreten Beispielbeschreibung zur Fiktion mutierten Abbildung bei.

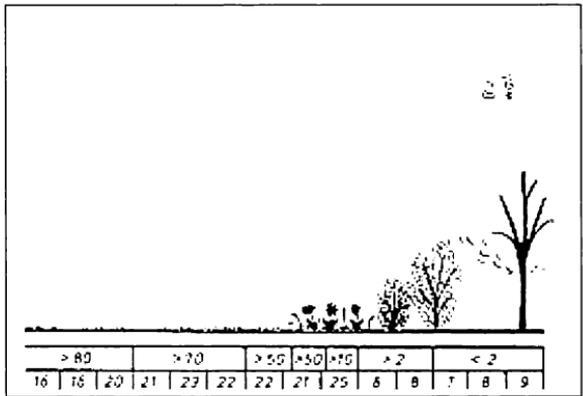
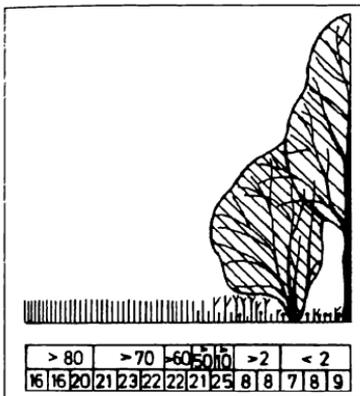
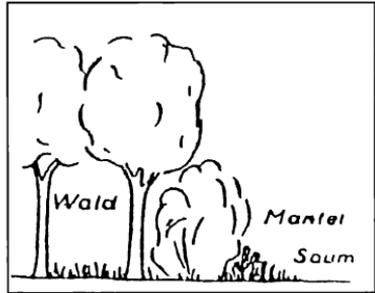


Abb. 4: links: Zonierung eines ost-exponierten Waldrandes bei Dierschke (1974: 33) rechts: Dieselbe Situation in einer 'idealisierten' Darstellung bei Röser (1995: 69). Die obere Zahlenreihe gibt den Lichtgenuß in %, die untere die Artenzahl je lfd. Meter an.

Ein kennzeichnendes Merkmal der Waldränder (wie aller linearer Strukturen mit schmal zonierter Vegetationsabfolge) ist das Vorkommen hoher Artenzahlen

auf kleinem Raum. Diese hohe ‚Biodiversität‘ wird auch und gerade für die ‚idealen Waldränder‘ in Anspruch genommen, obwohl die dazu vorliegenden Untersuchungen an realen, also viel schmalere Waldrändern durchgeführt wurden. Dass ein Waldrand mit zunehmender Breite artenreicher wird (jenseits der üblichen Artenzahl-Areal-Beziehung), ist unbegründet und muss erst noch bewiesen werden (Flückinger 1999).

Neben den pflanzensoziologischen Abbildungen einzelner Waldränder gibt es nur wenige Untersuchungen, in denen die Dimensionierung real verbreiteter ‚Normalwaldränder‘ in größerem Umfang erfasst wurde. Hervorzuheben sind hier einige Arbeiten aus der Schweiz, die von Krüsi et al. (1997) zusammengetragen und gemittelt wurden (vgl. Abb. 5). Demnach weisen die etwa 400 untersuchten Waldränder im Schnitt Saumgesellschaften mit einer Tiefe von 1,3 m (statt der ‚idealen‘ 5-10 m) und Strauchmäntel von 2,4 m Tiefe (gewünscht sind 20-30 m) auf.

Lewark (1971) kam zu ähnlichen Ergebnissen. Gut zwei Drittel der in der Umgebung Hannoversch Mündens aufgenommenen Waldränder (ca. 300 km) wies eine Waldrandtiefe (Mantel und Saum) von weniger als 5 Meter auf. Lauterbach (2002) kam im Göttinger Umland bei 30 untersuchten Waldrandabschnitten auf durchschnittliche Saumtiefen von 2,4 m und Manteltiefen von 2,6 m. Zumindest an Ackerrändern wurde hier wie auch bei Krüsi et al. (1997) allerdings der gemähte Ackerrain dem Krautsaum zugeschlagen. Da aber Raine (im Gegensatz zu Säumen) unabhängig von Gehölzen wachsen, ist es falsch, diese zum Waldrand zu zählen. Tatsächlich sind die Waldränder also noch schmäler als in diesen Arbeiten angegeben. Außerdem ist zu beachten, dass es sich selbst bei diesen Angaben um Mittelwerte von Waldrändern ‚großer physiognomischer Vielfalt‘ handelt.

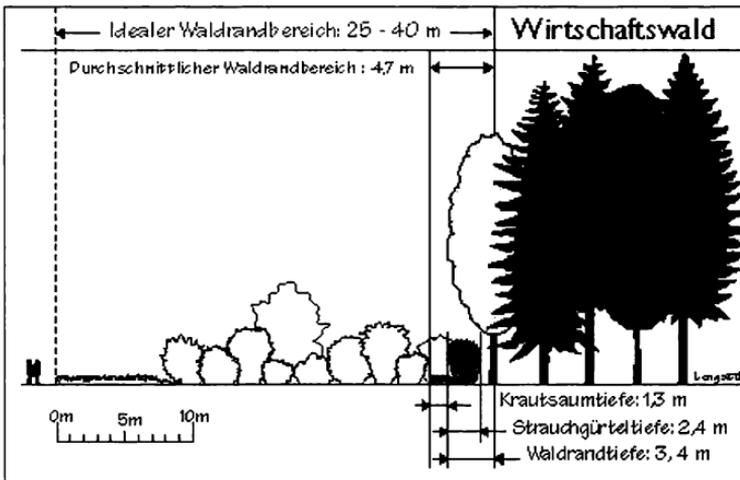


Abb. 5: Vergleich der Dimensionierungen von ‚idealen‘ und realen Waldrändern in der Schweiz (Krüsi et al. 1996: 4)

„Neben dem eher seltenen mehr oder weniger stufig aufgebauten Typ, gibt es z.B. die durch Klebäste der Randbäume heckenartig geschlossene Variante, den nackten, praktisch strauchlosen und den unterweideten, durch Traufäste charakterisierten Waldrandtyp“ (ebd.: 8)

Die hier angedeuteten Waldrandtypen sind leider nicht näher beschrieben. Überhaupt ist es bemerkenswert, dass in der Waldrandliteratur bisher keine Typisierung der real verbreiteten Waldränder vorliegt (für Hecken vgl. die Typisierung bei Kurz et al. 2001: 115ff). Auch in dieser Hinsicht ist die Debatte um die Waldränder bisher eher diffus, weil zwar verschiedene Begriffe kursieren (z.B. Hohltrauf, gestaffelter Rand, Kulissen-Waldrand, Steilrand usw.), diese aber nirgendwo (leider auch nicht im umfangreichen Werk von Coch (1995)) systematisch beschrieben sind. Selbst den vorliegenden Erfassungs- und Bewertungsschlüsseln für Waldränder (Krüsi & Schütz 1994, Richert 1996, Lauterbach 2002, Krüsi 2010) liegt keine typisierende Zustandsbeschreibung zugrunde. Vielmehr orientieren sich diese –mehr oder weniger offensiv– am Leitbild des ‚idealen Waldrandes‘ und messen vor allem den Grad der Abweichung von diesem Bild. Entscheidend sind vor allem strukturelle Parameter wie die Tiefen- und Längenausdehnung von Mantel und Saum, ggf. deren Verzahnung oder Höhendifferenzierungen. Wer dem Ideal am nächsten kommt, erhält die beste Bewertung. Dieser häufig vorkommende Schnell- bzw. Fehlschluss ist die Folge einer Verkennung des Sinnes und der Bedeutung von Idealtypen. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die induktive pflanzensoziologische Beschreibung der Saum- und Mantelgesellschaften an Waldrändern zwar vielfach mit der Darstellung des ‚idealen Waldrandes‘ in Verbindung gebracht wird, hier aber bei unvoreingenommener Lektüre keinerlei Hinweise auf deren behauptete großflächige Dimensionierung zu finden sind. Das gilt auch für die wenigen Untersuchungen, die die Struktur und Zonierung der Waldränder quantitativ so abbilden wie sie real anzutreffen ist.

2.2. Natürliche Waldränder

Wie so häufig, wenn die Realität den Wünschen nicht entspricht, wird das Heil an einem anderen Ort gesucht. War für solche Zwecke früher das Paradies ein bevorzugtes Ziel, so ist es seit der Entdeckung der Ökologie in den 1970er Jahren meist die ‚Natur‘ bzw. das, was gerade dafür gehalten wird (vgl. Trepl 1987). Auch hier stützt sich die Suche vor allem auf pflanzensoziologische Beobachtungen von Beständen, denen mehr oder weniger kritisch geprüft eine gewisse Natürlichkeit attestiert wird. Wie bei den meisten Pflanzengesellschaften tauchte auch bei den Säumen und Mänteln bald die Frage auf, wo denn diese Gesellschaften in einer gedachten Naturlandschaft verbreitet gewesen sein mögen. Man ist sich zunächst einig darüber, dass Waldränder in der Naturlandschaft weitaus seltener waren als in der heutigen Kulturlandschaft (s. z.B. Tüxen 1952: 111, Müller 1962: 97, Dierschke 1974: 16) und ihr Vorkommen auf edaphisch wie klimatisch bedingte Extremstandorte beschränkt war.

Sind natürliche Waldränder also schon in der Naturlandschaft selten, so ist anzunehmen, dass deren Ausdehnung in der Kulturlandschaft auch nicht üppig sein kann. Trotzdem wurden sie relativ häufig beschrieben. Beispielhaft, disziplingeschichtlich gewichtig und häufig rezipiert ist eine Arbeit von Müller (1962) über thermophile Saumgesellschaften (Trifolio-Geranietea), in der unter anderem die 'langsame Auflösung des Waldes gegen die offenen Gesellschaften' (ebd.: 98) an einem felsigen Südhang der Schwäbischen Alb dargestellt ist. Das hier abgebildete Vegetationsmosaik aus Wald, Gebüsch- und Saumgesellschaften (s. Abb. 6) zeigt eine weniger streng lineare Zonierung der Vegetation und ist eines der Paradebeispiele für natürliche Waldränder. Als solches wird es gelegentlich (s. bei Schwabe-Braun & Wilmanns 1982) als Vorbild für neuzeitliche Waldrandgestaltungen herangezogen. Natürliche Randsituationen in der dargestellten räumlichen Ausdehnung dürften unter mitteleuropäischen Klimabedingungen allerdings die absolute Ausnahme sein. Möglicherweise spielen sogar vorangegangene Holz- oder Weidenutzungen eine Rolle bei der Herstellung sol-

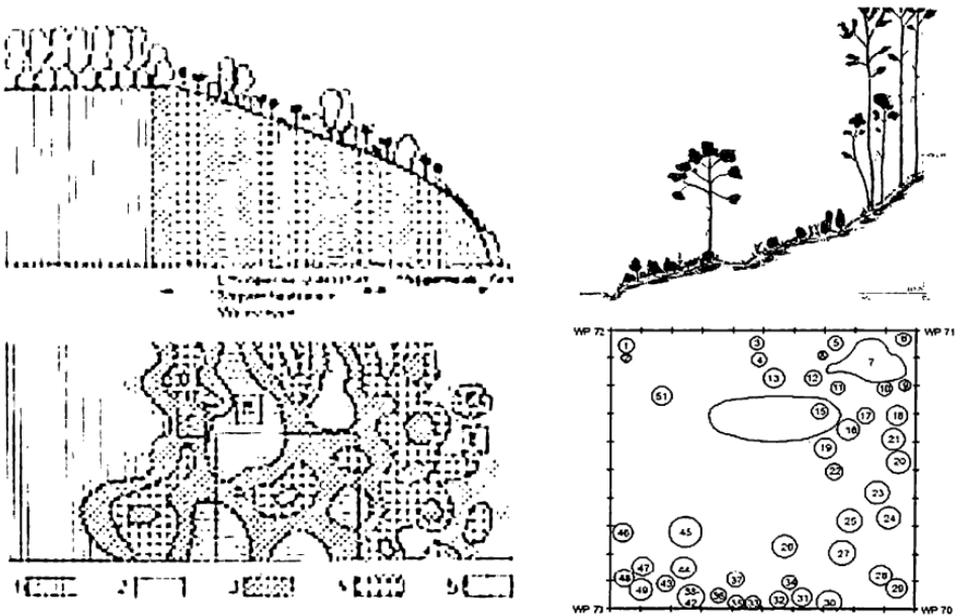


Abb. 6: links: Gesellschaftsverteilung an einen südexponierten Hang der Schwäbischen Alb (1: Cephalantero-Fagetum, 2: Lithospermo-Quercetum: Steppenheide-Wald, 3: Ligustro-Prunetum: Mantel, 4.: Geranio-Peucedanetum: Saum, 5: Seslerio-Brometum: primärer Trockenrasen.) (aus: Müller 1962: 98).

rechts: Beispiel einer 'dynamischen Waldrandgestaltung'

(<http://www.waldrandgestaltung.de/ergebnisse/monitoring/vegetation/> aufgerufen am 17.09.12)

cher Mosaik¹³ Jedenfalls ist laut Dierschke (1974) auch an natürlichen relief- bzw. bodenbedingten Waldrändern (er beschreibt als Beispiel den Kohnstein oberhalb des Werratales) häufig eine reduzierte Zonierung vorhanden.

„Ein deutlich ausgebildeter Gebüschmantel fehlt. Dafür ist ein Teil der krummwüchsigen und oft mehrstämmigen Randbäume tief beastet“ (ebd.: 23).

Das gilt auch für die meisten anderen natürlichen Waldgrenzen etwa an Fluss- oder Seeufern, wo die in Lehrbüchern (z.B. Ellenberg 1996) abgebildeten Vegetationszonierungen ebenfalls nur in Einzelfällen vollständig vorhanden sind und rudimentäre Abfolgen bzw. völlig fehlende Zonierungen eher die Regel sind. An den meisten Seeufern z.B. sucht man die in vielen Zeichnungen (z.B. bei Pott 1983, vgl. auch Abb. 7) zu bewundernde Abfolge von freischwimmenden Wasserpflanzen über Schwimmblatt-Gesellschaften, Uferrohrichte, Seggenrieder und Weidengebüsche bis zum Bruch- oder Auwald vergebens. Nicht selten hängen die Äste des unmittelbar an die Uferkante reichenden Waldes weit über die Wasseroberfläche und es fehlt jede der zuvor aufgezählten Gesellschaften.

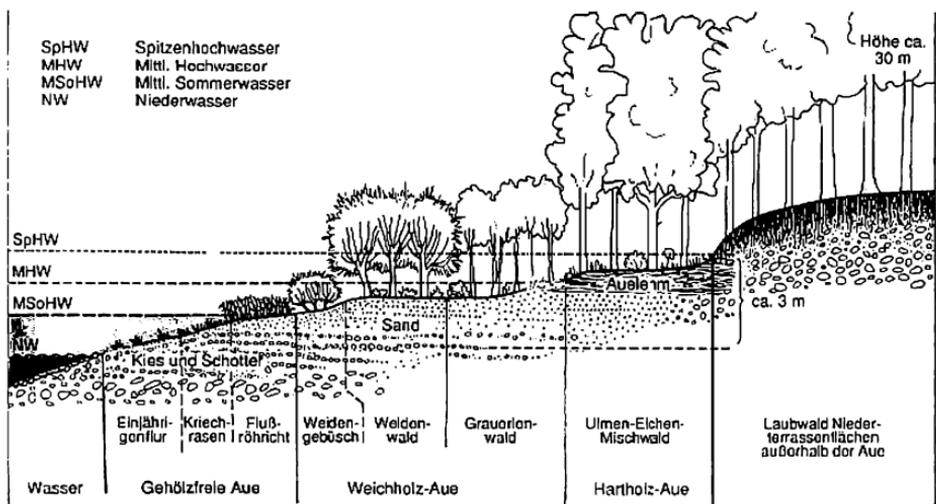


Abb. 7: Idealisierte Vegetationszonierung eines Flussufers (Leser 1994: 644)

13 Müller weist an anderer Stelle (1968) auch den süddeutschen Eichen-Hainbuchenwäldern eine natürliche Verbreitungsursache zu, die nach den neueren Erkenntnissen ebenfalls zugunsten anthropogener Nutzungseinflüsse aufgegeben werden muss (s.z.B. Gehlken 2008). Zudem ist es fraglich, ob die beschriebenen Xerothermwälder überhaupt sinnvoll in drei separate Gesellschaften zergliedert werden können. Jakucs (1961) beschreibt ähnliche Mosaik als typische Phänomene auf solchen Extremstandorten, zieht aus dieser Einzelbeobachtung allerdings abwegige Schlüsse, indem er generell die Eigenständigkeit von Saum- und Mantelgesellschaften ablehnt (s. Tüxen 1962). Müllers Mosaik klar getrennter Gesellschaften sind auch vor dem Hintergrund dieser Debatte mit Jakucs zu verstehen.

Die wenigsten dieser Abbildungen zeigen einen konkreten Fall. Meist sind es idealisierte Abfolgen (Idealtypen), die durch wiederholte Beobachtung von Verbreitung und Benachbarung der einzelnen Gesellschaften konstruiert wurden (in den Bildunterschriften findet sich dann meist das Wort 'schematisch' oder 'halbschematisch'). Nur selten (oder gar nicht) sind diese Abfolgen in der Landschaft anzutreffen. Dennoch kann die Kenntnis der vollständigen Vegetationsabfolge in einer Grenzsituation zum Verständnis hilfreich sein und eine Orientierung erleichtern. Selbst dann, wenn der vorgefundene Fall dem Idealtyp nur teilweise entspricht.

Auch wenn die Anlehnung des 'idealen Waldrandes' mit dem Verweis auf 'natürliche Waldränder' nicht völlig aus der Luft gegriffen ist, so können die natürlichen Vorbilder –sofern sie überhaupt natürlich und nicht doch anthropogen überformt sind –nur in ganz wenigen Einzelfällen an Extremstandorten vorkommen und kaum zum flächendeckenden Vorbild idealisierter breiter Übergangszonen herangezogen werden.

„Unter natürlichen Verhältnissen drängen die Waldbäume bis an die äußersten Ausbreitungsgrenzen (z.B. Höhengrenze, Hochmoor, Gewässer, Fels), weshalb das Ideal eines breit gestaffelten Waldrandes gar nicht zur Ausbildung kommt. Den planerischen Zielen ähneln am ehesten die gebüschreichen Säume im Weidewald“ (Scherzinger 1996: 157).

Damit verweist Scherzinger auf eine weitere mögliche Herkunft des ‚idealen Waldrandes‘ (s. Tüxen, R. 1974: Die Haselünner Kuhweide).

2.3. Waldränder in der historischen Kulturlandschaft Wenn in unserer Landschaft heute keine breiten, gestuften Waldränder vorkommen und auch die Naturlandschaft allenfalls in Ausnahmefällen mit diesem Phänomen aufwartet, so ist immerhin denkbar, dass weichere Wald-Offenland-Übergänge in der überkommenen bäuerlichen Kulturlandschaft verbreitet waren und die harte und starre Waldgrenze landschaftsgeschichtlich eine relativ junge Erscheinung ist. Das zumindest wird im Zusammenhang mit der Frage nach dem Aufbau eines idealen Waldrandes immer mal wieder behauptet und zur Begründung tief gestaffelter Ränder angeführt. Dabei wird vor allem auf die bis zur Verkopplung übliche Waldweide verwiesen (z.B. Ellenberg 1996:43 ff, Pott & Hüppe 1991), die bei langer Dauer und starker Intensität zur allmählichen Auflösung des Waldes führt, weil der Verbiss die Gehölzverjüngung unterbindet. Der 'Be-
weis', dass diese Nutzung zur nennenswerten Verbreitung aufgelöster Waldränder geführt hat, ist allerdings kaum valide zu führen. Eine Quelle könnten zeitgenössische Darstellungen sein. Dafür steht aber nur ein relativ schmaler Zeitraum zur Verfügung. Dieser reicht vom Beginn landschaftlicher Darstellungen im ausgehenden Mittelalter (etwa ab 1400) bis spätestens zur Durchsetzung der romantischen Landschaftsmalerei im 18. Jahrhundert, in der –wie

schon in einigen Vorläufern im 17. Jahrhundert –die Darstellung idealisierter Landschaften ihren Höhepunkt erreicht (Büttner 2006)¹⁴

In frühen Darstellungen sind kaum Hinweise auf gestufte strauchreiche Wald­ränder zu finden. So zeigt das berühmte Ka­lenderbild von J. Colombe (s. Abb. 8) im Zusammenhang mit der Waldweide (hier mit Schweinen) einen ausgeprägten ‚Steilrand‘.

Harte Waldränder sind auch die Regel auf den Stichen von M. Merian, von denen hier exemplarisch auf die Darstellungen von Jühnde und Fredelsloh (um 1654, s. Abb. 9) verwiesen sei.

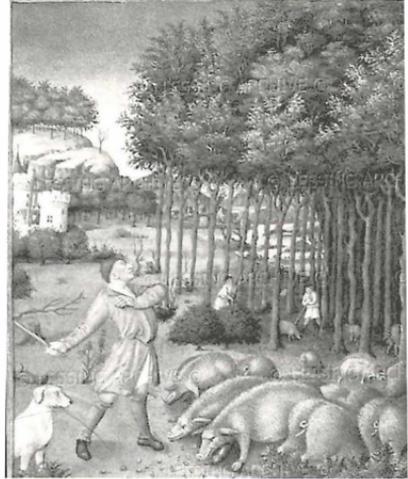


Abb. 8: Illustration für den Monat November aus dem Stundenbuch des Herzogs von Berry. Maler: J. Colombe (gemalt 1485/86). (www.eichelschwein.de/bilder/berry/2.jpg)

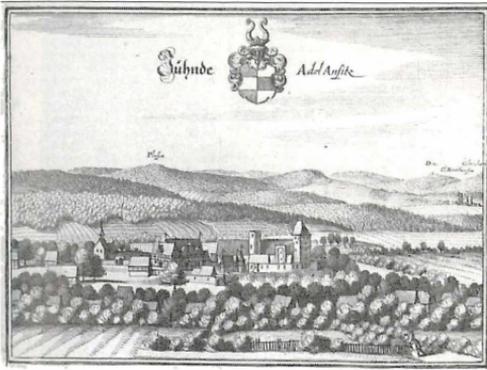


Abb. 9: Merian-Stiche (um 1654) von Jühnde (LK Göttingen) und Fredelsloh (LK Northeim)

Deutlich sichtbar die relativ gehölzleere Feldmark zur Zeit der Dreifelderwirtschaft und die klare Waldgrenze. Im Vordegrund des Fredelsloher Bildes ist ein Hang mit Trockenrasen (Weper) und Gebüsch zu sehen.

(Bildquellen:

http://de.wikisource.org/wiki/Topographia_Braunschweig_Lüneburg:_Jühnde

[http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Fredeslo_\(Merian\).jpg](http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Fredeslo_(Merian).jpg), jeweils aufgerufen am 17. 9.2012)

¹⁴ Daher ist die bei Ellenberg (1996: 44) abgebildete Radierung von Peter Birmann (1758-1844) als Beleg für die Verbreitung 'parkartiger Weidelandschaften' zweifelhaft wenn nicht völlig ungeeignet. Auch die ökologische Interpretation der dort dargestellten Gehölzverbreitung verkennt die im Bild sichtbare zeitgenössische landschaftliche Inszenierung.

Trotz fehlender Abbildungen sich allmählich auflösender Waldränder entbehrt der Verweis auf die Waldweide und deren Folge für die Struktur der Wälder nicht jeglicher Plausibilität. Gerade dort, wo Wald und Hute unmittelbar aneinander grenzen sind 'gleitende Übergänge' (Beck 1996: 33) durchaus denkbar – wenn auch keinesfalls zwingend, wie die Grenzwälle an vielen Wäldern belegen. Doch wie haben diese Ränder bzw. Übergänge konkret ausgesehen? Auch das ist nicht leicht zu rekonstruieren. Hinweise können hier einerseits historische bildliche Darstellungen alter Hutelandschaften oder konkrete Beobachtungen rezent verbreiteter Hutereste liefern. Für ersteren Ansatz kann ein Bild von Rubens (s. Abb. 10) dienen (vgl. auch eine ähnliche Darstellung von Gainsborough (1755) in Buderath & Makowski 1986: 117 ff), das eine Szene mit Kühen auf einer kurzrasigen, von einigen Bäumen überstandenen Weide zeigt. Viele dieser Bäume zeigen übrigens deutlich Spuren einer Schneitelnutzung.



Abb. 10: Rubens: 'Milkmaid with cattle in a landscape' (um 1618). (Ähnlich ist auch sein Bild 'Landscape with Rainbow' (um 1638) dagegen ist im Bild 'Landscape with cows' (um 1636) eine sehr klare Begrenzung von Wald und Hute zu sehen.)

Unterstellt man den hier dargestellten Motiven reale Vorlagen (was für diese Zeit nach Büttner (2006) unter Einschränkungen möglich ist), so bestehen hutebedingte Waldränder aus einem von innen nach außen allmählich zunehmenden Weiderasenanteil bei gleichzeitig abnehmender Deckung älterer Bäume. Dabei bleibt, gerade wenn man von gemischten Herden mit Kühen, Schafen und Ziegen und üppigen Besatzdichten (vgl. Beck 1986) ausgeht, wenig Platz für Gebüsche und schon gar keiner für Säume. Viele Autoren vermitteln

allerdings ein anderes Bild des Hutewaldes bzw der Triftweiden. So beschreibt Coch (1995: 63 ff) für die vermutete jungsteinzeitliche Waldlichtung eine kombinierte Nutzung aus Holzeinschlag, Weidewirtschaft und Ackerbau und kommt unter diesen Vorgaben zu dem Schluß, gerade diese Nutzung lege „...das Aufkommen von typischen Waldrandstrukturen –insbesondere Mantelgesellschaften –nahe...“ (ebd.: 64). Dabei stützt er sich im Folgenden auf analoge Beobachtungen rezent verbreiteter Weidfelder und Allmenden (ebd.: 71 ff). In die gleiche Richtung weisen die oben zitierte Textstelle bei Scherzinger (1996: 157), sowie die Ausführungen von Lütkepohl (1997). Scheinbare Belege für diese Vermutung finden wir bei Pott & Hüppe (1991), die ausführlich die Ausstattung nordwestdeutscher Hutewälder und Triftlandschaften beschreiben und von einem hudebedingten Vegetationsmosaik berichten (s. Abb. 11). Dieses bestehe aus einem unregelmäßigen „...nebeneinander von Baumgruppen mit oftmals imposanten, breitkronigen und ehemaligen Freistand verratenden Masteichen (...), die von Lichtungen, Waldmantel-Gesellschaften, nitrophilen Staudensäumen und Weiderasen durchsetzt sind“ (ebd.: 41 f). Flächenhafte Waldrandstrukturen also!

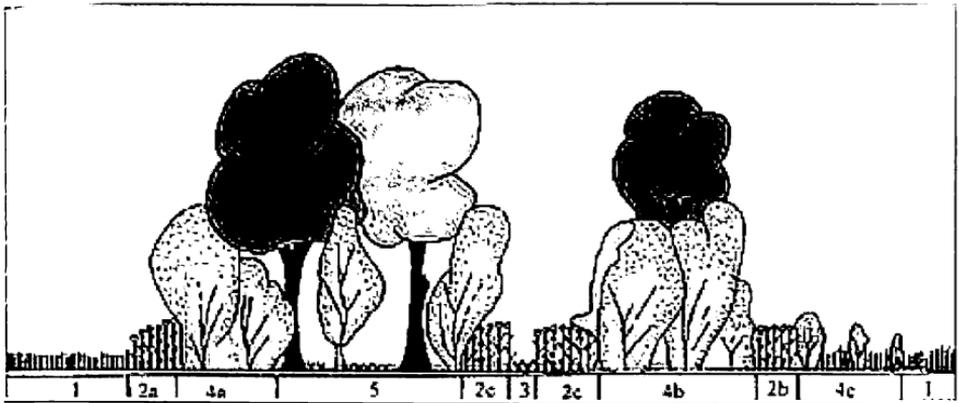


Abb. 11: Hudemosaik mit verlichtetem Wald (5), Gebüsch (4a/4b) und Säumen (2a/2b/2c) (Hüppe & Pott 1991: 42)

Es ist allerdings fraglich, ob aus dem heutigen Zustand verbrachter Allmendweiden umstandslos auf deren historischen Zustand geschlossen werden kann. Vielmehr zeigen diese Gegenden unverkennbar Spuren eines über viele Jahrzehnte anhaltenden Rückganges der Beweidungsintensität, wenn nicht gar völliger Brache. Für das Borkener Paradies, aus dem das in Abbildung 12 gezeigte 'Hudemosaik' stammt, beschrieben Pott und Hüppe (1991: 119 ff) etwa eine langjährige Standweidenutzung (Rinder und Pferde) mit geringen Besatzdichten (etwa 0,3 GVE/ha) bei gleichzeitiger Düngung der bevorzugten Weideflächen und ab 1988 eine reine Pferdebeweidung. Diese Nutzung hat mit

geregelter Hudewirtschaft wenig gemeinsam und muss unweigerlich zu heftigen Symptomen selektiver Unterbeweidung (s. Klapp. 1971: 445 ff) führen. Die Mosaik sind damit eher Ausdruck nachlassenden Nutzungsinteresses, also einer Brache, aber keinesfalls Hinweise auf die historische Ausstattung der Hutungen. Diese wurden historisch weder 'ungeregelt' noch 'extensiv' genutzt, sondern mittels ausgeklügelter Weideführung mit hohen Besatzdichten, durch Hirten begrenzten Weideflächen, langen Weidezeiten und gemischten Herden (vgl. Flad 1987, Beck 1986) intensiv abgeweidet. Der Beweidungsdruck war wesentlich größer als bei den heutigen Restnutzungen und die Selektion durch das gehütete Weidevieh deutlich geringer. Die regelhafte Ausbreitung dorniger Sträucher (oder gar Säume) ist unter diesen Vorgaben sehr unwahrscheinlich und wurde zudem von den Hirten aktiv begrenzt (Weideunkraut).

Die Mitteilungen über historische Landnutzungsformen und deren rezente Relikte geben zwar Hinweise, dass die Grenzen zwischen Allmendwald und Allmendweiden fließend gewesen sein können. Doch das gibt wenig Anlass zu der Vermutung, dass die historische Kulturlandschaft regelhaft über ausgedehnte strauch- und saumreiche Wald-Offenland-Übergänge verfügte. Wir finden in der historischen Kulturlandschaft also keine plausiblen Vorbilder, für die Konstruktion des 'idealen Waldrandes'. Denn unabhängig vom Realitätsgehalt der historischen Zustandsabbildungen geben diese entweder dem ökonomischen Ideal der zeitgemäßen Landbewirtschaftung oder deren Branchen (Wüstungen) Ausdruck.

2.4. Ästhetische Vorbilder des 'idealen Waldrandes'

Die Wahrheit liegt, um eine Formulierung von J. Berger (1993) zu verwenden, wohl auch hier nicht tiefer (oder früher), sondern ganz woanders. Wie schon bei Zundel (1969: 232) und dann erst wieder bei Scherzinger (1996: 155 f) angedeutet, steht hinter dem verbreiteten Wunsch nach 'reich strukturierten Waldrändern' nicht nur die Steigerung der Artenvielfalt, sondern vor allem ein ästhetischer Anspruch. Gestufte Waldränder gelten gemeinhin als schön. Was in einer Gesellschaft als schön gilt ist ganz wesentlich Ergebnis einer kulturellen Prägung. 'Schönheit' wird 'erlernt'.

„Gerade dieses aber macht den gesellschaftlichen Charakter der Landschaft aus: daß die Aussage nicht im Objekt selbst, sondern in seiner kulturellen Interpretation, im Kulturgut liegt, durch das wir die Landschaft sehen und verstehen lernen. Dieses Kulturgut besteht zweifellos aus den kulturellen Leistungen der Dichtung und der Malerei, zum überwältigenden Maße aber reicht es in die abgesunkenen Bereiche hinein, welche den Massen der Menschen zugänglich sind: in die Urlaubsprospekte, in die naiven oder sentimentalen Lesebuchtexte, in die Landschaftsschilderungen des Trivialromans und in die billigen Öldrucke, wie sie in Hotelzimmern zu sehen sind“ (Burckhardt 1977: 207).

Grundlage für das heutige landschaftsästhetische Empfinden sind im Wesentlichen die Landschaftsmalerei (vor allem des 18. Jahrhunderts) und der darauf folgende Landschaftspark (s. z.B. Hard 1970, 1991).



Abb. 12: Caspar-David Friedrich: Der Sommer (1807/08) (Ausschnitt)
 (Quelle: [http://www.malerei-meisterwerke.de/bilder_gross/caspar-david-friedrich-der-sommer-\(landschaft-mit-liebespaar\)-03166.html](http://www.malerei-meisterwerke.de/bilder_gross/caspar-david-friedrich-der-sommer-(landschaft-mit-liebespaar)-03166.html), aufgerufen am 17.09.2012) s.a. Böh-
 mische Landschaft mit dem Milleschauer (1810), Böhmisches Land (um 1808),
 Parkterrasse mit Aussicht ins freie Land (1811)

Erst über Landschaftsmalerei und Landschaftspark wurde aus einer Gegend eine Landschaft, die ästhetisch erfahrbar ist (Gombrich 1985, Smuda 1986: 65, Trepl 2012), bzw. wiedergefunden oder nachempfunden wird. Und hier finden wir Vorbilder des gestuften Waldrandes in Hülle und Fülle. Nicht nur beim 'Klassiker' Caspar-David Friedrich (1774-1840) ist ein 'weicher' Waldrand häufig Teil der landschaftlichen Inszenierung -vor allem im Bildhintergrund (s. z.B. Abb. 12). Auch beim englischen Porträt- und Landschaftsmaler Thomas Gainsborough (1727-1788) sind halboffene Weidelandschaften ein beliebtes Motiv und vor allem in den späteren Werken (s. Abb. 13) sind die Weiden von allmählich ansteigenden Waldrändern gesäumt.

Noch deutlicher wird die ästhetische Vorliebe für gestufte Waldränder beim englischen Pfarrer, Landschaftszeichner und Verfasser ästhetischer Schriften William Gilpin (1724-1804)¹⁵ In seinem Werk 'Bemerkungen über Wald-Szenen und Ansichten und ihre malerischen Schönheiten' (engl. Orig. 1791, deutsch 1800) formuliert er unmissverständlich die Gestalt eines malerischen Waldrandes:

„Die Schönheit des Waldes in ferner Ansicht entspringt einigermaßen aus seiner dichten Belaubung, welche die Lichte bricht und verstärkt, -hauptsächlich aber aus

¹⁵ Zu dessen Bedeutung für die ästhetische Theorie des Landschaftsparks vgl. Wimmer (1989: 190 ff)

seinem Abstiche gegen die Ebene, -und aus dem großen, durch die vortretenden und zurückweichenden Partien des Waldes, entstehenden Bildungen; diese erzeugen große Massen von Schatten und Licht, und bringen Wirkung ins Ganze.“ (ebd.: 171)

„Dieselben Dienste, und ebenfalls mit guter Wirkung, verrichtet auch der Hagedorn: als einziger Busch beleidigt er zwar zuweilen das Auge, aber in Verbindung mit der Eiche oder anderen Bäumen kann er ein schöner Gegenstand seyn. Aber nicht Gesträuche allein, helfen übereinstimmenden Zusammenhang in Waldszenen bringen; auch die höheren Arten wilder Pflanzen und Blumen tragen das ihrige dazu bei, indem sie die kleinen Lücken nahe am Boden ausfüllen und dem Ganzen Vollheit geben“ (ebd.:194f)

„Beinahe ebenso unangenehm, als eine grade Linie am o b e r s t e n Rande eines Waldes ist, ist auch eine der Grundfläche einer sich langhin streckenden Waldszenerei. Waldungen müssen an einigen Stellen sich dem Auge nahen, und an anderen wieder von ihm entfernen, und, dem Anscheine nach, Buchten und Vorgebirge bilden“. (ebd. 201)

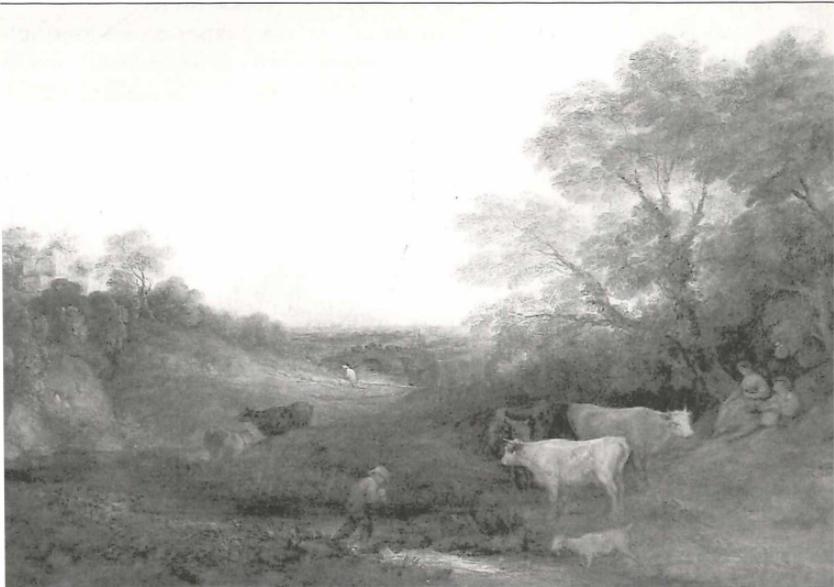


Abb. 13:

Thomas Gainsborough: Landscape with cattle (um 1773), (Quelle: <http://uploads2.wikipaintings.org/images/thomas-gainsborough/landscape-with-cattle.jpg>, aufgerufen am 17.09.2012)

s. auch das ähnliche Werk **Mountain Landscape with Shepherd (1783)**. In früheren Werken ist der Wald noch lichter und auf der Weide stehen Kopfbäume wie bei Rubens (s. z.B. **Landscape with a Woodcutter and Milkmaid (1755)**)

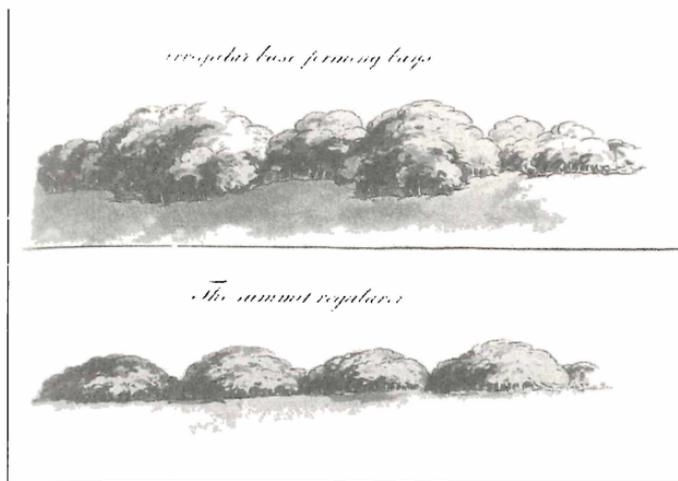


Abb. 14: Richtige und falsche Gestaltung eines Waldrandes nach Gilpin (1791: neben S. 238) Abb. aus Wimmer (1989: 198)

Ganz ähnlich lesen sich die fast schon handwerklichen Anleitungen zur Gestaltung harmonischer Gehölzränder im Landschaftspark. Andeutungen macht bereits Hirschfeld (1779/1990), der explizit auf natürliche Vorbilder verweist.

„Sie [die Natur] zeigt uns ihre Bäume und Sträucher bald einzeln, bald in mannichfaltigen, hier kleineren, dort größeren Zusammensetzungen“ (ebd.: 132).

Bei Pückler-Muskau (1833/1988) wird die Anleitung zur Anlage eines Gehölzrandes sehr konkret und mit Abbildungen anschaulich illustriert (s. Abb. 15). Pückler treibt hier in der Fortführung des pittoresken Stils (offensichtlich in Anlehnung an die Ideen von William Gilpin (1724-1804) und Sir Uvedale Price (1747-1829, vgl. Wimmer 1989) die Perfektion der ästhetischen Inszenierung auf die Spitze. Dazu beruft er sich auf das Vorbild des englischen Architekten Jahn Nash (1752-1835).

„Diese Art der Behandlung hat Herr Nash gänzlich aufgegeben, und läßt dagegen die Strauchpartien in größeren, sich mehr vereinigenden Massen dicht zusammenpflanzen, den Rasen mit tiefen Einbuchten teils sich weit in die Pflanzung hineindringend verlieren und dort dem Auge in ungewisser Ferne entziehen, teils in der Nähe, ohne die Kanten (gegen die Pflanzung hin) zu beschneiden, die einzelnen Rasenstücke ganz unregelmäßig, wie sie beim legen eben ausfallen, an den Rändern verlaufen.

Zugleich werden aber eine Menge isolierter Bäume und Büsche noch auf dem Rasen vorgepflanzt, um die Linien immer natürlicher und leichter von allen Ansichten aus zu unterbrechen“ (ebd.: 95 f).

Die aufwändige Gestaltung wird sogar noch mittels Blumenpflanzungen und Grassaaten perfektioniert,

„...damit jede übriggebliebene Schroffheit und Scheidungslinie dadurch gänzlich verschwinde, und die natürlich ungezwungenste Verbindung zwischen Wiese und Wald sich ungehindert bilden könne...“ (ebd.: 99).

Auch hier wird als Vorbild ganz selbstverständlich die 'Natur' zitiert. Ähnliche Textpassagen lassen sich beim Gartengestalter Sckell (1825) ausmachen, der zwar vermerkt, dass der Waldrand „... mit dem Zeichenstab und mit kecker Hand aufgetragen...“ (ebd.: 49) werde, der aber dennoch in „...den äußeren Umrissen der natürlichen Wälder...“ (ebd.: 50) die Vorbilder der Gestaltung sieht.

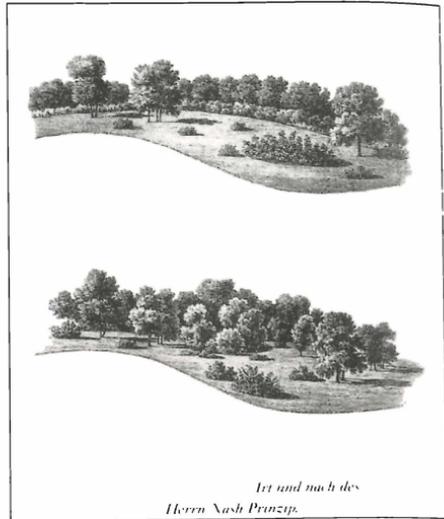


Abb. 15: Angelegte Waldränder bei Pückler-Muskau (1833/1988: 97)

3. Falsch verstandene Vorbilder

Ist also die Vermischung vermeintlicher Natur und aktiver Gestaltung schon in der 'Theorie' des Landschaftsparks angelegt, so wird diese in der Landespflege meist unbesehen kolportiert und weitergetragen (Schneider 1989, für die Waldränder vgl. Beckmann 2005). Nicht erst seit der Entdeckung der Ökologie als Leitwissenschaft des Naturschutzes und der Landschaftspflege (vgl. Trepl 1987: 226) ist die Verwechslung ökologischer und ästhetischer Kriterien eine disziplinimmanente Konstante. Gegenständen (Landschaftselementen), die eine heile Natur symbolisieren, wird unversehens ein hoher ökologischer Wert zugesprochen¹⁶ Schon Hard wies darauf hin, dass diese Verwechslung von symbolischer und realer Natur zu heftigen Irrtümern führt.

„Die gemalte und noch mehr die gegärtnerte Landschaft waren ästhetische Zeichen, die eine ideale Mensch-Natur-Harmonie bedeuteten (...), einen ökologisch heilen Einklang zwischen einem guten Leben und seiner idealen Naturumgebung. (...) (Sie) bedeuten das, aber sind es nicht (und waren es nie), sowenig wie der Schauspieler der den Hamlet spielt, der wirkliche Hamlet ist. Daß 'Hamlet' aufgeführt wird, setzt ja nicht einmal voraus, daß es einen wirklichen Hamlet gibt oder gab“ (Hard 1991: 14).

¹⁶ Zur Unmöglichkeit ökologischer Bewertungen vgl. Trepl (1987) sowie Dahl (1984).

Ein ästhetisch positiv besetzter 'idealer Waldrand' ist eben nicht automatisch ein 'ökologisch wertvoller' oder gar natürlicher Waldrand. Und wie wir gesehen haben gibt es in der uns umgebenden Kulturlandschaft diesen gedachten Waldrand gar nicht und hat ihn wohl auch nie gegeben. Trotzdem scheint die Verknüpfung dieses landschaftsgärtnerischen Versatzstücks mit einer positiven ökologischen Bewertung unverrückbar.

„Wer beides verwechselt (also einen ästhetischen Signifikanten für einen Referenten hält) handelt wie einer, der ein gut gemaltes Steak für ein schmackhaftes wirkliches Steak hält und es zu essen versucht (oder seinen Mitmenschen als Nahrung empfiehlt)“ (ebd.: 15).

So ist auch der 'ideale Waldrand' eher ein gemaltes, denn ein reales Steak. Dieses zum Leitbild bei der Waldrandbewertung oder gar Waldrandgestaltung zu stilisieren muss zu verheerenden Fehleinschätzungen und/oder praktischen Fehlschlägen führen. Mindestens aber zur ewigen Wiederholung des Beklagens angeblich defizitärer Waldrandstrukturen.

Literatur

- Adorno, T.W. (1967): Ohne Leitbild. - In: ders.: Ohne Leitbild: 7-28. Frankfurt a. M.
- Aichmüller, R. (1991): Aufbau reich gegliederter Waldränder. - AFZ 14/91: 707-709.
- Arbeitsgruppe Ökologie der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg (1996): Lebensraum Waldrand. Schutz und Gestaltung. - Merkblätter der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg 48: 16 S. Freiburg.
- Beck, R. (1986): Naturale Ökonomie. Unterfinning: Bäuerliche Wirtschaft in einem oberbayerischen Dorf des frühen 18. Jahrhunderts. - München, Berlin: 260 S.
- Beck, R. (2000): Die Abschaffung der „Wildnis“ Landschaftsästhetik, bäuerliche Wirtschaft und Ökologie zu Beginn der Moderne. - In: Konold, W. (Hrsg.): Naturlandschaft – Kulturlandschaft. ecomed, Landsberg: 25-42.
- Beckmann, R. (2005): Von Pücker lernen? Struktureiche Waldränder als Ausgleichsmaßnahme des Naturschutzes. - Stadt + Grün 9/2005: 38-42.
- Buderath, B. & Makowski, H. (1986): Die Natur dem Menschen untertan. Ökologie im Spiegel der Landschaftsmalerei. - dtv, München: 303 S.
- Burckhardt, L. (1977): Landschaftsentwicklung und Gesellschaftsstruktur. - In: ders.: Die Kinder fressen ihre Revolution: 206-213. DuMont, Köln.
- Büttner (2006) Geschichte der Landschaftsmalerei. Hirmer, München: 416 S.
- Coch, T (1995): Waldrandpflege. Grundlagen und Konzepte. Neumann, Radebeul: 240 S.
- Coch, T (1997): Sind Waldränder Ökotope? - Natur und Kulturlandschaft 2: 127-132. Höxter.
- Dahl, J. (1984): Verteidigung des Federgeists. In: ders.: Der unbegreifliche Garten und seine Verwüstung. Über Ökologie und über Ökologie hinaus. Klett-Cotta, Stuttgart: 66-93.
- Dierschke, H. (1974): Saumgesellschaften im Vegetations- und Standortgefälle an Waldrändern. - Scripta Geobotanica 6: 246 S.
- Drude, O. (1902) Hercynische Florenbezirk. Leipzig: 700S.
- Ellenberg, H. (1996): Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen in ökologischer, dynamischer und historischer Sicht. 5. Aufl.- Stuttgart: 1095 S.
- Flad, M. (1987): Hirten und Herden. Ein Beitrag zur Geschichte der Tierhaltung in Oberschwaben. - Bad Buchau: 102 S.
- Flückinger, P.F. (1999): Der Beitrag der Waldrandstrukturen zur regionalen Biodiversität. Dissertation an der Uni Basel, Phil.-Nat.-Fak. Olten: 253 S.

- Flückinger, P.F., Bienz, H., Glünkin, R. & Duelli, P. (2002): Vom Krautsaum bis ins Kronendach – Erforschung und Aufwertung der Waldränder im Kanton Solothurn. - Mitt. Naturf. Ges. Solothurn 39: 9-39.
- Gaede, M. & Potschin, M. (2001): Anforderungen an den Leitbild-Begriff aus planerischer Sicht. - Ber. z. dt. Landeskr. 75(1): 19-32. Flensburg.
- Gehlken, B. (2008): Der schöne ‚Eichen-Hainbuchen-Wald‘ – auch ein Forst oder: Die ‚Kunst‘ der pflanzensoziologischen Systematik. - AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Notizbuch 72 der Kasseler Schule. 178 S. + Tabellenbeilage.
- Gilpin, Wilhelm (1800): Bemerkungen über Wald-Szenen und Ansichten und ihre malerischen Schönheiten. 1. Teil. Leipzig: 278 S.
- Gombrich, E.H. (1985): Die Kunst der Renaissance, Bd. I: Norm und Form. Klett-Cotta, Stuttgart: 208 S.
- Hanstein, U. (1982): Aufgaben, Gestaltung und Behandlung von Waldrändern. - AFZ 37: 1466- 1467
- Hard, G. (1970): Die ‚Landschaft‘ der Sprache und die ‚Landschaft‘ der Geographen. Dümmers, Bonn: 281 S.
- Hard, G. (1972): Wald gegen Driesch. Das Vorrücken des Waldes auf Flächen junger „Sozialbrache“ - Ber. Deutsch. Landeskr. 46(1): 49-80. Bonn-Bad Godesberg.
- Hard, G. (1973): Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. -Berlin/ New York: 320 S.
- Hard, G. (1991): Landschaft als professionelles Idol. - Garten und Landschaft 3/91: 13-18. - München.
- Heublein, D. (1982): Untersuchungen zum Einfluss eines Waldrandes auf die epigäische Spinnenfauna eines angrenzenden Halbtrockenrasens. - Laufener Seminarbeiträge 5/82: 79- 94.
- Hirschfeld, C.C.L. (1779/1990): Theorie der Gartenkunst. - Union, Berlin: 254 S.
- Hondong, H., Langner, S., Cock, T. (1993): Untersuchungen zum Naturschutz an Waldrändern. - Bristol-Schriftenreihe 2: 196 S. Zürich.
- Jakucs, P. (1961): Die phytozöologischen Verhältnisse der Flaumeichen Buschwälder Südostmitteleuropas. - Budapest.
- Clapp, E. (1971): Wiesen und Weiden. 4. Aufl. – Parey. Berlin/Hamburg: 620 S.
- Kögel, K., Achtzinger, R., Blick, T., Geyer, A., Reif, A. & Richert, E. (1993): Aufbau reich gegliederter Waldränder – ein E+E-Vorhaben. - Natur und Landschaft 68(7/8): 386-394.
- Krüsi & Schütz (1994): Schlüssel zur ökologischen Bewertung von Waldrändern. Beilage Inb.bl. Forsch.bereiches Landsch.: WSL 20.
- Krüsi, B., Tenz, R., Arquint, D. & Grossmann, M. (2010): Praxishilfe für die Aufwertung von Waldrändern in der Schweiz. - Broschüre der ZHAW: 52 S.
- Krüsi, B.O. Schütz, M. & Tidow, S. (1996): Wie bringt man Vielfalt in den Wald? - Inf.bl. Forsch.bereiches Landsch.ökol. 31: 3-6. Birmersdorf.
- Krüsi, B.O., Schütz, M. & Tidow, S. (1997): Waldränder in der Schweiz. Ökologischer Zustand, botanische Vielfalt und Aufwertungspotential. - Schweizer Wald 4/97: 5-19.
- Kubiena, W.L. (1953): Bestimmungsbuch und Systematik der Böden Europas. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart: 392 S.
- Kurz, P., Machatschek, M. & Iglhauser, B. (2001): Hecken. Geschichte und Ökologie, Anlage, Erhaltung & Nutzung. - Stocker. Graz, Stuttgart: 440 S.
- Lauterbach, N. (2002): Naturschutzfachliche Erfassung und Bewertung von Waldrändern. Masterarbeit an der Forstl. Fak. Uni. Gö.
- Leser, H. (Hrsg.) (1994): Westermann-Lexikon Ökologie und Umwelt. - Westermann, Braunschweig: 644 S.
- Lewark, S. (1971): Ökologie und Erholungsplanung der Waldränder des Landkreises Hannover-Münden. Diplomarbeit an der Forstfakultät Göttingen. Unveröff. Mskr. 57 S.

- Lorberg, F. (2007): Metaphern und Metamorphosen der Landschaft. Die Funktion von Leitbildern in der Landespflege. - AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 71 der Kasseler Schule. Kassel: 302 S.
- Lütkepohl, M. (1997): Wald-Heide-Übergänge in mitteleuropäischen Heideschutzgebieten. Natur und Kulturlandschaft 2: 113-117 Höxter.
- Mehli, R. (1992): Das Leitbild 'Landschaft'. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 26 der Kasseler Schule: 128-156. Kassel.
- Meisel, K. & Hübschmann, A. v. (1973): Grundzüge der Vegetationsentwicklung auf Brachflächen. - Natur und Landschaft 48(3): 70-74. Stuttgart.
- Müller, Th. (1962): Die Saumgesellschaften der Klasse *Trifolium-Geranietea sanguinei*. - Mitt. Flor.-soz. Arbeitsgem. N.F. 9: 95-140.- Stolzenau/Weser.
- Müller, Th. (1968): Die südwestdeutschen *Carpinion*-Gesellschaften. - Feddes Repert. 77(2): 113-116. Berlin.
- Pietzarka, U. & Roloff, A. (1993): Dynamische Waldrandgestaltung – Ein Modell zur Strukturverbesserung von Waldaußenrändern. - Natur und Landschaft 68/11: 555-560.
- Pott, R. (1983): Die Vegetationsabfolgen unterschiedlicher Gewässertypen Nordwestdeutschlands und ihre Abhängigkeit vom Nährstoffgehalt des Wassers. – Phytocoenologia 11(3): 307-430. Stuttgart, Braunschweig.
- Pott, R. & Hüppe, J. (1991): Die Hudelandschaften Nordwestdeutschlands. - Abhandlungen aus dem westfälischen Museum für Naturkunde 53. Jahrg. Heft 1/2: 1-313. Münster.
- Pückler-Muskau (1833/1988): Andeutungen über Landschaftsgärtnerei. - Insel, Frankfurt: 377 S.
- Ranney, J.W., Bruner, M.C. & Levenson, J.B. (1981): The importance of edge in the structure and dynamics of forest islands. - In: Burgess, R.L. & Sharpe, D.M. (1981): Forst island dynamics in man-dominated landscapes. Springer. New-York: 67-95.
- Reif, A. & Hetzel, G. (1994): Die Vegetation der Waldaußenränder des Großen Kappeler Tales bei Freiburg, Südschwarzwald. - Mitt. Bad. Landesver. f. Naturkunde und Naturschutz N.F. 16: 1-34.
- Richert, E. (1996): Waldränder in Süddeutschland – Struktur, Dynamik und Bedeutung für den Naturschutz. -Bayreuther Forum Ökologie 40: 274 S.
- Richert, E. & Reif, A. (1992): Vegetation, Standorte und Pflege der Waldmäntel und Waldaußensäume im südwestlichen Mittelfranken, sowie Konzepte zur Neuanlage. - Ber. ANL 16: 123-160.
- Röser, B. (1995): Saum- und Kleinbiotope: ökologische Funktion, wirtschaftliche Bedeutung und Schutzwürdigkeit in Agrarlandschaften, 3. Aufl. ecomed, Landsberg: 258 S.
- Roßkamp, T. (1999): Die Vegetation der Feld- und Wallhecken in Niedersachsen. - Nardus 4: 108 S. + Anhang. Galunder, Wiehl.
- Ruthsatz, B. (1984): Kleinstrukturen im Raum Ingolstadt: Schutz- und Zeigerwert. Teil II. Waldausäume. - Tuexenia 4: 227-249. Göttingen.
- Salisch, H.v. (1911): Forstästhetik. 4. Aufl. – Springer, Berlin: 434 S. Scherzinger, W. (1996): Naturschutz im Wald: Qualitätsziele einer dynamischen Waldentwicklung. Praktischer Naturschutz. - Ulmer, Stuttgart: 447 S.
- Schneider, G. (1989): Die Liebe zur Macht, über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege; in: AG Freiraum und Vegetation (Hg.) Notizbuch 15 der Kasseler Schule. Kassel.
- Schwabe-Braun, A. & Wilmanns, O. (1982): Waldrandstrukturen – Vorbilder für die Gestaltung von Hecken und Kleinstgehölzen. - Laufener Seminarbeiträge 5/82: 50-60.
- Skell, F.L. (1825): Beiträge zur bildenden Gartenkunst für angehende Gartenkünstler und Gartenliebhaber. München: 280 S.

- Smuda, M. (1986): Natur als ästhetischer Gegenstand und als Gegenstand der Ästhetik. Zur Konstruktion von Landschaft. - In: ders. (Hrsg.): Landschaft: 44-69. Suhrkamp, Frankfurt.
- Stoffler, H.-D. (1989): Randkontakte. Eindrücke von den Fortbildungstagen der FD Tübingen zum Thema Waldrandgestaltung. - AFZ 42-43: 1130-1132. Berger, J. (1993): Eine Geschichte für Äsop.- In: ders.: Begegnungen und Abschiede: 53-83.- München/Wien.
- Tidow, S., Schütz, M. & Krüsi, B.O. (1997): Probleme bei Bewertung und Pflege von Waldrändern. - Inf.bl. Forsch.bereiches Landsch.ökol. 33: 4 S. Birmensdorf.
- Trepl, L. (1987): Geschichte der Ökologie vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. - Beltz, Frankfurt: 280 S.
- Tüxen, R. (1952): Hecken und Gebüsche. - Mitt. Geogr. Ges. Hamburg 50: 85-117
- Tüxen, R. (1962): Pflanzensoziologisch-systematische Überlegungen zu Jakucs, P.: Die phytosoziologischen Verhältnisse der Flaumeichen-Buschwälder Südost-Mitteleuropas.- Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. N.F. 9: 296- 300.- Stolzenau.
- Tüxen, R. (1970): Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft.- In: Miscellaneous Papers 5: 141-159.- Wageningen.
- Tüxen, R. (1974): Die Haselünner Kuhweide. Die Pflanzengesellschaften einer mittelalterlichen Gemeindefeide. In: Mitt. Flor.-soz. Arbeitsgem. N.F., Heft 17 Todenmann. S. 69-102, 15 Tab.
- Weber, M. (1904/1991): Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. - In: ders.: Schriften zur Wissenschaftslehre: 21-102. Reclam, Stuttgart.
- Wimmer, C.A. (1989): Geschichte der Gartentheorie. - Wiss. Buchges. Frankfurt: 486 S.
- Zundel, R. (1969): Aufbau und Behandlung von Waldmänteln. - AFZ 13: 239-242.
- Zundel, R. (1994): Waldränder gestalten und pflegen. - AID-Heft 1010. Bonn: 32 S.

Vom Kopf auf die Füße: Überlegungen zum Prinzip in der Vegetationskunde und der Pflanzensoziologie, – ein Versuch –

Bernd Sauerwein

"Ich mag keine Prinzipien. Ich bevorzuge Vorurteile."
Oscar Wilde

"Die größte Schärfe des Denkens aber erfordern die Wissenschaften,
die es am meisten mit den Prinzipien zu tun haben;
denn schärferes Denken braucht man zu den abstrakteren Wissenschaften
als zu denen, die mehr konkret sind, "
Aristoteles

Das Thema des Symposiums "Prinzip, Regeln und Rezept" ist hoch gegriffen, denn die Begriffe sind nicht in alltagspraktischer Bedeutung mit durchaus weitem Bedeutungskanon gemeint, sondern, wie die Einladung (Lechenmayr & Volz 2013) mit dem ausführlichen Zitat aus Dagmar Kuhle's Arbeit (2004: 165-

168) zeigt, als begriffliche Werkzeuge zur erkenntnistheoretischen Analyse des Verstehens. Die Betrachtung dient nicht nur der Sezierung unserer planerischen wie vegetationskundlichen Konklusionen, sondern zielt besonders mit der Betrachtung des 'Prinzips' auf die implizit gegenwärtigen Grundlagen unseres planerischen wie vegetationskundlichen Selbstverständnisses, auf den 'tragenden Gedanken' (Kuhle 2004), auf den alles Weitere gestützt ist; also auf das, 'was uns're Welt im Innersten zusammen hält' (Goethe, Faust I). Das ist eine ziemlich theoretische, ja metatheoretische Betrachtung. Ich möchte mich daher – im Sinne Aristoteles – an der konkreten Wissenschaft der Vegetationskunde festhalten.

Vorbemerkung

'Prinzip' ist hier recht klassisch verstanden, als grundlegender Gedanke. Dies scheint im Widerspruch zu den Überlegungen Helmut Lührs (2013: 1-2) zu stehen. Er sieht das Prinzip "zwischen dem, was die Regel nicht erfasst, was aber in ihrem Gedankenstrom angelegt ist und ohne Kenntnis der Regel nicht erfasst werden kann." Die Konklusion oder die auf dem Prinzip beruhende Handlung erfolgt hiernach aus einem Gedankenstrom heraus, nach dem zum einen die Regeln sicher angewandt werden, zum anderen auch und gerade dort, wo sie nicht zutreffen, das 'Dazwischen' der Fälsche erschlossen werden kann. Dieser Gedankenstrom bezeichnet das Prinzip(!); die grundlegenden Gedanken, die die gesamte Betrachtung von vorurteilhaften Äußerungen, über vage Vermutungen bis hin zu reflektierten Konklusionen, festen Überzeugungen und tiefem Glauben zugehen sind. Ein Jeder und Eine Jede ist von der Gültigkeit des Prinzips, dem er oder sie folgt, tief überzeugt und richtet all seine Handlungen nach ihm. Das ist im Handeln so selbstverständlich, daß es nicht oder allenfalls nur scheinbar Thema wird bzw. werden kann. Deutlich ist dies bei der christlichen (und wohl auch bei anderen) Religion. Das Prinzip Gottes ist den Gläubigen in allen Lebensphasen, von der Wiege bis zur Bahre, zugehen und ebenso in allen Handlungen vom frommen Gebet bis hin zur schändlichen Sünde, wie dem 'Vögel' von Ministranten durch Pastoren. Ebenso ist es dem Gläubigen im wissenschaftlichen Disput präsent. Daher konnte Jahrtausende lang in brillanter Weise über Gott debattiert werden, ohne das Prinzip zu erkennen oder es gar in Frage zu stellen. Die, die es taten und tun, entlarven das Prinzip als Ideologie, was den Gläubigen natürlich unverständlich ist. Nahezu immer werden Prinzipien, denen im Denken und Handeln eine Gruppe von Menschen folgt, von denen die diesen nicht folgen und sie gar kritisch entlarven als Ideologie bezeichnet. Umgekehrt, umgekehrt: die, die ihnen folgen sind in fester Überzeugung oder tiefem Glauben von der Wahrheit der Prinzipien überzeugt, denn sonst wären Ihre Handlungen, von der Taufe bis zum Beerdigungsritual, vom Beten bis zum Beichten, sinnlos. Erst das Prinzip verleiht den Handlungen und Konklusionen Sinn. Daher ist die Kritik des Prinzips so schwerwiegend, weil sie an den Grundfesten des Gedankengebäudes nagt, nach dem die Anhänger des Prinzips, z.B. die Gläubigen, ihre Welt einrichteten. Kehren wir aber, in Erinnerung an Aristoteles, auf konkretes zurück, um das Abstraktere verstehen zu können.

Das Indizienparadigma – Das Prinzip der Vegetationskunde?

In der Vegetationskunde scheint das Prinzip, der "tragende Gedanke" (Kuhle 2004), klar:

Die Vegetation ist Indiz.

Dies jedenfalls könnte man dem Aufsatz Hülbusch (1986) zu den Grünlandgesellschaften in La Fontanelle/Vogesen entnehmen, läse man ihn oberflächlich. Gestützt auf Ginzburg (1983) weist Hülbusch nach, daß die Pflanzensoziologie, die zu diesem Zeitpunkt noch als synonyme Bezeichnung der Vegetationskunde verstanden wurde, auf dem Indizienparadigma beruht:

"Es ist zu betonen, daß die Pflanzensoziologie der BRAUN-BLANQUET / Zürich-Montpelliere-Schule insgesamt von der Koinzidenzmethode ausgeht, also eine Indizienwissenschaft ist, " (Hülbusch, K.H. 1986/1999: 114).

Diese Überlegungen wurden durch zahlreiche weitere Arbeiten bestätigt (z. B.: Gehlken 2000; Hard 1985; 1995; 1998; Klauck 2005; Lührs 1994; Sauerwein 1997; u.a.). Aber ist das Indizienparadigma der grundlegende Gedanke, das Prinzip der Vegetationskunde? Auffällig ist, daß es, wie Hülbusch selbst schreibt, auch in der 'klassischen' Pflanzensoziologie zugegen ist. Das Indizienparadigma trennt nicht die Disziplinen, sondern eint sie. Zudem ist das Indizienparadigma Grundlage zahlreicher weiterer Disziplinen. Die Betrachtung des Indizienparadigmas kann daher nicht zum Erkennen des 'großen Unterschiedes' (Hülbusch 2003) von Vegetationskunde und Pflanzensoziologie beitragen. Dieser ist prinzipiell andersartig.

Gleichwohl war die Betrachtung des den Disziplinen zugrunde liegenden Indizienparadigmatischen Anlaß, die unterschiedlichen Prinzipien der Vegetationskunde einerseits und der Pflanzensoziologie andererseits zu erkennen, da hierbei erstmals die Methode explizit zur Debatte gestellt wurde. Rückblickend werden hierdurch die Debatten auf den internationalen Symposien der internationalen Vereinigung für Vegetationskunde und unerschwingliche Widersprüche verständlicher; und letztlich auch, warum Oberdorfer (1995: 37) Tüxen nie verstanden hat.

Das Indizienparadigma

Ginzburg (1983) hat, wenn auch sicherlich nicht als erster, so doch in einem populären und verbreiteten Essay, auf das Indizienparadigma als grundlegendes Prinzip vieler Wissenschaften hingewiesen. Als Geschichtswissenschaftler war er mit dem Lesen und Deuten von Spuren, von Artefakt über Dokumente, wie narrativen Überlieferungen vertraut. Seine Untersuchung der Spur des Indizienparadigmas in der Geschichte der Wissenschaft, ja der Menschheit, ist daher zugleich eine Reflektion seiner Tätigkeit, wenngleich die Geschichtswissenschaft nur am Rande vorkommt, ist sie doch gegenwärtig. In der ersten deutschen Übersetzung (Ginzburg 1983) ist einleitend das weite Feld der Präsenz des Indizienparadigmas ebenso trefflich wie umfassend umrissen:

"Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli "

Ginzburg benennt zunächst die praktische Anwendung 'in der Jagd', dann – durchaus geschickt auf den Leser zielend – die populären Detektivromane in

denen die Spur zum Täter führt und schließlich die Anwendung des Indizienparadigmas in der Wissenschaft, der Psychoanalyse und Kunstgeschichte wobei er – wiederum geschickt – auf die Tatsache verweist, daß gänzlich unterschiedliche Disziplinen in Analogien voneinander lernen können, sofern sie auf dem Indizienparadigma beruhen und die jeweiligen indizienparadigmatischen Konklusionen als Vergleichsfälle verstehen.

Ginzburg sieht den Ursprung im archaischen Jägerwissen, Spuren deutend zu lesen. Wenngleich, wie Ginzburg schreibt, diese Geschichten narrativ spannend zu erzählen sind, verstanden m. E. bereits die Altpaläolithiker die auch Vegetation als Indiz, um beispielsweise Kult- und Lagerstätten zu wählen oder Sammelgründe zu finden. Das indizienparadigmatische Wissen ist bis in die Gegenwart präsent, immer wenn beispielsweise die Bedeutung von (Natur-) Phänomenen für das Tun, wie in der Bauerei, verstanden werden mußten¹⁷ Auch im Alltag ist das Prinzip immer allgegenwärtig, wenn beispielsweise jeder und jede das Verhalten an der Vegetation orientiert, in dem sie z.B. einen Trampelpfad nutzt oder auf einem Trockenrasen lagert oder die Herkunft eines Menschen an seiner Mundart bzw. seinen sozialen Stand an der Kleidung einschätzt.

Das Indizienparadigma, das all diesen alltagspraktischen Handlungen zugrunde lag, ist nie Thema. Hierzu besteht kein Anlaß, da die Zeichen/Spuren aus dem jeweiligem Handlungskontext eine Bedeutung ergeben, deren Wahrheit in der Handlung bestätigt wird. Die Anwendung ist 'Routine' und wird nach 'erlernten' und bewährten, da "erfolgreich praktizierten Rezepten" (Schütz 1971: 184), ausgeübt. Dabei ist das Indizienparadigma in den Handlungen verborgen.

Die Darlegung des indizienparadigmatischen Schlusses ist erst notwendig, wenn ein Beweis geführt werden muß; sei es, um selbst Sicherheit zu gewinnen, um andere zu Überzeugen oder um literarisch, wie Arthur Conan Doyle (1981) Sherlock Holmes, die Leser zu überraschen. In der unterschiedlichen Anwendung, vom Detektivroman über die Jägerei bis hin zur Psychoanalyse wird deutlich, daß das Indizienparadigma nie allein steht, sondern immer auf Bedeutungen bezogen ist, die es zu beweisen galt. Es wird, als Prinzip, unter gänzlich unterschiedlichen Themen angewandt, die wiederum eigenen Prinzipien folgen: beispielsweise unter den Prinzipien der Jägerei und Bauerei, unter den Prinzipien der Kunstwissenschaften und der Psychoanalyse, wie unter den Prinzipien der Pflanzensoziologie und Vegetationskunde.

Leicht kann man nun annehmen, daß das Indizienparadigma eine alltagspraktische wie in unterschiedlichen Wissenschaften verbreitete Methode ist, um Gewißheit zu erlangen (Peirce 1991). Jedoch beruhen auch Methoden auf Prinzipien.

¹⁷⁾ Erst in der Landwirtschaft, in der die Bedeutung des lokalen Naturmomentes gegenüber externen Betriebsmitteln an Bedeutung verlor (Lührs 1994), wurde dieses Wissen entaktualisiert.

"Jeder Schluß impliziert die Wahrheit eines allgemeinen Prinzips" (Peirce 1991: 52).

Die gemeine Verbreitung des Indizienparadigmas ist Indiz dafür, daß es einem universellen Prinzip folgt, das Grundlage unseres Verstehens der 'kleinen und der großen Welt' (Goethe, Faust I, II) ist. Es ist m. E. der

Sinnzusammenhang, in dem unsere Erfahrungen von Anfang an stehen" (Schütz 1971: 125; im Original kursiv).

und der, 'die Welt im Innersten zusammen hält' (Goethe, Faust I). Auf der Unterstellung eines Sinnzusammenhanges beruht der Schluß von der Spur/Indiz auf die nicht direkt erkennbaren Ursachen. Auch dieser beruht auf einem grundlegendem Prinzip, dem Prinzip, daß bei aller Unterschiedlichkeit der Dinge ein Vergleich möglich ist. Nicht nur Dinge können in Bezug zu den Ursachen, sondern auch die indizienparadigmatischen Konklusionen können vergleichend verstanden werden.

Alltagspraktisch ist die Ausführung des Prinzips den routinierten Handlungen implizit. In der Darlegung und Begründung von Konklusionen, dient das Indizienparadigma dazu, diesen Sinnzusammenhang (in durchaus unterschiedlichen Disziplinen und unter verschiedenen Prinzipien) aufzuzeigen. Hierbei bedingt es i.d.R. eine Abduktion, eines Schlusses von einem einzelnen Phänomen und bekannten bzw. unterstellten Regeln auf die Ursachen bzw. Bedeutung. Welche Indizien hierzu relevant sind, welche Regel angewandt werden könne und vor allem welche Art der Bedeutung erschlossen werden kann, ist durch das Prinzip des indizienparadigmatischen Verstehens nicht gegeben. Die Relevanz der Dinge entstammt ebenso wie die Konklusion der Relevanzstruktur (Schütz) der Interpreten. Selbst die gleichen Dinge/Spuren können durchaus unterschiedlich verstanden werden:

"Drei Leute gehen zusammen über ein Feld, bleiben auf einer Anhöhe stehen und blicken hinaus: der eine sieht die Möglichkeit wirtschaftlichen Handelns, der andre einen Schauplatz vergangener Geschichte, der dritte Gestaltungen, die ihn zum Zeichnen und Malen reizen" (Guardini 1944: 10-11).

Die Drei verstehen, wie wir gewöhnlich unterstellen, die gleiche Landschaft vor dem Hintergrund ihrer unterschiedlichen Absichten verschieden. Die konkreten Absichten, die offenbar sind, beruhen jedoch auf unterschiedlichen Prinzipien, denen die Drei folgen: dem (agra-)ökonomischen Prinzip, dem geschichtswissenschaftlichen Prinzip und dem ästhetischen Prinzip. Nicht nur beim Ausblick in die Landschaft sehen die drei Leute drei unterschiedliche Dinge, auch in ihrem ganzen Handeln werden die drei unterschiedlichen Prinzipien zu gegen sein.

Das Geniale des Indizienparadigmas besteht darin, daß dieser zunächst individuelle Schluß vom Anblick auf die Landschaft auf die 'Möglichkeiten' und '-Schauplätze' nachvollziehbar und erzählbar wird oder sein kann. Ähnlich der berühmten Geschichte der drei Kamele/Pferde mit tropfenden Wein-/Ölschläuchen, können die drei Leute, Leuten die ihren jeweiligen Prinzipien folgen, er-

klären, warum die Landschaft welche Möglichkeiten des ökonomischen Handelns bietet, warum, welche Schauplätze der Geschichte gesehen wurden und warum diese Landschaft wie zu welchem Malen reizte. Die Narration des Schlusses macht das Indizienparadigma für alle Wissenschaften relevant, die wie die Geschichtswissenschaft der Ginzburg zugehörig ist, von den erkennbaren Tatsachen auf die nicht direkt erkennbaren Ursachen schließen müssen. Jedoch ist der Schluß nur verständlich, wenn der Zuhörende den Prinzipien des Schließenden folgt. So kann der Künstler durchaus den Ausführungen des (Agrar-)Ökonomen folgen, weil dessen Erzählung ihn plausibel erscheint und zudem wenig an seiner ästhetischen Betrachtung der Landschaft ändert; einem Bauern jedoch können die landwirtschaft-agrarökonomischen Erklärungen unverständlich bleiben.

Diese prinzipiellen Widersprüche sind nicht Thema von Ginzburg. Er betrachtet als Geschichtswissenschaftler das Indizienparadigma vornehmlich an Beispielen aus den Humanwissenschaften, der Psychoanalyse, der Medizin, der Kunstwissenschaften. Das Paradigma ist als Prinzip jedoch ebenso in den originären Naturwissenschaften präsent (und letztlich bzw. zunächst, worauf auch Ginzburg hinweist, auch in mythologischen Vorstellungen).

Natur- und Humanwissenschaften

Bereits im alltagspraktischen Wissen dient das Prinzip des Indizienparadigmas zur Deutung von Naturphänomenen wie gesellschaftlichen Gegebenheiten. Indizienparadigmatisch macht es keinen Unterschied, ob von Wolken auf das kommende Wetter geschlossen oder von der Kleidung auf den Sozialstatus des Menschen. Gleichwohl muß bei den jeweiligen indizienparadigmatischen Schlüssen der jeweilige Kontext, als das Prinzip der Wissenschaft die das Indizienparadigma anwendet, beachtet werden, denn sonst würden biologistisch die Prinzipien von der Naturwissenschaft, hier der Wetterkunde, auf die Sozialwissenschaft übertragen.

In der Wissenschaft fand das Indizienparadigma neben der Medizin zunächst in Naturwissenschaften Anwendung.

Steno (1638–1686) hat die Geologie begründet, indem er Versteinerungen als Spuren las. Nach meiner bescheidenen Kenntnis der Naturwissenschaftsgeschichte begründete er zugleich die neuzeitlichen Naturwissenschaften. Denn Versteinerungen waren auch Steno bekannt und wurden Spur der Sintflut oder als Spur von GÖttes Handlungen gesehen. Die Betrachtungen beruhten zu meist auf scholastischer Textexegese antiker und mittelalterlicher christlicher Texte und weniger auf Naturbeobachtungen. Sie folgten dem Prinzip GÖttes. Steno folgte einem anderen Prinzip. Er wollte nicht mehr 'in Worten gramen', wie Goethe (Faust I) die Scholastik kritisiert. Er beobachtete, d. h. er folgte dem Prinzip verstehender Naturbeobachtung und führte zur Begründung seiner Beobachtungen das Indizienparadigma implizit in die Naturwissenschaften ein. Konkret auf seinen Gegenstand, die Geologie, bezogen, folgte er dem Prinzip der Sedimentation und geologischer Verwerfungen und somit der geschichtli-

chen Veränderung der Welt (Cutler 2003). Bereits hier war das Indizienparadigma zwar tragend für die Beweisführung. Die Konklusion des erdgeschichtlichen Wandels beruhte jedoch auf einem anderen Prinzip. Ebenso ist Darwins (1871) Evolutionstheorie, die, populär bekannt, an den Darwinfinken erläutert wird, auf dem Indizienparadigma begründet. Bei ansonsten weitgehend gleichem Körperbau sind die Schnäbel der Darwinfinken signifikant und signifikant zur Umwelt unterschiedlich. Hieraus schloß er zunächst linneisch auf Verwandtschaft und naturwissenschaftlich revolutionär auf evolutionäre Selektion. Wiederum ist dieser Schluß nicht durch das Indizienparadigma an sich gegeben. Unter dem Prinzip einer fixen Natur führte beispielsweise die Beschreibung der Darwinfinken lediglich zu einer systematischen Zu- oder Neuordnung der Geospizinae. Der Schluß auf die Evolution beruht auf einem anderen, neuen Prinzip, dem Prinzip natürlicher Veränderung resp. Entwicklung, der wiederum indizienparadigmatisch belegt wird. Auffällig ist, daß, obwohl beide Theorien zu einer völlig neuen Betrachtung der Welt führten, zeitgenössisch nicht die unterschiedlichen Prinzipien direkt zur Diskussion gestellt wurden, sondern die Begründung der neuen Prinzipien indirekt über die 'indizienparadigmatische' Darlegung der Konklusionen erfolgte, während die Kritiker ihre Kritik mit der Unvereinbarkeit der Schlußfolgerungen mit den alten Prinzipien begründeten, oft ohne diese konkret als solche zu benennen. Es scheint als sei auch später die nur implizite Debatte der Prinzipien eine Etikette der neuzeitlichen Wissenschaften.

Prinzip

Auch in der Pflanzensoziologie und Vegetationskunde waren weder das Indizienparadigma noch zugrunde liegende Prinzipien explizit Themen. Beide waren implizit in der Arbeit zugegen; im pflanzensoziologischen Verfahren, im Aufbau der Systematik wie in der Erarbeitung von Regeln etwa der soziologischen Progression oder Sukzessionsfolge. Die Darlegung des Prinzips ist auch nicht unbedingt notwendig, denn auch wenn das Prinzip nur vage bekannt ist, ja selbst wenn es nur unbewußt zugegen ist, können die Handlungen, Typisierungen, Systematisierungen ja Konklusionen, die aus ihm resultieren, durchaus stimmig sein. Deren Debatte ist eine gänzlich andere wie die Debatte oder Ergründung des 'grundlegenden Gedankens', des Prinzips.

Ich bin der Überzeugung, daß das Prinzip nicht logisch methodisch erschlossen, begründet oder abgeleitet werden kann. Dies geht jedenfalls nicht durch einen logischen Schluß, wie Dagmar Kuhle (2004: 167) schreibt:

"Methodisch ist der Schritt vom Einzelfall über die Regeln zum Prinzip allerdings immer wieder durch Typisierung und Systematisierung zu prüfen"

Dieser Schritt, eine Abduktion, führt vom Einzelfall über die Regel zu den Ursachen, d.h. zu allgemein gültigen Wahrheiten; er kann nicht zum Prinzip, auf dem diese Wahrheiten beruhen, vordringen.

Ähnlich unterstellen Heike Lechenmayr und Karl Heinrich Hülbusch (2013 briefl.) in der erweiterten Einladung zum Symposium, daß das Prinzip des Gärtners von den Regeln abzuleiten sei und fragen, um dies zu erhellen:

"Was sind die Regeln des Gärtnerns?
Welches Prinzip ist daraus abzuleiten?"

Damit implizieren sie eine Deduktion, die von den Regeln über – unterstellt – konkrete Fälle zum Prinzip führt. Aber auch dieser Schluß kann allenfalls dazu führen, die allgemeinen Grundlagen des Gärtnerns besser zu verstehen, nicht aber das Prinzip zu erkennen. Das erschlossene Prinzip, das für das Gärtnern wie für das Lehren, die Pädagogik und das Erziehen gelte, kommt dann auch äußerst holprig daher:

"[I]ch muß heute etwas tun, dessen Sinn erst noch erwachsen muss"

Das tut Mehdorn am Berliner Flughafen auch. Klar kann man nun das genannte 'Prinzip' geraderücken und ausführen, daß Mehdorn nicht weiß was er erwachsen lassen will. Dies verdeutlicht jedoch nur, daß mit dieser Überlegung das Prinzip allenfalls sehr, sehr vage benannt ist. M. E. ist das Prinzip des Gärtnerns Vertrauen, genauer ein tiefes Gottvertrauen. Atheistisch kann man es als Naturvertrauen bezeichnen, jedoch ist es nicht auf die Natur der Naturwissenschaften beschränkt, sondern schließt auch Soziales bis Autopsychologisches mit ein. Wenn man das "Gott" in Gottvertrauen nicht auf GOTT und den früheren inoffiziellen Juntamitarbeiter und jetzigen Stellvertreter bezieht, sondern als Verweis auf das Unbekannte, Unbewußte aber sicher Erahnte, daß neben dem sicher Bewußten den Handlungen zu Grunde liegt, ist das Prinzip mit Gottvertrauen m. E. trefflicher benannt (und sicher gegen Mehdorn und Konsorten abgegrenzt). Die gegenwärtigen Handlungen beruhen auf der Erfahrung der Vergangenheit und gehen mit der Zukunft 'schwanger' (Leibniz nach Schütz 1971: 127).

Das Gottvertrauen als (mögliches) Prinzip des Gärtnerns ist jedoch ebenso wie das Prinzip des 'Tuns, dessen Sinn noch erwachsen muß', nicht logisch aus den Regeln abzuleiten. Jedenfalls führt ein Schluß von Ansaatzeiten, Kultur dauern über Kulturarbeiten und Ernten etc. nicht zu diesen Prinzipien. Das Prinzip des Gärtnerns umfaßt all dieses und schließt ebenso die Hauswirtschaft wie die kulinarischen Vorlieben des Gärtnerns und den Garten als Freiraum oder (als Prinzip des Erwerbsgärtnerns) die Lagerung und den Verkauf, also neben dem naturbürtig Gegebenen Soziales, mit ein.

Aus logischen Schlüssen kann daher nicht das Prinzip abgeleitet werden. Schlüsse, wie die Deduktion Lechenmayr's & Hülbusch's (2013) oder die Abduktion Kuhle's, so geraten (Peirce nach Sebeok & Umiker-Sebeok 1979) sie sein mögen, beruhen auf einem zugrunde gelegten grundlegenden Gedanken, dem Prinzip. Da jeder Schluß auf einem die Wahrheit implizierenden Prinzip beruht (Peirce 1991: 52; vgl. auch: Kuhn 1988: 134), kann er nicht das Prinzip erschließen oder hinterfragen, da er ja gerade von diesem aus erfolgt. Hier gilt

es von außen, quasi mit einem zweiten Paß (Berger & Kellner 1984), auf das eigene Tun zu schauen. Wenn man innerhalb des Arbeitens die Frage ernsthaft stellt, gerät das gesamte Gedankengebäude ins Wanken, denn die Grundfeste müssen ausgegraben werden.

Ein Tausendfüßler war einst der Tänzerkönig unter den Tieren. Er konnte unglaublich gut tanzen. Jedes weibliche Tanztierchen war erpicht darauf, von ihm aufgefordert zu werden. Eines Tages frug eine Heuschrecke, nach dem sie mit ihm eine flotte Sohle aufs Parkett gelegt hatte, wie er so gut tanzen könne. Sie könne es überhaupt nicht fassen, daß er seine tausend Füße so rhythmisch gekonnt koordinieren könne. Er dachte nach und überlegte. Und fortan stolperte er nur noch über die Tanzfläche.

Daher kann man die Frage nach dem Prinzip, oder wie Kuhn (1988) es nennt, nach dem grundlegenden Paradigma, zwar stellen und bei allen beruflichen Fragen mit sich tragen, jedoch nicht zum Thema seiner Handlungen machen. Man verließ die Thematik seiner Profession und schaute aus anderer Perspektive auf sie. Das weitere Arbeiten, sofern es noch vonstatten ginge, wäre von falschen Zweifeln getragen, ob die Saat denn überhaupt auflebe, oder ob die zu erarbeiteten Konklusionen im Prinzip überhaupt wahr wären.

"Soweit sich der Forscher mit normaler Wissenschaft befaßt, ist er ein Rätsellöser, kein Paradigmen[- oder Prinzipien]prüfer" (Kuhn 1988: 155).

Das Prinzip kann m. E. nur ad hoc verstanden werden. Selbstverständlich muß man sich der Frage bewußt sein, es bedarf jedoch über die Kenntnis des routinierten Tuns hinaus eines äußeren Anlasses, der das routinierte Getane neu beleuchtet. Ist das Prinzip bekannt, ermöglicht die Kenntnis einen neuen Blick:

Phlogeston

"Priestley wie Scheele hatten den Sauerstoff dargestellt, wußten aber nicht, was sie unter der Hand hatten. Sie »blieben befangen in den «phlogistischen» Kategorien, wie sie sie vorfanden«. Das Element, das die ganze phlogistische Anschauung umstoßen und die Chemie revolutionieren sollte, war in ihrer Hand mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Aber Priestley hatte seine Entdeckung gleich darauf in Paris Lavoisier mitgeteilt, und Lavoisier untersuchte nun, an der Hand dieser neuen Tatsache, die ganze phlogistische Chemie, entdeckte erst, daß die neue Luftart ein neues chemisches Element war, daß in der Verbrennung nicht das geheimnisvolle Phlogeston aus dem verbrennenden Körper weggeht, sondern dieses neue Element sich mit dem Körper verbindet, und stellte so die ganze Chemie, die in ihrer phlogistischen Form auf dem Kopf gestanden, erst auf die Füße. Und wenn er auch nicht, wie er später behauptet, den Sauerstoff gleichzeitig mit den andern und unabhängig von ihnen dargestellt hat, so bleibt er dennoch der eigentliche Entdecker des Sauerstoffs gegenüber den beiden, die ihn bloß dargestellt haben, ohne auch nur zu ahnen, was sie dargestellt hatten" (Engels in MEW 24: 22).

..., Paradigmenwechsel veranlassen die Wissenschaftler tatsächlich, die Welt ihres Forschungsbereiches anders zu sehen." (Kuhn 1988: 123)

Das Altbekannte erscheint unter anderem Prinzip angeschaut im neuen Licht, auch wenn im bloßen Paradigmenwechsel die unterschiedlichen Prinzipien nicht erkannt werden.

Hülbuschs (1986) Aufsatz zu den Grünlandgesellschaften La Fontanelle's steht zu Beginn ein solchen Ansatzes zum Paradigmenwechsel in der Pflanzensoziologie, der letztlich zu Unterscheidung von Vegetationskunde einerseits und Pflanzensoziologie andererseits führt und so die Pflanzensoziologie als Vegetationskunde vom Kopf auf die Füße stellt. Seine Ausführungen gründen nicht auf einem logischen Schluß, etwa vom Fall der Grünlandgesellschaften in La Fontanelle über das Verfahren zum Beweis des Indizienparadigma in der Pflanzensoziologie. Ähnlich wie Steno und Darwin ihre Fälle belegen, sind dieser Schluß und die Beweisführung freilich in der Arbeit enthalten und bedeutend. Sie führen jedoch nicht in einen logischen Schluß, welcher Art er auch immer sei, zum Indizienparadigma. Hierfür war die Lektüre Ginzburg's (1998) wesentlich. Allein sie ermöglichte einen neuen aufhellenden Blick auf das sicher Gewußte, ähnlich wie Freud die Lektüre des kunstwissenschaftlichen Laien Morellis zu neuen Einsichten der Psychoanalyse führte. Auch dies, das Suchen nach Vergleichsfällen in benachbarten Disziplinen zeichnet einen Indizienwissenschaftler aus.

Vegetationskunde und Pflanzensoziologie

Mit der Beschreibung der 'Pflanzensoziologie' als Indizienwissenschaft wurde das, was immer in den Arbeiten implizit war, ausgesprochen bzw. niedergeschrieben. Erst hierdurch wurde es explizit debattierbar. Die Methode wurde nicht nur wie in den zahlreichen Arbeiten Tüxens als Grundlage des pflanzensoziologischen Arbeitens kritisch betrachtet, sondern selbst Gegenstand der Reflektion. Dies war dies die Voraussetzung, die impliziten Prinzipien der Vegetationskunde und der Pflanzensoziologie zu erkennen.

Von der Arbeit Ginzburg's (1998) geleitet, der das Indizienparadigma vornehmlich an Humanwissenschaften anlehnt, ordnet Hülbusch die von ihm damals noch als 'Pflanzensoziologie' beschriebene Wissenschaft den Humanwissenschaften zu.

"Erstens wollen wir darauf hinweisen, daß die Pflanzensoziologie weniger dem Wissenschaftstyp der Naturwissenschaften als dem Typus der semiotischen Indizienwissenschaften entspricht und deshalb wohl zu den Humanwissenschaften zu zählen ist und im Felde des "vermuteten Wissens" seine Stärke hat" (Hülbusch 1986: 114).

In dieser Zuordnung der 'klassischen Pflanzensoziologie' zu den Humanwissenschaften liegt die wesentliche Bedeutung der Arbeit. Das Indizienparadigma, dessen Erläuterung den Schwerpunkt der Arbeit bildet, wäre demnach darauf bezogen, über die Vegetation als Indiz das Wirken der Menschen humanwissenschaftlich zu verstehen. Die 'klassische Pflanzensoziologie' folgte somit implizit dem Prinzip, daß die Vegetation (Mitteleuropas) Ausdruck der 'menschlichen Geschichte der Natur' (Moscovici 1984) ist.

In dieser Schlichtheit ist es verkürzt und schlicht falsch. Natürlich wurde bereits in der Frühzeit der Pflanzensoziologie auf den menschlichen Einfluß auf die Vegetation hingewiesen (z. B.: Tüxen 1931: Urlandschaftsforschung), jedoch war ein anderes Prinzip in der pflanzensoziologischen Gemeinde verbreiteter: Das Prinzip der Natürlichkeit der Vegetation, nachdem auf die natürlichen Standortbedingungen der Vegetation und Vegetationsgenese indizienparadigmatisch geschlossen wurde. Traditionell ist Pflanzensoziologie durchaus und zu allererst eine Naturwissenschaft.

In der ersten Auflage der "Pflanzensoziologie" ordnet Braun-Blanquet die von ihm gegründete Wissenschaft explizit, Comte erwährend, der Biologie zu:

"Gegenüber dem Einzelwesen hat die Gesellschaft eine durchaus selbständige Existenz. / Von dieser philosophischen Grundlage ausgehend teilen wir die gesamte Biologie ein in:

Idiobiologie oder Lehre von den Einzelwesen und

Soziologie oder Lehre von den Organismengesellschaften.

Letztere zerfällt in die Gesellschaftslehre des Menschens (Soziologie im hergebrachten Sinne), die Zoosoziologie und die Phytosoziologie oder Pflanzensoziologie" (Braun-Blanquet 1928: 1).

Nicht nur die Pflanzensoziologie wird von Braun-Blanquet als Teildisziplin zur Biologie gestellt, sondern auch die Soziologie! Dies an entscheidender Stelle (sic!), in der Einleitung niedergeschrieben, zeugt von einem biologistischen Prinzip, dessen Bedeutung für die Pflanzensoziologie nur durch die allgemeine Verbreitung dieses Gedankens zu Beginn des 20. Jhdts., abgemildert wird. Dies relativiert es jedoch nicht hinsichtlich der Bedeutung für die Profession (vgl. Bäumlner 1990).

Innerhalb dieses Prinzips ist durchaus logisch, daß die Vergesellschaftung der Pflanzen als natürlich angesehen wird:

"Die Vergesellschaftung der Pflanzen (die Pflanzengesellschaft, die Vegetation) ist Ausdruck des Kampfes ums Dasein der einzelnen Pflanzen."

Denn:

"[u]neingeschränkt herrscht hier [im Pflanzenreich] der Kampf ums Dasein; er regiert direkt oder indirekt alle die unbewußten Äußerungen des sozialen Lebens der Pflanzen" (Braun-Blanquet 1928: 1).

Der Daseinskampf, der die Vergesellschaftung der Pflanzen prägt, wurde als naturgegeben betrachtet. Bezeichnenderweise widmet Braun-Blanquet 183 (55 %) von 330 Seiten der Beschreibung natürlicher Standortfaktoren, während der anthropogene Einfluß auf ganzen acht Seiten (2 % des Buchumfangs) abgehandelt wird. Dieses Prinzip ist auch frühen Arbeiten Tüxens, bekanntermaßen ein Schüler Braun-Blanquets, inhärent:

"Die Pflanzendecke der Erde ist fortwährenden Veränderungen unterworfen. Rascher, periodischer Wechsel der Jahreszeiten, langsam einsetzende, geringfügige, in den Wirkungen im Laufe der Jahrtausende jedoch gewaltige Verschiebungen des Klimas und der Beschaffenheit des Bodens, der wechselnde Einfluß der Tierwelt, und endlich das Auftreten des Menschen und seiner bewußten und unbewußten Wirkungen auf sein Wohnge-

biet lenken auch in der Pflanzenwelt den Kampf ums Dasein in bestimmte Bahnen" (Tüxen 1928: 363).

Auch wenn Tüxen hier bereits, disziplingeschichtlich früh, auf den Einfluß des Menschen hinweist und ihn zum Thema der Pflanzensoziologie macht, versteht er die Vegetation nicht als Indiz für die Tätigkeit des Menschen, sondern als Ausdruck des Daseinskampfes, dessen Bahnen vom Menschen gelenkt werden. (In diesem Verständnis gründen seine Arbeiten zum Naturschutz.) Seine späteren zahlreichen Arbeiten nach pflanzensoziologischem Verfahren und der Vegetationskunde von 1928 bis 1981 sind m. E. Ausdruck dafür, daß er spürte, daß etwas nicht stimmt. Jedoch kann die überaus gewissenhafte und von wirklichen Zweifeln getragene methodische Arbeit logisch nicht zu Kritik oder Erhellung des grundlegenden Prinzips vordringen, da sie eben auf diesem beruht. Obgleich immer darauf hinzielend, formuliert er nie explizit die Vegetation als Indiz menschlichen Tuns, also als Humanwissenschaft. Dies hätte freilich auch zum Bruch der pflanzensoziologischen Gemeinde, wie wir ihn spätestens seit 1986 kennen, geführt.

Indizienparadigma in der Pflanzensoziologie und Vegetationskunde

Bemerkenswert ist, daß lange Zeit Pflanzensoziologen mit prinzipiell unterschiedlichem Verstehen der Vegetation als Ausdruck der 'menschlichen Geschichte der Natur' (Moscovici 1984) wie als 'natürliche Natur' bei allen Widersprüchen durchaus fruchtbar zusammenarbeiten konnten und eine für beide Zwecke durchaus brauchbare Synsystematik erarbeiten konnten. Dies liegt m. E. daran, daß das Indizienparadigma in beiden Disziplinen zugegen ist.

Beide Prinzipien erforderten eine hinreichend genaue Abbildung des Gegenstandes, um einerseits die naturbürtigen Standortgegebenheiten sicher zu erschließen, wie die Wuchskraft und Dynamik der Bestände zu erkennen oder um andererseits diesen Einfluß des Menschen und der Geschichte zu erschließen.

Syntaxonomische Unterscheidungen wie beispielsweise des Arrhenatheretum salvietosum und des Arrhenatheretum typicum sind für beide plausibel und wesentlich und daher durchaus untereinander debattierbar. Während die einen, die wir heute als Pflanzensoziologen bezeichnen, auf die genaue Kennzeichnung des naturbürtigen Standortes schielen, ist diese Kenntnis für die anderen, die wir heute als Vegetationskundler bezeichnen, Voraussetzung des Verstehens der Bauerei.

Entsprechend wird das Verfahren unter den unterschiedlichen Prinzipien unterschiedlich angewandt und ist die Synsystematik durchaus verschieden.

So schreibt Oberdorfer, daß in der Synsystematik

"der Natur selbst inwohnender Maßstab floristischer Ähnlichkeit und Differenzierung" (Oberdorfer 1973: 236 nach Gehlken 2000: 309)

zum Ausdruck kommt. Er versteht die Synsystematik analog zur floristischen Systematik als Abbild der Natur. Folglich müssen innerhalb der 'natürlichen'

Ordnung Syntaxa wie Phytotaxa durch eindeutige Merkmale gekennzeichnet sein. Analog zum Blütenaufbau und zur Behaarung werden Kenn- und Charakterarten zu einem notwendigen Kennzeichen der Gesellschaft (Charakterartenlehre). Umgekehrt sind kennartenlose Gesellschaften, wie das Poo-Rumicetum, da ohne eindeutiges Merkmal, schlichtweg nicht existent. Auf diesem natürlichen Prinzip der Synsystematik resultiert auch die Analogie der soziologischen Nomenklaturregeln zur botanischen Taxonomie, die letztlich einen Holotypus zur gültigen Beschreibung verlangt (Weber, Moravec & Theurillat 2001).

Tüxen (1981) hat dies heftigst kritisiert, da hierdurch der vegetationskundliche Typusgedanke (der vom botanisch-taxonomischen durchaus verschieden ist) aufgehoben wird, denn die für die Charakterisierung des Typus notwendigen synthetischen Eigenschaften können in einem holotypischen Einzelfall nicht gegeben sein, das sie eben erst nach der Synthese ersichtlich sind. Auch verstand Tüxen die Systematik nicht als Abbildung der Natur, sondern als Hilfsmittel, die Vegetation zu verstehen, da

"allein die Zweckmäßigkeit unserer Gliederung und Ordnung, d.h. ihr Wert für vielseitige wissenschaftliche Erkenntnis uns für sichere Anwendung entscheidend ist" (Tüxen 1970: 149).

Obleich er die zentrale Figur in der deutschen pflanzensoziologischen Gemeinde war, blieben seine Hinweise, seine Interventionen und seine Kritik unverstanden. Sie konnten nicht verstanden werden, da die meisten Pflanzensoziologen dem natürlichen Prinzip folgten und er selbst die Differenzen nicht als prinzipiellen Unterschied erkannte. Daher blieb er in seiner logisch methodischen Kritik dem Prinzip der Natürlichkeit verhaftet und konnte nicht das seinen Arbeiten implizierte humanwissenschaftliche Prinzip darlegen.

Pflanzensoziologismus

Gehlken (2000) hat die dem Naturparadigma folgende Pflanzensoziologie zur Verdeutlichung des prinzipiellen Unterschieds heftigst als Pflanzensoziologismus kritisiert. Mit diesem Begriff ist zum Ausdruck gebracht, daß die Pflanzensoziologen zwar in Beschreibungen und tabellarischen Abbildungen dem Indizienparadigma folgen, dies jedoch nicht bis zum prägenden menschlichen Einfluß auf die Naturausstattung weiterdenken, sondern in der vermeintlichen Natürlichkeit der Vegetation stecken bleiben. Da sie dem Indizienparadigma folgen, sind auf das Naturmoment bezogen, die pflanzensoziologischen Beschreibungen auch vegetationskundlich plausibel. Daher können vegetationskundliche Arbeiten in der Beschreibung Bezug auf das vermeintlich natürliche System nehmen, um die naturbürtigen Standorte der Vegetation zu charakterisieren. Dies ist oftmals Voraussetzung um in lokaler Differenzierung ranglose oder fragmentarische Gesellschaften als die Folge menschlichen Wirkens zu verstehen.

Neueren 'pflanzensoziologischen' Arbeiten (Berg, Dengler & Abdank 2001) ist das Indizienparadigma abhanden gekommen. Da sie nicht mehr naturwissen-

schaftlich bestrebt sind, die Vegetation als Indiz des Standortes abzubilden, zerfleddern ihre Tabellen in unübersichtlicher Beliebigkeit. Ein Prinzip ist weder in der tabellarischen Darstellung noch in der Systematik und auch nicht in den literarischen Ausführungen erkennbar. Allenfalls könnte man sagen, sie bilden das naturschützerische Prinzip von der 'Vielfalt der Natur' ab. Es war jedoch auch gerade in der sich als biologische Disziplin erachtenden pflanzensoziologischen Absicht, die gegebene natürliche Vielfalt zu systematisieren, um als konkret beschriebene oder beschreibbare Indizien Schlüsse auf den vermeintlich natürlichen Standort zu ermöglichen. Dies ist in den pseudopflanzensoziologischen Arbeiten (Berg, Dengler & Abdank 2001) nicht mehr gegeben. Sie entbehren des Indizienparadigmas und sind daher für die Vegetationskunde wie für die klassische Pflanzensoziologie völlig unbrauchbar.

Der große Unterschied (Hülbusch 2003)

Die Gesellschaftsbeschreibungen der Pflanzensoziologie (Oberdorfer; Preising; etc.) sind hingegen für die Vegetationskunde durchaus brauchbar, da sie dem Indizienparadigma folgen. Ihre Konklusionen beruhen jedoch pflanzensoziologisch auf dem gänzlich anderen Prinzip der Natürlichkeit. Daher ist klar, daß die Mühen, die sich z.B. Gehlken (2000) macht, um tabellarisch anhand der Aufnahmen von Oberdorfer aufzuzeigen, daß das Polygonion durchaus in annuelle Trittpflanzengesellschaften (Polygono-Poetea) und staudische Trittrasen (Lolio-Plantagineta) zu trennen sei, vergebens sind, wenn sie darauf zielten, Oberdorfer oder andere Pflanzensoziologen zu überzeugen. Sie können dies nicht verstehen, da sie einem anderen Prinzip folgen. Innerhalb des Prinzips der Pflanzensoziologik selbst, ist das Polygonion wahr und bedarf keiner Nachfrage. Umgekehrt sind ebenso weder das Poo-Rumicetum noch die Lythro-Filipenduletea oder die Melamphyro-Holcetea pflanzensoziologisch akzeptiert. Die Mächtigkeit des Prinzips bzw. der ideologischen Vegetationsanschauung zeigt sich auch darin, daß selbst das Ranunculo-Agropyretum Tüxens, trotz vorgegebener hoher Achtung des 'Altmeisters' der Pflanzensoziologie, mangels Kennarten keine Akzeptanz findet.

Auch wenn das Verfahren penibel angewandt wird, kann die typisierte Gesellschaft und schon gar nicht die Konklusion die Anhänger des pflanzensoziologischen Prinzips überzeugen. Die Debatte ist fiktiv. Nur wenn sie, wie beispielsweise Lythro-Filipenduletea als 'eigenständiger Strukturtyp' (Burkart, Dierschke & al. 2004: 41) unter das pflanzensoziologische Prinzip der Natürlichkeit subsumiert werden kann, ist sie akzeptabel. Gleichwohl bleibt die Differenz bestehen. Die Lythro-Filipenduletea haben in der Vegetationskunde eine andere Bedeutung wie in der Pflanzensoziologik. Das vegetationskundliche Prinzip unter der die Klasse erarbeitet wurde, bleibt unverstanden, nur der beschriebene Gegenstand ist in das pflanzensoziologische Prinzip überführt.

Aufgrund eines prinzipiellen Unterschieds ist auch die Freiraumplanung für Grünplaner gänzlich unzugänglich. Auf Spaziergängen stimmt das unbedarfte

wie grünplanerische Publikum den freiraumplanerischen Ausführungen zu, jedoch oft ohne das Prinzip zu erkennen.

"Selbst wenn die Beispiele auf Anhieb einleuchtend sind, sind sie selbstredend nur Anlaß für den anstehenden Beweis" (Hülbusch 2003: 164)

Dieser Beweis ist nicht zu führen. Er setzt das freiraumplanerische Prinzip voraus. Für Grünplaner, die einem anderen Prinzip folgen, sind die Beweise völlig unverständlich, wengleich die Beispiele einleuchten. Wie die Pflanzensoziologen vegetationskundlich begründete Pflanzengesellschaften nicht verstehen können, können auch Grünplaner durch die Beispiele nicht überzeugt werden. Beide verstehen die Beispiele vor dem Hintergrund ihres Prinzips, d.h. sie fügen sie in ihr grünplanerisches (Sauerwein 2012) resp. pflanzensoziologisches Prinzip ein. Hierin haben sie jedoch eine gänzlich andere Bedeutung wie im freiraumplanerischen oder vegetationskundlichen Prinzip. Letztlich sind diese Debatten nur ideologisch fühlbar. Das Gegenüber muß im Wortsinne überzeugt werden. Er oder sie muß von ihrer grundlegenden Überzeugung zu einer neuen Überzeugung überwechseln. Der bewußte Wechsel ist nicht ohne tiefgreifende autpsychologische Krise möglich, da das bisherige Gedankengebäude, die die Ansicht bisher tragenden Gedanken, zusammenbrechen, oder er verläuft, wie von Kuhn (1988: 147ff) beschrieben, unbemerkt und damit für die Debatte unfruchtbar.

Umgekehrt ist die Schärfung des Blickes und die Kritik routiniert als Rezepte (Schütz 1971) angewandter Verfahren und Regeln nur innerhalb eines Prinzips möglich. Hierin besteht auch die eigentliche Qualität der Darlegung der eigenen Konklusionen im Hinblick auf das als Ideologie entlarvte alte Prinzip. Sie dienen nicht dazu dessen Anhänger zu überzeugen, sondern um selbst, vor dem Hintergrund des ungeprüften und unprüfaren Prinzips, besser zu verstehen.

Letztlich bleibt das Prinzip unbewiesen und damit Vorurteil, daß als Grundüberzeugung mit Vehemenz in allen Konklusionen zugegen ist.

"Prinzipien sind ein anderes Wort für Vorurteile."

Mark Twain, Rede auf einem Bankett des Royal Literary Fund, London, 4. Mai 1900;
Mark Twain's Speeches

Literatur

- Aristoteles (384-322) 2013: Metaphysik. Ta meta ta physika. kritische-politik (Hrg.)
<http://www.linke-buecher.de/texte/romane-etc/Aristoteles--Metaphysik.pdf>
- Bäumler, Äne 1990: NS-Biologie. 219 S. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft. Stuttgart.
- Berg, Christian, Dengler Jürgen & Abdank Anja 2001: Die Pflanzengesellschaften Mecklenburg-Vorpommerns und Ihre Gefährdung. Tabellenband. 341. S. Jena.
- Berger, Peter L. & Kellner Hansfried 1984: Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. 163 S. Frankfurt/M.
- Braun-Blanquet, J. 1928: Pflanzensoziologie. Grundzüge der Vegetationskunde. Biologische Studienbücher VII. 330 S. Berlin.

- Burkart, Michaele, Dierschke Hartmut, Hölzel Norbert, Nowak Bernd & Fartmann Thomas, 2004: Molinio-Arrhenatheretea (E1). Kulturgrasland und verwandte Vegetationstypen. Synopsis der Pflanzengesellschaften Deutschlands 9. 103 S. Göttingen.
- Cutler, Alan 2003: Die Muschel im Berg. Über Nicolaus Steno und die Anfänge der Geologie. 254 S. München.
- Darwin, Charles (1871, 1874) o.J.: Die Abstammung des Menschen. Reprint. 7772 S. München.
- Doyle, Arther Conan 1981: Sämtliche Sherlock Holmes Romane und Stories. Frankfurt/M, Berlin, Wien.
- Engels, Friedrich (1885)1970: Vorwort. in Das Kapital 2. Bd. in Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hg.): Marx Engels Werke 24: 7-26. Berlin.
- Gehlken, Bernd 2000: Klassenlotterie. Die Pflanzensoziologie zwischen Vegetationskundigkeit, Formalismus und Technokratie. Notizbuch der Kasseler Schule 55: 259-346. Kassel.
- Goethe, Johann Wolfgang v. 1808 Faust I.
- Goethe, Johann Wolfgang v. 1832 Faust II.
- Ginzburg, Carlo 1983: Spurensicherung. in dergl. (Hg.): Spurensicherungen: 61 97 Berlin.
- Ginzburg, Carlo, 1998: Indizien: Morelli, Freud und Sherlock Holmes. in Vogt, Jochen (Hg.): Der Kriminalroma: 274-296. München.
- Guardini, Romano 1944: Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins. 73 S. Tübingen, Stuttgart.
- Hard, Gerhard 1985: Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet. Klagenfurter Geographische Schriften (6): 29-52. Klagenfurt.
- Hard, Gerhard 1995: Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. Osnabrücker Studien zur Geographie 16. 198 S. Osnabrück.
- Hard, Gerhard 1998: Ruderalvegetation. Ökologie & Ethnoökologie, Ästhetik & "Schutz" Notizbuch der Kasseler Schule 49. 394 S. Kassel.
- Hülbusch, Karl-Heinrich 1986: Eine pflanzensoziologische "Spurensicherung" zur Geschichte eines Stücks Landschaft. Grünlandgesellschaften in LaFontenelle/Vogesen. Indikatoren des Verlaufs der Agrarproduktion. Landschaft und Stadt 18(2): 60-72. Stuttgart.
- Hülbusch, Karl-Heinrich 1999: Eine pflanzensoziologische "Spurensicherung" zur Geschichte eines Stücks Landschaft. Grünlandgesellschaften in La Fontanelle/Vogesen. Notizbuch der Kasseler Schule 53: 100-119. Kassel
- Hülbusch, Karl-Heinrich 2003: Grünplanung ist keine Freiraumplanung. Der große Unterschied. Notizbuch der Kasseler Schule 64: 163-194. Kassel.
- Hülbusch, Karl-Heinrich u. Lechenmayr, Heike 2013: Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen. Einladungsschreiben zum Symposium "Prinzip, Regel und Rezept" der AG Freiraum und Vegetation am 20.04.2013 in Hemeln. briefl. 17.03.2013
- Klauck, Eberhard-Johannes 2005: Die Forstpflanzengesellschaften des Hunsrücks im Lichte ihrer Wirtschaftsgeschichte. Notizbuch der Kasseler Schule. 69. 224 S. + Anhang. Kassel.
- Kuhle, Dagmar 2004: Prinzip und Regel - um den Sonderfall zu erschließen. Notizbuch der Kasseler Schule 58: 165-168. Kassel.
- Kuhn, Thomas S., 1988: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 239 S. Frankfurt/M.
- Lührs, Helmut 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der GrasAckerBrachen. Notizbuch der Kasseler Schule. 32. 210 S. + Anhang. Kassel.
- Lührs, Helmut 2013: Glauben noch viele Erwachsene an den Weihnachtsmann? Anmerkungen zu 'Regeln, Prinzip und Rezept' anlässlich des Symposiums der AG Freiraum und Vegetation 2012, Mskr. 2 Seiten, o.O.

- Moscovici, Serge 1984: Versuch über die menschliche Geschichte der Natur. 565 S. Nördlingen.
- Lechenmayr, Heike & Volz, Hannes 2013: Einladung zum Symposium "Prinzip, Regel und Rezept" der AG Freiraum und Vegetation am 20.04.2013 in Hemeln. 5 S. in diesem NB.
- Oberdorfer, Erich 1973 zitiert nach Gehlken 2000.
- Oberdorfer, Erich 1995: Lebenserinnerungen des Pflanzensoziologen E.O. 94 S. Stuttgart.
- Peirce, Charles S., 1991: Einige Konsequenzen aus vier Unvermögen. in Apel, Karl-Otto (Hg.): Charles S. Peirce: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. 13-39. Suhrkamp Taschenbuch. Frankfurt/M.
- Sauerwein, Bernd 1997: "Das Geheimnis um Marie Rogêt" Überlegungen zum vegetationskundigen Verstehen. Notizbuch der Kasseler Schule 46: 195-215. Kassel.
- Sauerwein, Bernd 2012: Eine ordentliche Stadt für ordentliche Bürger oder aufgeräumte Freiräume für die Leut'. Vortrag auf dem Symposium 2012. Mskr. zur Veröffentlichung in den Notizbüchern der Kasseler Schule vorgesehen.
- Schütz, Alfred 1971: Das Problem der Relevanz. 234 S. Frankfurt/M.
- Sebeok, Thomas A. & Umiker-Sebeok Jean 19(79)89: "Sie kennen ja meine Methode." Ein Vergleich von Charles S. Peirce und Sherlock Holmes. in Vogt Jochen (Hg.): Der Kriminalroman. Poetik, Theorie, Geschichte: 297-321. München. (zuerst: "You Know My Method": A Juxtaposition of Charles S. Pierce and Sherlock Holmes. Semiotica 26: 203-250.)
- Twain, Mark 1900: Rede auf einem Bankett des Royal Literary Fund, London, 4. Mai 1900; in Twain, Mark: Mark Twain's Speeches. Widger, David (Hrg.). Projekt Gutenberg_'S Mark Twain Speeches. <http://www.gutenberg.org/files/3188/3188-h/3188-h.htm>. Bearbeitungsstand 30.10.2012.
- Tüxen, Reinhold 1928: Pflanzenwelt und Mensch in Niedersachsen. Die Tide. Norddeutsche Heimatblätter 1928: 363-369.
- Tüxen, Reinhold 1928: Vegetationsstudien im nordwestdeutschen Flachland. I. Über die Vegetation der nordwestdeutschen Binnendünen. Jahresbericht der geographischen Gesellschaft Hannover 1928: 71-93.
- Tüxen, Reinhold 1931: Grundlagen der Urlandschaftsforschung. Ein Beitrag zur Erforschung der Geschichte der anthropogenen Beeinflussung der Vegetation Mitteleuropas. Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 8: 59-105. Hildesheim.
- Tüxen, Reinhold 1970: Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft. Miscellaneous Papers 5: 141-159. Wageningen.
- Tüxen, Reinhold 1981: Lemneta minoris. Prodromus der europäischen Pflanzengesellschaften 4 Lfg. 141 S. Vaduz.
- Weber, H. E., J. Moravec & J.Ü. Theurillat 2001: Internationaler Code der Pflanzensoziologischen Nomenklatur (ICPN). Synopsis der Pflanzengesellschaften Deutschlands. Sonderheft 1. 61 S. Göttingen.
- Wilde, Oscar: (1894)1986: (An Ideal Husband) Ein idealer Gatte. übersetzt von Kohlmayer, Rainer. 151 Seiten. Stuttgart.

Wenn dem Rezept die Regel verloren geht

Karl Heinrich Hülbusch

„Die Frage ist immer, ob wir die Regeln beherrschen, mit denen wir uns die Welt handlicher (nicht aber komplizierter) zu machen wünschen, oder ob die Regeln uns beherrschen. Es geschieht ja oft beim Einzelnen wie bei Gruppen, daß der Buchstabe des Gesetzes den Geist tötet, aus dem er geschaffen wurde...“ (Erikson, E.H- 1959/ 1991: 85),

weil das Prinzip im Schema verlorenging. Denn das Prinzip, den Sinn, die Absichten immer wieder zu befragen und zu versichern, macht viel Mühe und wird gern als Theorie oder Prinzipienreiterei (eine der vielen) verschrien. Nicht nur weil ungern über das Prinzip verhandelt wird, weil es Zeit benötigt, sondern weil sowohl die Wertneutralität wie die Wertgebungen erörtert, dargelegt werden müssen. Immer wieder und immer von klein auf als Schutz vor Dogmatismus und Schematismus, sowohl auf der Ebene der Interpretation wie bei der Gegenstandsabbildung. Das ‚Prinzip‘ ist der Gedanke, die Absicht in der Herstellung eines Handwerkszeugs. Die Erfahrung im Gebrauch hat die Werkzeuge und das tägliche Tun vervollkommenet, so weit, dass die Gedanken zuerst noch mitgedacht werden, dann in der Regel noch enthalten ist, bis der Gedanke im Rezept so verkürzt wird, dass die Zeit der schematischen Anwendung bis zur willkürlichen Veränderung, des zufälligen, nicht weit ist.

Nehmen wir z.B. die Beiträge von S. Heinzen und H. Schwarze zur Pflege von Gehölzen, die unter dem Kapitel ‚Regeln‘ vorgetragen werden. Gärtnerisch mit dem Blick des Handwerkers als Auftragnehmer betrachtet, könnte die Zuordnung stimmen. Muss ich nicht aber den Auftrag auf den Sinn hin prüfen - immer wieder? Oder kann ich mit einer Ausführung nach Prüfungsverfahren, wie das für AKWs so schön heißt, gemäß dem ‚Stand von Wissenschaft und Technik‘ (bzw. lobbyistischer Propaganda - siehe Baumchirurgie) zufrieden sein und ruhigen Gewissens meinem Gewerk nachgehen. In einem Angebot ist das vielleicht zu viel hergemacht. Und selbst da ist eine Anmerkung dazu nötig, damit das Prinzip zum Auftrag geprüft und geklärt wird. So gilt z.B. für jede Art des Gehölzschnitts die Absicht einer Ernte. Sie könnte -kurz gesagt- als Prinzip erhalten. Wenn die Ernte nicht aus Holz oder Laub besteht, sondern aus einer früher nur nebenher wahrgenommenen Wirkung, muss die Herkunft der Regeln dargelegt werden. Denn u.E. ist der kritisierte Schematismus darin zu erklären, dass es am Ende doch egal ist, was und wie man's tut.

Die ‚Dicken Linden‘, d.h. die ‚Restauration‘ alter Bäume geht zurück auf die Anfänge der Baumchirurgie und die massenhafte Beseitigung von Stadt- und Straßenbäumen Mitte/Ende der sechziger Jahre. Grothaus, Hard et al. (1988/ 1996) haben die Folgen ohne Ansehen der Herkunft kritisiert. Das geht so, weil die Prognosen der Experten mit den Folgen unmittelbar verglichen werden können. Wenn wir also offensiv an solchen Aufträgen beteiligt sind, müssen wir die Begründungen der beteiligten Personen verhandeln. In H. Lührs Beitrag gilt

die ‚Regel‘: ‚Alle Menschen sind sterblich‘ eben auch für Bäume: ein Naturgesetz für alle Lebewesen, das durch Nachkommen aufgehoben wird, damit die Gattung weiterbesteht. Neben der Herkunft des selbstverständlichen Tuns ist das Moment der Restauration, der historischen Wichtigkeit zu bedenken, die ein reales Ornament ist, von dem Th. W. Adorno (1960/ 1967: 31) schreibt:

„Real verlorene Tradition ist nicht ästhetisch zu surrogieren. Eben das tut die bürgerliche Gesellschaft. (...) Je weniger ihr Prinzip duldet, was ihm nicht gleicht, desto eifriger beruft es sich auf Tradition und zitiert, was dann von außen, als ‚Wert‘ erscheint. (...)

Will aber das Bestehende in solcher Irrationalität rational sich rechtfertigen, so muß es Sukkurs suchen bei eben dem Irrationalen, das es ausrottet, bei der Tradition, die doch ein Unwillkürliches, dem Zugriff sich entzieht, falsch wird durch den Appell. Die Gesellschaft appliziert sie planvoll als Kitt, in der Kunst hält sie her als verordneter Trost, (...).“ (ebd.)

Der Auftrag an die Gärtnerin bleibt derselbe und ist dennoch ein anderer, weil die Verwahrlosung durch unbedingte Erhaltung des Monuments erkennbar wird und nicht einfach nur so ein handwerklicher Fehler bleibt. Denn alles, was uns heute handwerklich bekannt ist, war es auch schon vor 30, 40, 50, 60 Jahren. Rezepte sind Schemata wie zum Kochen oder Backen oder auch die von H. Schwarze zitierte ‚ZTV-Baumpflege 2010‘, die allesamt die Funktion einer Versicherungspolice haben: wenn man sich danach richtet, kann man nichts falsch gemacht haben. Das Rezept der MedizinerIn dagegen gibt dem Apotheker eine Anordnung zur Zubereitung eines Medikaments, für dessen Anwendung die MedizinerIn verantwortlich und zuständig bleibt. H. Lührs faßt das zusammen:

„Wer keine Regeln kennt, dem bleiben am Ende nur Rezepte, und wer nur nach Rezepten kochen kann, der kriegt nichts Leckeres auf den Tisch.“

Das macht klar: Leute, die Rezepte verfassen, wollen für die Verwendung die Verantwortung übernehmen und Leute kennen, die eine Anordnung korrekt ausführen können. ‚Den Geist der Köchin‘ finden wir mit Rezepten nicht. Die Behauptung von H. Lührs, daß

‚logische Schlußfolgerungen weder Prinzipien kennen‘,

um es dann

‚zwischen Induktion und Deduktion anzusiedeln‘, ‚was im Gedankenstrom der Regel angelegt ist‘,

ist nicht überzeugend; außer wir nehmen das als Prinzip, weil Induktion und Deduktion Geschichten erzählen müssen.

Naturgesetze können wir auf die Folgen für das Leben befragen -z.B. wenn ich sterbe-, weil Tatsachen keine Regeln sind. Das Prinzip, selbst wenn es bei Pierce nicht explizit aufgeführt ist, ist der rote Faden Pierce’s Nachdenken, den er für selbstverständlich hält. Die Verteufelung des Rezeptes will B. Gehlken aufheben, indem er wie selbstverständlich den Rückgriff auf Regel und Prinzip, die Prüfinstanzen, voraussetzt. Selbst das Regelwerk ZTV-Baumpflege

schreckt nicht vor der Vereinnahmung zurück und macht aus dem Schema nicht erst ein Rezept, sondern gleich eine Regel. Ein Rezept, eine Anordnung wie vom Apotheker oder der PflegerIn im Krankenhaus erwartet, setzt voraus, dass die Ausführenden den Sinn (das Prinzip) verstehen. Deshalb kann Unkundigen kein Rezept an die Hand gegeben werden. Neuferts Bauentwurfslehre ist weder ein Rezept noch ein Regelwerk, noch eine Versammlung von Schemata, sondern die simple und praktische Sammlung von Maßen und Abmessungen, wie die Tatsache, dass wir alle sterben. Das Rezept zu retten fällt leicht, wenn ich Prinzip und Regel zu Sekundanten erhebe und verantwortlich mache.

Sagen wir mal so: Prinzip und Regel sind generalisierte, gemeine Einsichten. Das Rezept ist nur als personaler Lehrsatz, Schlußfolgerung, Anordnung gefeilt vor Schematismus und Leitbild, die den Gedanken, die ‚Logik des Verfahrens‘ (Panofsky in Bourdieu) ersetzen sollen. Und das geschieht immer, wenn die Verwendung des Rezeptes nicht über Regel und Prinzip geprüft wird. Das gilt selbst für einfache Anweisungen, wie die Durchführung einer Vegetationsaufnahme oder die Bearbeitung einer Tabelle, bei denen gerne die ‚unfertigen Wege‘ auf ‚fertigen Umwegen‘ umgangen werden (s. Lührs, H. 1988; Hülbusch, K.H. und Petzinger, R. 1988).

Die Perfektion des Schemas ist das ‚Idealbild‘ - genau das Gegenteil des Prinzips-, für das eine fiktive Wirklichkeit erfunden wird, nach der dann die Wirklichkeit nicht nur hergestellt, sondern auch wahrgenommen werden soll (s. Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/84). Lassen wir den traurigen Schluß zum Schema und Idealbild weg und kommen noch mal auf das Rezept zurück, von dem B. Gehlken feststellt, dass ähnlich wie beim Experiment (s. Gehlen, A. 1957/1968) die Wiederholbarkeit charakteristisch ist. Das Experiment geht von physikalisch-chemischen Gesetzmäßigkeiten aus, die zur Herstellung und Produktion von Stoffen und Materialien nach der chemischen Konstitution analysiert und bekannt sind. Die Wiederholung gehört zur Herstellung standardisierter Materialien wie z.B. nach den Rezepturen des DAB -Deutschen Arzneimittelbuchs für phytotherapeutische Heilmittel, gilt also für zubereitete Produkte, bei denen die daran geknüpfte Erfahrung von den Verbrauchern/ Anwendern gehütet wird. Der Verkauf von Kochrezepten dagegen täuscht Wiederholbarkeit nur vor. Zum Titel ‚Die Parameter des Rühreis‘ hat Jürgen Dahl (1977) vom ‚Geist der Köchin‘ geschrieben, nach dem durch Wissen und Erfahrung die im Rezept unbestimmte Menge und Konsistenz den Geschmack des Rühreis erst verbürgen. Und dafür muß die Köchin nur die Regeln gelernt haben und vom Kaiserschmarrn bis zum Eierstipp kennen. Denn das Prinzip hat einen langen Weg bis dahin, weil es die Zubereitung der menschlichen Nahrung vom Verzehr und dessen Wirkung her zu bedenken gilt. Das Prinzip kann zusammengefasst heißen: ‚schmackhaft, sättigend, bekömmlich‘, was den verschiedenen Ausführungen des Apfelkuchens eine nicht alltägliche Sonderstellung gibt. Diese aufzuheben ist z.B. das Interesse der Backwarenindustrie, damit die Allzeitverfügbarkeit den Jederzeitkonsum zur Folge hat. Rezeptbücher zum Kochen und

Backen sind fast nur Geldschneiderei. Ein guter Bäcker und Konditor weiß von der Zubereitung der gebackenen Nahrung viel mehr als einen industriellen Food-Designer interessiert. Gerade deshalb ist in seiner Arbeit, für die Rezepte den kleinsten Teil ausmachen, das Prinzip als Hintergrund immer anwesend, damit die Regeln und vor allem die routinierte Anwendung der Regel in Zahl, Maß, Zeit etc. immer geprüft werden kann. Die Finesse eines Rezepts kann nur eine Dekoration sein. Denn die Maßgabe, dass der Teig dann gut sei, wenn er Blasen wirft oder die 1-2-3-Regel, sind juristisch betrachtet unbestimmte Größen und als erfahrungsgemäße Regeln für die Herstellung zu sehen.

Wir haben den Rezeptbüchern von FLL, FGSV -die DIN-Normen sind eine technische Vereinbarung wie die Medikamente nach Dt. Arzneibuch oder Homöop. Arzneibuch- noch Ellenbergs Zeigerzahlen an die Seite zu stellen. Bei ihnen wird besonders deutlich, dass die Funktion technischer Rezeptbücher - die Nutzer entmündigen: von Kenntnis, Erfahrung, Beobachtung und vor allem der Verantwortung. Es ist alles richtig gerechnet und so nach Vorschrift juristisch abgesichert.

Auch zu Christopher Alexander nicht. Sein Spruch „The city is not a tree“ würden wir beantworten mit der Behauptung ‚The city is not a pattern‘ also kein Puzzle. Warum aber ein Pattern-Quartett eine Mustersprache genannt wird, entzieht sich unserer Einsicht. Die Litfaßsäule und andere Interieurs zur Bushaltestelle sind doch lächerlich, wenn der Bus irgendwo überhaupt hält. Nicht alle Leute können und wollen am Boulevard XY leben. Und die's wollen oder können kriegen's geboten – nicht wegen der ‚pattern‘ sondern wegen der Verkaufsmöglichkeiten, die jeden größeren Bahnhof in eine Frittenbude umgemodelt haben.

Der Beitrag von F. Lorberg beschließt das Rezept der Mustersprache, indem er Schulze-Naumburg unterlegt, statt Camillo Sitte, dem frühen Vorgänger der dekorativen Stadtmöblierung, der z.B. Bäume nur der Dekoration wegen pflanzt und das Stadtgrün der Grünplaner wunderbar findet. Wir vermuten, dass sowohl der BäckerIn wie der PlanerIn der Schematismus untergeschoben werden, um Chr. Alexanders Schemaskizzen zum Rezept zu erheben, auch wenn die Regeln und das Prinzip – die Interpretation, der Sinn, der in den Regeln zu erkennen ist, fehlen.

Aus Prinzip

Das Rezept setzt für die Anwendung Kundige voraus, die über den ‚Geist der Köchin‘ verfügen. Rezepte, mit denen Unkundige eine Fertigkeit vorgegaukelt wird, sind Scharlatanerie und Beutelschneiderei. Wenn dann Leute mit der Formel auftreten: ‚das machen wir aus Prinzip so‘, verkünden sie eine formalistische Anordnung oder einen Schematismus, zu dem K. Tucholsky eine Antwort parat hat:

„Laß dir von keinem Fachmann imponieren, der dir erzählt: ‚Lieber Freund, das mache ich schon seit 20 Jahren so!‘ – Man kann eine Sache auch zwanzig Jahre falsch machen“ (1932/1990:83).

Ein ‚Prinzip‘ ist nicht durch Berufung auf einen Beweis durch Dauer zu begründen, sondern kann nur erzählend vorgetragen werden. Wie J. Berger in der ‚Geschichte für Äsop‘ den Sinn des Geschichtenerzählens mit Äsops Schlussfolgerung: ‚die Moral von der Geschicht‘, beschließt. Das Prinzip, im Sinne von Verständnis, wird in einer Deutung, Erklärung, Erzählung, Schlußfolgerung in Bezug zu einer Geschichte, wie sie in allen uns umgebenden Dingen, Gegenständen, Gelegenheiten niedergeschrieben ist, formuliert. Deshalb lesen Vegetationskundler pflanzensoziologische Tabellen geschichtlich,

„beginnen bei den Wirkungen, um zu den Ursachen vorzudringen, auch dort, wo andere Menschen weder Ursache noch Wirkung sehen.“ (Balzac, H. de 1845/ 1997: 95)

Sorgfältige systematisch durchgeführte Gegenstandsabbildungen und Gegenstandstypisierungen setzen ein Prinzip bzw. eine Grundannahme zum Verhältnis von Wirkung und Ursache voraus, das z.B. bei Chr. Alexander völlig fehlt. Denn das ‚Prinzip‘, irgendein Schema des Siedlungsgrundrisses zu favorisieren, führt zu keiner Geschichte sondern die Erfahrung und Beobachtung der Wirkungen eines Siedlungsgrundrisses für das (soziale) Alltagsleben läßt Geschichten erzählen.

Man kann aber auch von einem Fall ausgehen und –wie Berger und Kellner (1981/ 1984: 30) schreiben- wenn ich,

„... in meiner Rolle des Soziologen (hier der Freiraum- und LandschaftsplanerIn / Anm. d. Verf.) die Situation interpretiere, ist in meinem Geist die gesamte Disziplin (...) unsichtbar präsent –sozusagen als stiller Partner in der Situation. Als ausgebildeter Soziologe (Freiraum- und LandschaftsplanerIn /Anm.d.Vorf.) kann ich mich eines großen Wissensvorrats bedienen, (...). Mit anderen Worten, der ganze Wissensvorrat steht mir zur Verfügung,...”

wenn ich ihn kenne und ihn nicht absichtsvoll oder leichtfertig verfälsche. Es ist also erforderlich das Gedächtnis der ‚Disziplin zu kennen und systematisch zu übersehen und eine Geschichte dazu erzählen zu können. Dürers ‚Rasenstück‘ ist die erste Vegetationsaufnahme eines *Lolio-Cynosoretum plantaginetosum mediae*, das genau die Geschichte erzählt, die wir von einer sorgfältig gehüteten Dauer- oder Umtriebsweide der frischen Ausbildung der Weidelgras-Weißklee-Weide auf basenreichem Kalkbraunlehm zu erzählen hätten. Der Maler erzählt eine Geschichte mit seinem Bild, zu der wir die ‚Moral von der Geschicht‘ aufschreiben könnten, ohne Zeitgenossen zu sein oder den Maler zu befragen. Was die Abbildung des Rasenstücks angeht: wer hätte sich nicht schon mal eine ReisemalerIn gewünscht, die eine Pflanzengesellschaft á la Dürer abbildet, statt der chiffrierten Zahlen des abstrakten Bildes von Aufnahmen und Tabellen. Das Gemälde über die Schönheit hinaus liest nur eine Bäuerin oder eine Vegetationskundige als Weide. Bei Dürers Aquarellen von Land-

schaften dagegen ist nicht abzusehen, wie viel Bildung und Geschmack mitgewirkt haben.

Die Beiträge unter der Überschrift ‚Prinzip‘ gehen von einem Fall, ihrem Rasenstück, aus, zu dem der ‚Wissensvorrat‘, die ‚vorgeleistete Arbeit‘ zur Abbildung und Deutung zusammengetragen wird. Das ‚Prinzip reist in ‚Geschichten‘ schreiben Dagmar Kuhle. Es ist nicht mit einem Begriff, einer Behauptung getan. J. Berger, K. Tucholsky, Alain u.v.a. erzählen Geschichten. Nicht immer, formulieren sie die ‚Moral von der Geschichte‘ und überlassen es der Lesern, diese zwischen die Zeilen zu schreiben. Das ‚Prinzip‘ ist nicht definitiv zu bestimmen, was jedem Experten unerträglich ist. Woran soll man sich dann halten? Hier schlägt die ‚elastische Härte des Indizienparadigmas‘ (s. Ginzburg) unbarmherzig auf Wissenschaftsgläubige ein, weil ‚Spürsinn, Augenmaß und Intuition‘ ihnen nicht geheuer sind. Allein schon, dass die Beiträge unter dem Motto ‚Prinzip‘ genau dieses nicht oder ohne Exhibition darlegen, in der Erzählung unterbringen. Wie auch die Tatsache, dass der Gegenstand –das Beispiel– der Fall einem Typus gleich verhandelt und eine Geschichte dazu erzählt wird. In Helmut Böse-Vetters ‚Strassenstück‘ wimmelt es Prinzipien. Da ist einmal das Prinzip des gleichen, gleichwertigen Zugangs zur Straße trotz verschiedener Lage der Hausparzellen im Siedlungsgrundriß (siehe PlanerInnenseminar ‚Der Stil der Ökonomie‘ 1995). Dann das Mißverständnis der Bürgerbeteiligung, bei dem Verwaltung und Planer ihre Verantwortung abgeben und durch entwerferische Vorurteile ersetzen lassen, die in der Propaganda verbreitet werden und so dafür sorgt, daß das Votum die unauffälligen Nutzungen durch Dekoration weggegrünt und die kommunalen Freiräume aufgehoben werden. Das Prinzip dazu heißt: kommunale Freiräume können nur unauffällig und ohne großes Aufheben erhalten werden, weil alle offiziellen Kommentare von demonstrativer Vergeudung beherrscht werden. Das Prinzip der Kommunalität des Freiraums, des gemeinen Gebrauchs von Wegen, Straßen, Plätzen ist aufgehoben worden.

Hülbusch und Gehlken nehmen Gegenstandsabbildungen zum Fall, die Entwurfsabsichten gemäß zugerichtet wurden, damit die Wirklichkeit dann daran gemessen werden kann. Das Konstrukt ähnelt dem übersehenen Gebrauch, wird aber absichtsvoll manipuliert. Das akademische Verfahren der äußerst gewissenhaften Gegenstandsabbildung ist hier zugunsten des vorweg definierten Ergebnisses, also der sonst kritisch durchgeführten Interpretation, manipuliert. Was beim Waldrand besonders erfolgreich gelingt, weil es da wegen –von wegen– der Anwesenheit des Menschen keinen richtigen gibt, was selbstverständlich gegen die Wirklichkeit spricht. Hier wird das Prinzip der Methode, ‚die Logik des Verfahrens‘ dargelegt, wie es G. Hard (1996 in Notizbuch 40) an einer Textmanipulation von Gröning und Wolschke-Buhlman (1986) durchgeführt hat. Was mit sehr viel Mühe verbunden ist, weil die subtil versteckten Tricks aufgestöbert werden müssen. Der Gegenstand ist hier nicht so wichtig, ist nur ein Fall, weil die Redlichkeit und Angemessenheit wissenschaftlicher Tätigkeit zur Frage steht.

„Das Ziel (nicht nur, Anm.d.V.) der soziologischen Interpretation besteht darin, diese Bedeutungen (menschlicher Situationen / Anm. d. V.) klarer «herauszuarbeiten» (...). Um uns der Sprache von Schütz zu bedienen, soziologische Konzepte sind Konstrukte zweiter Ordnung (die Konstrukte erster Ordnung sind natürlich Typifizierungen, die der Soziologie (u.a. /Anm.d.V.) in der Situation bereits vorfindet). Mit den Worten von Weber müssen soziologische Konzepte sinnadäquat sein – das heißt, sie müssen in verständlicher Beziehung zu den sinnvollen Intentionen der Akteure in der Situation stehen.“ (Berger, P.L. und Kellner, H. 1981/1984: 41)

B. Sauerwein nennt im ersten Satz das Prinzip einen grundlegenden Gedanken und endet im letzten mit einem Zitat von Mark Twain

„Prinzipien sind ein anderes Wort für Vorurteil“

Die ‚Grundannahme‘ ist als These für eine Untersuchung immer auch ein ‚Vorurteil‘, die –das ist eine Voraussetzung– ‚wertneutral‘ ist. Die Annahme, dass die Naturausstattung unmittelbar nur anthropomorph zu verstehen, zu deuten ist – ‚in verständlicher Beziehung‘-, muß immer wieder neu geprüft werden, damit die Auslegung nicht dogmatisch gerät. Da widersprechen wir B. Sauerwein, wenn er sagt, dass der Beweis des Prinzips nicht zu erbringen sei, wenn man dem ‚freiraumplanerischen Prinzip‘ nicht folge. Das steht bei Panofsky (siehe Bourdieu, P. 1970/ 1983: 133) etwa so:

kann sie, wie jede Wissenschaft, die es mit Strukturen zu tun hat, mit keinen anderen Beweisen für die Wahrheit ihrer Ergebnisse rechnen als mit den Wahrheiten, die mit ihrer eigenen Hilfe zu gewinnen sind.“

Jetzt hat Mark Twain seine Feststellung wohl den o.g. Prinzipienreitern des Schematismus gewidmet. Gültig bleibt, daß Prinzip, Grundannahme, Paradigma immer wieder erklärt und geprüft werden müssen und können, weil sie erklärt werden (siehe Hülbusch, K.H. 1986/1999) und Gegenstandsabbildung und Typisierung strikt von der Interpretation getrennt sind. Die Jonglage mit der ominösen ‚Natur‘ ist dagegen das flexible Hase-und-Igel-Spiel, dem man nicht auf die Schliche kommt, und das so angelegt wird wie es ausgelegt werden soll.

Oder: Ursachen und Wirkungen

Es macht Vergnügen, den verschiedenen Dramaturgien, den Auftrag des Symposiums zu klären, mit Hilfe der eigenen Prinzipienreiterei als Meßlatte zu folgen:

„...solange wir im weitesten Sinne des Wortes in unseren Tätigkeiten leben, darin eingeschlossen unsere Bewußtheit, Perzeption und attentionalen Apperzeptionen, und solange uns nichts anhalten und nachdenken und in reflexiver Einstellung den Komplex unserer Weil-Motive erfassen läßt“ (Schütz, A. 1971/1982: 185).

Ernst Bloch hat unter der Überschrift ‚Weisungen utopischen Inhalts‘ die Warnung aufgeschrieben:

„Ohne Anwesenheit im Lauf der Dinge kommt Vorwegnehmen leicht woanders hin als es wollte“

und damit die ‚Wirkung‘ aller Arten von Entwürfen charakterisiert, bei denen die philanthropische Verheißung nicht nur der Entlastung von der Verantwortung dient sondern darüber hinwegtäuscht, dass man es –bis auf die Freiheit des Entwerfers- nicht so ernst meint oder genau nimmt. Was dann passiert, wenn wir nicht in unseren Tätigkeiten leben, uns also nicht im Prinzip verstehen, sondern das Prinzip abstrakt auslegen. Das Prinzip ist eine Behauptung und zugleich eine Frage, und umfaßt Panofskys ‚Dreigestirn‘ des Verstehens aus

Vorikonographie, Ikonographie, Ikonologie,

dem die Handlung oder wie in der medizinischen Erweiterung (siehe. Balint, M.) aus Anamnese, Diagnose, (Therapie), Katamnese, die Moral von der Geschichte, die eine Schlußfolgerung ist, hinzugefügt wird. Das ‚Prinzip‘ ist der ‚Methode‘ vergleichbar, die einer Prüfung der ‚Logik des Verfahrens‘ entspricht, also Prüfinstanz ist. Wir könnten das Prinzip, wenn wir nach Übersetzungen und Analogien Ausschau halten, mit der Metatheorie, den Grundannahmen und Basistheorien (siehe Hard, G. 1973) der Verständigung gleichsetzen und hinzufügen, dass die Prüfung des Tuns und Verstehens für die PlanerIn nichts mit den Naturwissenschaften nach dem ‚galileischen Paradigma‘ gemein hat, sondern eine Indizienwissenschaft ist, die anthropozentrisch die Spuren und Folgen menschlichen Tuns liest, um daraus verstehend zu lernen.

„Ein Zeichen begreifen heißt immer und zunächst ein Tun nachahmen“ (Alain 1924/1994: 85)

Das Prinzip ist eine Grundannahme, oder wie ‚Anna‘ sagen würde –lieber Gott hier spricht Anna (Fynn 1978)- die Fragehälfte, auf die eine Antwort, Bestätigung gesucht wird. Die Grundannahme ist gleichzeitig eine These auf die Antwort, sodass die Beweise, Indizien, Artefakte der Antwort auf die Grundannahme bezogen bleiben und die Logik des Verfahrens –wie Berger und Kellner die Methode nennen- erhalten bleibt und nicht in Sach- und/oder Zweckrationalität positivistisch aufgehoben wird.

Literatur

- Adorno, Th. W. 1967: Über Tradition: In ders.: Ohne Leitbild. Frankfurt/Main S. 29–41
- Alain 1924/1994. 85: Instinkt. In ders.: Sich beobachten heißt sich verändern: 83-85. Frankf./M u. Leipzig.
- AutorInnen, 1995: PlanerInnenseminar Miltenberg ‚Der Stil der Ökonomie‘ 1995, Vervielf. Manuskript. Kassel
- Balint, M. 1964/1993: Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart
- Balzac, H. de, ca. 1849/2002: Theorie des Gehens. In ders.. Pathologie des Soziallebens, Leipzig, S. 98–154
- Berger, P.L. und Kellner, H. 1981/1984: Für eine neue Soziologie – Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt/Main
- Berger, J. 1993: Begegnungen und Abschiede. Darin: S. 53-83. Eine Geschichte für Äsop. München, Wien.

- Bloch, Ernst 1963: Weisungen utopischen Inhalts. In ders.: Tübinger Einleitung in die Philosophie I Frankfurt/Main S 121–132
- Bourdieu, P. 1970/ 1983: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/Main
- Dahl Jürgen 1977: Auf Gedeih und Verderb. Kommt Zeit kommt Unrat: Zur Metaphysik der Atomenergie-Erzeugung. Ebenhausen b. München
- Dahl, Jürgen 1982: Verteidigung des Federgeistchens. Über Ökologie und Ökologie hinaus. In: Scheidewege 12. S.175 ff. Stuttgart.
- Erikson, E.H. 1959/ 1991: Identität und Lebenszyklus Frankfurt/Main
- Fynn 1978: Hallo, Mister Gott, hier spricht Anna. Frankfurt am Main.
- Gehlen, A. 1957/ 1968: Die Seele im technischen Zeitalter. Reinbek b. Hamburg.
- Grothaus, R., Hard, G., Zumbansen, H. 1988/ 1996: Baumchirurgie als Baumzerstörung - auf den Spuren eines lukrativen Unsinnns. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 38: S.222-231, Hg. AG Freiraum und Vegetation. Kassel 1996. Zuerst in: Schweizer Gartenbau. Zürich 1988.
- Gröning, G. und Wolschke-Bulmahn, J. 1986: Die Liebe zur Landschaft. Teil 1: Natur in Bewegung. Heft 7 der „Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung. München.
- Hard, G. 1973. Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. Berlin/New York.
- Hard, G. 1996: Schwierigkeiten beim Spurenlesen. in Notizbuch der Kasseler Schule Heft 40, S. 39–51. Hg. AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, K.H. 1986/1999: Eine pflanzensoziologische „Spurensicherung“ zur Geschichte eines Stücks Landschaft. In: Notizbuch der Kasseler, 1999, Schule Heft 53: S.100-119, Hg. AG Freiraum und Vegetation. Kassel. Zuerst in: Landschaft und Stadt, 1986, Heft 2, S.60-72. Stuttgart.
- Hülbusch, K.H. und Petzinger, R. 1988: Fertige Unwege und unfertige Wege. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 9: S.1-3, Hg. AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Lührs, H. 1988: Im Namen der Zwergmispel. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 9: S.39-47, Hg. AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Panofsky, E. 1979: Ikonographie und Ikonologie. In: Kaemmerling, Ekkehard: Bildende Kunst als Zeichensystem – Ikonographie und Ikonologie – Theorien – Entwicklung – Probleme. S. 207–225. Köln
- Peirce, Ch. S. 1905/1991: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Frankfurt/Main
- Schütz, A. 1971/1982: 185. Das Problem der Relevanz. Frankfurt/M.
- Tucholsky K. 1932/1990: Sprache ist eine Waffe. Reinbek b. Hamburg.



Spaziergang in Hemeln mit Imbiss im Gasthaus „Zur Fähre“ über die Weser zwischen Hemeln (Niedersachsen) und Veckerhagen (Hessen).



14. Symposium 'Landschaft'

am 12.04.2014 in Felsberg- Gensungen

mit Beiträgen von Bernd Gehlken, Manfred Greulich-Blaß, Sebastian Heinen, Karl Heinrich Hülbusch, Heike Lechenmayr, Frank Lorberg, Helmut Lührs, Henrike Mölleken, Bernd Sauerwein, Bernd Schürmeyer, Hannes Volz und Mitwirkung von Petra Arndt, Helmut Böse-Vetter, Ulrike Braun, Christian Breindl, Bernd Burg, Jörg Kulla, Eberhard-J. Klauck, Paul Schuh

„Ein Mann aus den Pyrenäen sagt zu einem Freund: « Sehen Sie – hier hat sich alles verändert! Die Sache ist ruiniert, es ist aus! Seit man vor zweiundvierzig Jahren die großen Landstraßen ins Gebirge gelegt hat...» der Satz, im Jahre 1788 gesprochen, ist alt wie die Welt. Der Mann beklagte, was henri Béraldi in seinem Werk <Hundert Jahre in den Pyrenäen> «La vulgarisation» nennt – und dies Lamento reißt nicht ab. Seit den Eisenbahnen Seit der Erfindung des Autos jede Generation glaubt, nun sei es mit der Gemütlichkeit und mit der Naturbewunderung ein für allemal vorbei.“

(Kurt Tucholsky 1962/2004: Ein Pyrenäenbuch. S. 107 Hamburg)



Hannes, Bernd, Bernd, Henrike, Frank

Seminarfotos: H. Böse-Vetter

Einladung

zur Jahreshauptversammlung sowie zum Symposium ‚Landschaft‘ 2014 in Felsberg/Gensungen

Göttingen und Kassel im Dezember 2013

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
wir laden Euch ganz herzlich zu unserem nächsten Jahrestreffen mit Jahreshauptversammlung und Symposium von

Freitag, dem 11. bis Sonntag, dem 13. April 2014 ein.

BdP Bildungsstätte Vogtscher Hof

Beuernsche Str. 2, 34587 Felsberg/Gensungen

Wir treffen uns in Gensungen im Edertal am Freitag ab 17 Uhr, für 18 Uhr wird von den Kasselern ein Abendessen vorbereitet, so dass wir ab 19:30 Uhr mit unserem Programm beginnen können. Am Sonntag werden wir wie immer nach dem gemeinsamen Aufräumen des Quartieres einen Spaziergang unternehmen. Nach der Verabschiedung ist ein Mittagessen in einer der Kneipen vor Ort geplant. Unser Quartier, ein altes Fachwerkhäus, ist recht liebevoll eingerichtet und lässt auf ein Zusammenkommen und Debattieren in einer gemütlichen Arbeitsatmosphäre hoffen.

Die meisten werden die 'basaltische Hügellandschaft' mit Lössböden in den Senken und ehemaligen Kiesabbaustellen von den Ausflügen aus der Studienzeit in Kassel kennen. Für eine Debatte zum Thema 'Landschaft' hat Hannes genau das richtige 'Ambiente' für uns gefunden. Der ein oder andere kann sich vielleicht auch noch, auf einer der Basaltkuppen mit vielen anderen StudentInnen sitzend, an die Frage eines Seminarleiters erinnern: "Und, was würdet ihr in dieser Landschaft machen?" Natürlich guckten alle Anwesenden recht abwesend und ratlos in die Landschaft, da diese Frage so nicht beantwortet werden kann.

Und weil diese Gegend sowohl geologisch, geographisch und historisch viel zu bieten hat, konnte der Spaziergang für Sonntag, den Bernd Schürmeyer für uns vorbereiten will, noch nicht ganz geklärt werden. Hier lädt einmal der Heiligenberg mit seinen beiden Ruinen für den Blick in die Gegend und zu einem Spaziergang ein. Felsberg selbst könnte auch spannend sein. Das örtliche Museum von Gensungen zur Vor- und Frühgeschichte, mit archäologischen Funden, historischen Plänen und von einer ortsansässigen, sehr engagierten Arbeitsgemeinschaft zusammengestellt, hört sich auch vielversprechend an. Ebenfalls könnten wir die Domaine Mittelberg mit Bruchsteinmauerwerk und toskanischen Einflüssen wie z.B. der Sandsteinpflasterungen besuchen.

Die Anreise ist mit der Bahn gut möglich: von Kassel aus fahren stündlich RegioTrams; aus Richtung Frankfurt steigt man in Treysa um. Auch die Anschlussstelle Melsungen der Autobahn A7 ist nicht weit.

Bitte meldet Euch zur Jahreshauptversammlung und zum Symposium bis zum 28. Februar 2014 an bei

Heike Lechenmayr, Im Großen Feld 11, 37081 Göttingen,
Tel.: 0551/9004939 oder lechenmayr@web.de

Die Teilnahmegebühr ist auf das Konto der AG Freiraum und Vegetation zu überweisen. Beiträge zum Symposium sollten ebenfalls bis zum 28. Februar bei Heike mit ersten Überlegungen / Notizen angemeldet werden.

Viele Grüße Heike und Hannes

- * Anlage: Fahrplan zum Jahrestreffen und Tagesordnung der Jahreshauptversammlung
- * Einführung zum Symposium

'Landschaft'

Einführung zum Symposium

Heike Lechenmayr und Karl Heinrich Hülbusch

„Sieht man von Spezialanschauungen ab: von dem geübten Blick eines Skifahrers, der keine Natur, sondern Gelände sieht, vom harten Auge des Bauern, der keine Natur, sondern Nutzland sieht, vom MG-Schützen, der keine Natur, sondern Schußfeld sieht „ (Tucholsky, K. 1957/1991: 110).

So haben die Anwesenden des Symposions zum Thema 'Prinzip, Regel, Rezept' am 20.4.2013 in Hemeln vereinbart, sollen wir uns zu dem Gegenstand 'Landschaft' übers Jahr unsere Gedanken machen. Jedes Käseblatt weiß von Experten vorgesungen dazu wichtige Einsichten und Mitteilungen zu verbreiten, die von des Kanzlers 'blühenden Landschaften' bis zu reichen und unermesslich einfallsreich ausgemalt werden. Was ja passt, weil die Wortführer des begrifflichen Diadochenkampfes und der sophistischen Scharlatanerie die Kenntnis in Anspruch nehmen, nach der die 'Landschaft' eine Erfindung der Malerei, eben der Landschaftsmalerei sei. So kommentiert denn H.D. Hüsich das Ölgemälde mit Hirsch über der Kredenz folgerichtig mit dem Ausruf: „Wie gemalt“ Weder die Wortklauberei semantischer Spitzfindigkeiten noch die Einnahme für die Verkaufsstrategien für alle möglichen Freizeitunternehmer, die alle aus dem harmlosen Begriff 'Landschaft' eine Chimäre machen, muss uns kümmern. Sie sind gegenstandslos und fiktiv. Wenn wir die 'Psychologie der Werbung' studieren, wäre es sicher spannend, der Funktion dieser Spiegelstechereien nachzugehen (s. z.B. Adorno: Jargon der Eigentlichkeit). GärtnerInnen, FreiraumplanerInnen, LandschaftsplanerInnen und ArchitektInnen können dem 'Gegenstand' sowohl alltäglich wie beruflich Aufmerksamkeit widmen.

Prinzip der Betrachtung

Sophistisch betrachtet liegt die Kunst darin, die Dinge in der Schwebelage zu halten, damit die Jonglage leichter fällt und die Benennung unverbindlich bleiben kann. Das gibt dann ein Szenario-Ping-Pong. Für die Einsicht wie das Gespräch, den Tausch der Erfahrung, ist die Sophisterei bestenfalls nur störend.

Dabei ist es einfach und dem Gespräch dienlich, wenn nicht ein Begriff nach allen Regeln dialektischer Kriegsführung, sondern der Gegenstand zum Begriff abgebildet oder – besser noch – eine Geschichte erzählt wird. Dabei sind Abbildung und Gegenstandsansicht und Geschichte zuerst mal meiner Wahrnehmung, Interessen, Kenntnissen gemäß. Wenn ich eine Berufung auf eine Systematik, der ich mich anschließe, einführe, muss diese auch prüfbar und einsichtig sein. Die Auswahl meiner Sonntagsspaziergänge gehört zum Thema ebenso wie meine Betrachtung der 'industriellen Streusiedlungen' mit dem Effekt der 'Vereinödung'. Also keine Fliegenfängerei wie sie von 'konstruktivistischen Landschaftstheoretikern' vorgetragen wird – also entworfen:

„Hierbei handelt es sich um ein forschendes Erkunden, etwa in dem Sinn des Ab tastens von Ideen zu möglichen künftigen Landschaften (...) oder bzw. zusätzlich nach Szenarienbewertung oder des 'Kartierens möglicher Entwicklungen in der nahen Zukunft'“ (Bruns, D. & Kühne, O. 2013: 87).

Das wäre ja auch interessant: Dinge zu kartieren, die es nicht gibt. Lassen wir diese Scharlatanerie, die nicht so neu ist wie sie tut. Bleiben wir bei den Gegenden, die es gibt und gucken, welche 'Landschaft' – 'gesehen durch ein Transparent' (A. Malraux), Interesse, Neugier – wir darin finden. Für jede Gegend gilt, dass jede/r darin eine andere Landschaft findet – wie beim klugen Projektstudium, in dem jede/r lernt und jede/r etwas anderes, das nicht angefochten werden kann (s. H.v.Kleist) sondern 'nur' erzählt.

Erzählen

Niemand geht spazieren, damit er davon erzählen kann. Wir gehen wie andere Leute auch spazieren. Gegenüber anderen Leuten sind wir – mehr oder weniger – beruflich mit dem Spaziergehen befasst – nein: keine Spaziergangswissenschaft. Mehr unbewusst nehmen wir den Beruf mit und tragen den Spaziergang wieder hinein. Das gilt für alle Spaziergänge, wenn wir nicht aufpassen, weil unser Beruf zu leicht dem Zufall des Gedankens, dem Entwurf anheim fällt. Es müsste doch ganz amüsant sein, sich dabei mal selber über die Schulter zu schauen, um evtl. der Einbildung auf die Schliche zu kommen. Jetzt könnte ich auf die Idee kommen, das Interieur der Gegend sei völlig irrelevant, wenn – wie Karl Krauss das für seine Gemütlichkeit genannt hat – es ruhig ist, viele Wege, Sonnenschein, Schatten und am Wegesrand eine gute Wirtschaft mit zivilen Preisen gebe. Es könnte auch sein, dass die gute Wirtschaft gerade deshalb hier steht, weil der Weg zum Bahnhof vor 130 Jahren nicht weit war:

„Und dann ging ich durch die Strassen und sah alles an und guckte überall hinein und freute mich des Glücks des Fremden: dabei zu sein, ohne dabei zu sein“ (Tucholsky, K. 1957/1991: 119).

Mit dem Mummenschanz der 'Landschaftsqualitätsziele gemäß Europäischer Landschaftskonvention' und deren 'Interferenzen zur konstruktivistischen Landschaftstheorie', also freizeittouristischer Kulissenschieberei hat unser Spazier-

gang nichts gemein, weil die Gedanken, die wir aussuchen noch wirklich und i.w.S. Ausdruck des primärproduktiven Gebrauchs sind. Das kann ich systematisch abbilden und betrachtend, mich beobachtend erzählen. Damit wird dann jeweils aus der Gegend 'eine' Landschaft gemacht, eine Gegend mit Bedeutung.

Experten für die 'Landschaft'

Die Professionen, die sich über die 'Landschaft' hermachen, können wir nach den Absichten und – sofern vorhanden – systematischen Gegenstandskennnissen oder den Imaginationen analysieren: Landespflege, Landschaftspflege, Landschaftsarchitektur, Naturschutz, Biotopschutz, Ökologie u.a.. Das ist mühselig und umständlich, weil Einsicht und Absicht bewusst fiktiv und projektiv verkündet werden. Es kann aber auch Vergnügen bereiten, der aufgebauchten Dämmlichkeit (s.o. Bruns et al.) und dem Mangel an fast jeder beruflichen Fertigkeit der LandschaftsplanerIn nachzugehen. Verordnungen, Entwürfe können auch neugierig machen. Obwohl es immer mühselig ist, der Leere auf den Grund zu gehen (s. R. Mehli). Die Anregung zu einem Symposiumsbeitrag ist es trotzdem.

Dieser ‚Einführung zum Thema‘ fügen wir gleich eine erste, besonders von K. Tucholsky geleitete Betrachtung und Anschauung an:

Begrüßung und Fahrplan

14. Symposium ‚Landschaft‘ (2014)

„Über Naturauffassung

Ein Mann aus den Pyrenäen sagt zu einem Freund: « Sehen Sie – hier hat sich alles verändert! Die Sache ist ruiniert, es ist aus! Seit man vor zweiundvierzig Jahren die großen Landstraßen ins Gebirge gelegt hat...» der Satz, im Jahre 1788 gesprochen, ist alt wie die Welt. Der Mann beklagte, was Henri Béraldi in seinem Werk *<Hundert Jahre in den Pyrenäen>* «La vulgarisation» nennt – und dies Lamento reißt nicht ab. Seit den Eisenbahnen Seit der Erfindung des Autos jede Generation glaubt, nun sei es mit der Gemütlichkeit und mit der Naturbewunderung ein für allemal vorbei.

Das macht, sie fühlen den endlosen Wechsel, in dem die jungen Leute die Natur anders sehen als ihre Väter, und die tun nun so, als verstünden die Jungen von der Welt überhaupt nichts mehr. «Da bin ich seinerzeit gewesen, als es noch keine Zahnradbahn gab...» Na und? Dann hast du eben einen andern Eindruck gehabt als wir – nicht immer einen bessern.

Man kann wohl nicht aus seiner Zeit heraushüpfen, und so sind denn die Menschen meisthin felsfest davon überzeugt, dass man die Natur immer so angesehen habe, wie sie es tun, dass man sie auch gar nicht anders ansehen könne und dass der ein verstockter Tropf und Modegeck sei, der es auf

eine andre Art versuche. Die Erde hält gutwillig still, wenn die Reisenden über sie dahinklettern, und es ist ihr gleichgültig, wie man sie anschaut. Schilderungen sind auch für den Schilderer charakteristisch“

(Kurt Tucholsky 1962/2004: Ein Pyrenäenbuch. S. 107 Hamburg)

'Landschaft' – so ein schönes Thema*

Karl Heinrich Hülbusch und Heike Lechenmayr

"Drei Leute gehen zusammen über Feld, bleiben auf einer Anhöhe stehen und blicken hinaus: der eine sieht Möglichkeiten wirtschaftlichen Handelns, der andere einen Schauplatz vergangener Geschichte, der dritte Gestaltungen, die ihn zum Zeichnen und Malen reizen. Alle drei meinen die gleiche empirische Wirklichkeit; aber in den 'Bildern', ..., können sehr verschiedene Dinge vorkommen, ..., welche ihrerseits durch die Interessen, Neigungen und Abneigungen des Blickenden bestimmt ist" (Guardini, R. 1946:10-11)

Romano Guardini 'beobachtet' Leute, die in einer x-beliebigen Gegend die Übereinstimmung der Bearbeitung und Kultivierung der 'Gestaltung' des Landes nach mitgebrachten Kenntnissen und Interessen lesen. Sie sehen mit den Gedanken des Handelnden, Tätigen – einem assoziativen Spiegel, der in jeder Gegend anders aufleuchtet. Anders dagegen gehen die Leute vor, die das fiktive Bild einer Theaterkulisse vor sich hertragen und dies an jedem Ort aufgestellt wissen wollen. So berichtet K. Tucholsky (1962/2004:108), dass

"Seitdem – *die Berge 'entdeckt' wurden (Anm. d. Verf.)* – sind viele Theorien des Schönen über das Gebirge gegangen; hier sind schon so viele Melodien gesungen worden, aber die Bewunderung war doch immer der Unterton. Das Romantische, das Malerische, das Sentimentale, das Heroische, das Idyllische – so viel Bilder, so viel Hymnen, so viel Beschreibungen, so viel Verzückte.

Und nun stellt sich vor diese Dekoration, deren Soffiten man so oft ausgewechselt hat, ein Kerl mit einem kräftigen Stock, mit benagelten Stiefeln, mit wolligem Sweater und treibt Sport! und das ist ganz was Neues. Mühen um ihrer selbst Willen zu unternehmen; hinaufzuklettern, nicht um oben ein Liedchen zu singen, sondern nur und lediglich, um zu klettern; Kampf, Niederlage, Wideranstrengung und Sieg -: das ist das neunzehnte Jahrhundert. Die Zeit der Ideen scheint für die Wanderer bis auf weiteres vorüber – es ist die Zeit der Tat"

Wenn Erholungs-, Tourismus- und Landschaftsexperten über 'Landschaft' schwadronieren, legen sie überall das gleiche Bild, nachdem sie urteilen und zu Recht ändern wollen, auf. Die Kenntnisse und Interessen der dort lebenden Menschen und der Geschichte der Kultivierung, nach der die naturbürtige Basis gestaltet wurde, ist dabei – i.w.S. des Wortes – uninteressant,

* Während des Symposiums 'Landschaft' (2014) wurden die verschiedenen Tucholsky-Zitate zu Beginn der jeweiligen Vortragsgruppen einführend vorgelesen.

"Setzt der Gedanke das wahre objektive Bedürfnis sich rücksichtslos über das Subjektive hinweg, so schlägt er, wie von die je volonté général gegen die volonté de tous, in brutale Unterdrückung um" (Adorno, Th. W. 1967:121)

Die abstrakte Verwertung der Orte wird unter dem Begriff 'Potential' – was alles daraus zu machen ist, wenn – gehandelt. 'Potential' ist so verheißungsvoll und unangreifbar wie 'Ökologie' und synonym oder bestärkend eingesetzt, wenn es mit der Vokabel 'nachhaltig' vereint wird. Da reden sie z.B. großartig von 'nachwachsenden Rohstoffen' – tun grad so wie die Erfinder des pflanzlichen Lebens, des Chlorophylls und der Sonne – und sind ganz erschrocken, dass die Industrialisierung des platten Landes durch staatliche Profitgarantien für die Vergasung pflanzlicher Rohstoffe, diese so wertvoll macht, dass über weite Landstriche z.B. der nordwestdeutschen Altmoränen nur noch Mais, die cash crop per excellence angebaut wird: leicht zu züchten, leicht zu chemisieren und leicht zu mechanisieren – wenn wir mal von den Mengen an Pestiziden, Herbiziden, Dünger und Energie absehen, die das ganze Unternehmen zu einem Nullsummenspiel, das durch Zwangssubventionen für die Unternehmer rentabel wird. Jetzt sind die Wortführer, erst nach 30 Jahren, völlig erstaunt und schicken die Schröderschen 'Stellschrauben – Experten ins Feld. Der Revisor, zu Gogols Zeiten eine seltene Figur, wird mit

" der relativ blinden Abhängigkeit der politisch Entscheidenden von den Experten und die daraus folgende theoretische Notwendigkeit der »Expertenverdoppelung«. Die nachträgliche Kontrolle und der Versuch der nachträglichen Reduzierung der unerwünschten Folgen durch gesonderte Institutionen käme immer schon zu spät und könnte nur die größten Fehler ausbügeln" (Ullrich, O.: 1979:242)

Und weil auch die Experten in blinder Perfektion und ohne Anamnese des Widerspruchs die letzte Expertise revidieren, wird eine Ungereimtheit durch die nächste ersetzt. Die 'ökologische Ökonomie des Kapitalismus' ist ein idealer Beitrag der akademischen Alternativen, die an der Macht teilhaben wollten, zur Abwehr der Bürgerinitiativen, die die administrative Legitimation bedrohten. Dieser Handlangerdienst wird mit staatlicher, halbstaatlicher und privater Expertenverdoppelung im Turnus von 3 – 5 Jahren honoriert, so dass Folgen und Ursachen nicht mehr in Zusammenhang gebracht werden können. Staatliches Handeln hat keine Geschichte – es macht sie.

Der schönste Begriff, den die Scharlatane erfunden haben, ist die 'Förderkulisse', die unausgesprochen eine Drohung mit Enteignung ist und in Verlautbarungen ungemein wichtig und dubios wirkt. Das mag der Zweck der Wortwahl sein, die geheim einem Offenbarungseid gleicht. Welcher vernünftige Mensch nennt sonst etwas, das er zu tun gedenkt, eine Kulisse. Außer Theaterleute, bei denen die Kulisse die Wirklichkeit vorzutäuschen oder zu suggerieren hat, was allen Beteiligten bekannt ist, eben: Theater. Die offene Kaserne und der offene Bauernhof, (der eher einem Truppenübungsplatz gleicht), sind so wenig unterschieden wie Truppenübungsplätze (Kriegsspiel-Plätze) und Naturwaldparzellen (Ökospiel-Plätze), die nur von Experten betreten werden dürfen, was

in praxi oft nicht viel mehr als Flächenenteignung zugunsten irgendwelcher Experten (bedeutet), die es – nicht selten in ihrem höchst eigenen Interesse – wieder einmal besser wissen wollen, was nottut" (Hard, G., Pinner, J. 1985:74)

Diese Experten lassen es nicht zu, dass wir ohne Bevormundung und Pädagogisierung mit unseren Kenntnissen, Erfahrungen und Neugierden – ohne besitzergreifende Absichten wie K. Tucholsky (1962/2004:118-119) so schön das Glück des 'Fremden' beschreibt – herumgehen:

"Und dann ging ich durch die Straßen und sah alles an und guckte überall hinein und freute mich des Glücks der Fremden: dabei zu sein, ohne dabei zu sein"

Ein Reisender, der noch nicht unterhalten werden muß, weil er seine Vergleiche mitbringt zu einer Zeit, da das Alltagsleben an fremden Orten noch keine Vorspiegelung des Alltagslebens war und Reisende unterwegs nicht auf der Flucht waren (s. Appel, A. 1992), durfte man das 'Glück des Fremden' erfahren. Heute muß der Reisende, wenn er Pech hat, die Kulisse, den Schein und die Pappkameraden nicht nur mit gezinktem Beifall bezahlen. Der Wanderer kommt nicht zufällig in den Gasthof für die Einheimischen. Er ist eine kalkulierte Person, der zu erscheinen hat, damit der Laden sich rechnet: selbstverständlich mit regionalen Spezialitäten, die überall gleich schmecken, wenn wir Pech haben. Ich weiß: Spiegelei mit Zwiebeln und Speck haben früher auch überall gleich – aber eben gut geschmeckt. Das Dilemma mit der Landschaft haben uns die Literaten und Maler, denen die Kulissenschieber der Landschaftsarchitekten folgten, eingebracht. Und die Geographielehrer haben den Multiplikator gemacht und den röhrenden Hirsch, wie heute den quakenden Frosch, hoffähig gemacht. Auch das ist Fassade, Vorwand, Kulisse.

"Was nun die schwellenden Schilderungen der Sonnenuntergänge betrifft, der Wassersturzläufe und des Felsengerölls, so habe ich immer das Empfinden, als langweilte man sich dabei rechtens zu Tode. Ich wenigstens überschlage solche Absätze in einem Buch stets, und es muß wohl schon ein sehr großer Stilist sein, wie etwa Stifter, der eine Landschaft nicht abmalt, sondern neu schafft. Heute, aus unserer Autozeit heraus – Drei Viertel aller Naturbeschreibungen sind auf Vergleichen aufgebaut, und ich habe es wirklich satt, zu hören, dass die Mondscheibe wie eine und der feine Sprühregen wie ein anzusehen war. Vergleiche sind meistens Ausflüchte, und für den, der nicht dabei war, sagt das Ganze sowieso nicht viel. Dazu kommt noch ein andres. Welcher Reisende hat denn den Mut zu sagen, was ja so oft die Wahrheit ist:

daß die Landschaft leer war, leer wie eine aufgemalte einfarbige Fläche -!

Man sagte ihm Empfindungslosigkeit nach, befürchtete er – Stumpfheit, Mangel an Poesie, an Gefühl, an Frömmigkeit, was weiß ich. Aber es war doch so" (Tucholsky, K. 1962/2004:110)

Wie Guardini weist Tucholsky auf die Interessen, die Spezialanschauungen hin.

"Sieht man von Spezialanschauungen ab: von dem geübten Blick eines Skifahrers, der keine Natur, sondern Gelände sieht, vom harten Auge des Bauern, der keine Natur, sondern Nutzland sieht, vom MG-Schützen, der keine Natur, sondern Schussfeld sieht - " (Tucholsky, K. 1962/2004:110)

und konstatiert die Aussichtslosigkeit des Touristen, denen der Aussichtsturm – heute werden die Gästeführer genannt – helfen muß:

es ist ja in den allermeisten Fällen nicht wahr, dass der Reisende, frisch aus der Eisenbahn, mehr zustande bringt als eine Dreiminutenverzückung, die etwa auf demselben Niveau liegt wie die bunten Glasscheiben, die man auf altmodischen Aussichtstürmen antrifft und die dem Abgestumpften die Natur wenigstens einigermaßen erträglich machen sollen. »Die Natur ist niemals leer.« Sie haben noch eine Linse im Bart, Herr. Wer dreißig Jahre Asphalt tritt, wer in Steinmauern aufwächst und fast das ganze Jahr nichts anderes sieht, für wen es keine Dämmerung gibt, sondern nur dunkel wird, wer nicht angeben kann, was am vorigen Montag für Wetter war – für den ist die Natur nicht leicht zu erobern. Wenn er sich nichts vormacht, bedeutet sie: gute Luft, Ruhe, Ausspannung, keine Stadt" (Tucholsky, K. 1962/2004:110)

Die virtuellen Bilderzauberer sind im höchst eigenen Interesse der Literatur längst entwachsen und von Theaterdirektoren verschiedener Couleur überholt in der Tourismusindustrie Frühstücks-, Freizeit-, Tourismus-, Werbedirektoren, Busunternehmen, Reise- und Verkehrsindustrie, Wellness- Unternehmen und Animationsgeschäfte, Attraktionsführer jeglicher Ausrichtung – ein gigantischer Apparat der Bespaßung gegen Geld, bei dem jede Beschäftigung Nutzlosigkeit demonstrieren muß:

"Lade das große Publikum, und besonders seine Beauftragten, die Literaturlieferanten, um zwei Uhr aus dem Auto -: und um dreiviertel drei hast du einen Hymnus auf den Busen der Natur, dass dir angst und bange wird" (Tucholsky, K. 1962/2004:110)

Und täuschen, suggerieren Bedürfnisse und Tatsachen vor:

" »Es hat keinen Sinn, alle seelischen Erscheinungen, von der normalen Assoziation und Assimilation an bis zu mehr oder minder phantastischen Illusionen und Sinnestäuschungen, unter dem Begriff der Suggestion zu vereinigen und diesen so zu einem Allerweltsbegriff zu machen, der, weil er alles bedeuten soll, in Wahrheit nichts mehr bedeutet. Das Wort <Suggestion> erklärt ja überhaupt nichts. Es gewinnt erst einen psychologischen Wert, wenn man die elementaren psychischen Prozesse aufzeigt, deren besondere Verbindung in diesem Ort zusammengefasst wird. (Wundt)« Und weil das die Gegner so oft schuldig bleiben – deshalb haben es die Wundergläubigen so leicht" (Tucholsky, K. 1962/2004:88)

"Nun ist aber Suggestion kein krankhafter Vorgang, sondern etwas dem menschlichen Leben durchaus Natürliches, eine Sache, mit der die Gesellschaft steht und fällt; ohne Suggestion ist kein Zusammenleben denkbar. Diese Spezialsuggestion von Lourdes setzt zunächst die Behauptung in die Voraussetzung, supponiert den Gott, den sie ja grade beweisen will, und appelliert außerdem an viel tiefere Instinkte" (Tucholsky, K. 1962/2004:89)

So ist es auch mit der Propaganda für den Schein der Natürlichkeit, wo der Preis den Beweis ersetzt.

"Es gibt keine richtige Art, die Natur zu sehen. Es gibt hundert. Es gibt für einen Menschen nicht nur eine richtige Art zu reisen; es gibt einige, die grade ihm adäquater sind als andere. Das ist alles": (Tucholsky, K. 1962/2004:111)

Ja, lieber Herr Panther + Tiger. Sie gehen noch mit Vergnügen auf die Reise und lesen uns, die wir nicht damit zufrieden sind in anderer Leute Alltag Gast zu sein, die Leviten –

"Und daher kann ich auch nicht solche Beschreibungen von den Pyrenäen geben, in denen es nur so braust von ungewöhnlichen Adjektiven – denn ich habe das nicht empfunden. Die Höhepunkte lagen auf dieser reise, wie bei allen Menschen, die unter denselben Lebensbedingungen aufgewachsen sind wie ich, sehr oft in kleinen Nebenumständen, im Wohlbefinden an einem sonnenbeglänzten Nachmittag, in dem Geschrei von Gänsen, das sich anhörte, wie wenn sie sich selbst ironisch nachahmten; in dem Drum und Dran von ländlicher Arbeit, die ich nicht mitzutun gezwungen war, deren Anblick mir also für die erste Zeit Vergnügen bereitete; in der Freude, in den Bergen zu sein, wo keine Elektrischen fahren, keine Zeitungsansrufer brüllen, keine Schutzleute stehen. Und manchmal ...drei-, vier-, fünfmal-: mehr".(Tucholsky, K. 1962/2004:111)

Wenn Sie die Ehrlichkeit der Amerikaner 'loben'.

"Sind die Amerikaner nicht ehrlicher -? Ihre Stumpfheit, die mich genau so reizt wie jeden andern Europäer aber sie heucheln wenigstens keine innere Anteilnahme. Sie stören ein bisschen, genau wie manche Engländerinnen, die wie ein albernes Reklameschild die Landschaft verschandeln. Vor hundert Jahren hat sich George Sand über sie gegifft und gefragt: »Wozu reisen diese Leute eigentlich -?« Das ist ihre Sache" (Tucholsky, K. 1962/2004:111)

Es ist zu vermuten, dass 'die Amerikaner' auch in Europa 'so fremd wie zuhause' sind und nichts gesehen haben, weil sie die Zeichen – Indizien – nicht zu lesen wussten. So wie Städter nicht nur auf dem Land nichts sehen – außer Kulissen- und – bis auf agrarindustrielle Spezialisten – auch sonst in den Phänomenen die Arbeit nicht erkennt, wozu 250 PS-starke Panzer über die Produktionsflächen jagen. Und da hinein oder daneben werden nutzlose Kulissen gestellt, die der umworbenen Kundschaft zur Bewunderung empfohlen werden. Oder, wie von allen Beweihräucherern der 'Natur' verheißen, dass alles Nutzlose besonders ökologisch, natürlich nachhaltig sei:

"Und nun stellt sich vor diese Dekoration, deren Soffiten man so oft ausgewechselt hat, ein Kerl mit einem kräftigen Stock, mit benagelten Stiefeln, mit wolligem Sweater und treibt Sport! Und das ist etwas ganz Neues. Mühen um ihrer selbst willen zu unternehmen; hinaufzuklettern, nicht um oben ein Liedchen zu singen, sondern nur und lediglich, um zu klettern; Kampf, Niederlage, Wiederanstrengung und Sieg -: das ist das neunzehnte Jahrhundert. Die Zeit der Ideen scheint für die Wanderer bis auf weiteres vorüber – es ist die Zeit der Tat" (Tucholsky, K. 1962/2004:108)

Wie die Grünfläche die Dekoration zum Geschoßwohnungsbau so ist von Beginn an die Landschaftsgestaltung die Dekoration zur Industrialisierung der Landnutzung (s. Schneider, G. 1989) und der Macht über Flächen für ihr Expertenvergnügen rekrutieren. Sozusagen in Konkurrenz zur Wohn- oder Agrarindustrie. Mit der Folge, dass die 'kleinen' Ökonomien administrativ zur 'Rettung der Welt' enteignet werden. Das kann übertrieben sein, weil die 'kleinen Ökonomien' der Welt widersprechen. Die Beiträge zum Symposium, gewissenhaft und sorgfältig ausgeführt, verklaren, dass dem Mainstream nicht beizukommen

ist, weil die 'Kulissen' wie eine Chimäre changieren. Gerade deshalb unternehmen wir diese Reisen – mit dem von Tucholsky empfohlenen Vergnügen.

Literatur

Adorno, Th. W. 1967: Über Tradition. In: Leitbild, Parva Aesthetica. Frankfurt a.M.

Appel, Andrea 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen. NB 26. S. 9-71. Kassel.

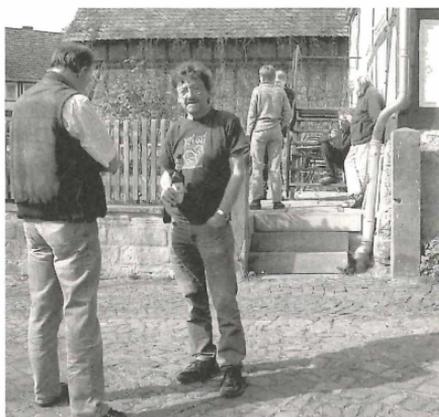
Guardini, R. 1946: Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins. Tübingen u. Stuttgart

Hard, G.; Pirner, J. 1985: Stadtvegetation und Freiraumplanung. OSG-Materialien 7, Osnabrück.

Schneider, Gerda 1989: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. NB 15. S. 1-164.

Tucholsky, K. 1962/2004: Ein Pyrenäenbuch. Reinbek bei Hamburg.

Ullrich, O. 1979: Technik und Herrschaft. Frankfurt a.M.



Fahrplan* Symposium 'Landschaft' - 12.04.2014 – Felsberg-Gensungen

- 9:00 Heike Lechenmayr Begrüßung
- 1. Gruppe: Suggestion**
- 9:30 Helmut Lührs 'Landschaft ist wichtig'
9:55 Bernd Gehlken "Wald als Landschaft"
10:20 Bernd Sauerwein Bergbaufolgelandschaften
Pause
- 2. Gruppe: Entwürfe**
- 11:00 Hannes Volz Investorenplanung in Kassel
11:25 Sebastian Heinzen 'Verholzende Landschaften'
Pause
12:05 Bernd Schürmeyer 'Bauen in der Landschaft'
12:30 Frank Lorberg 'Geborgte Landschaft' – Anmerkungen zur japanischen der Rezeption in Deutschland
- 13:00 Pause mit Mittagsimbiss
- 3. Gruppe: 'Kleine Fluchten'**
- 14:00 Manfred Greulich-Blaß Neuseeland
14:25 Henrike Mölleken Landschaft der Taucherinnen
Pause
- 4. Gruppe: 'Landschaft'**
- 15:10 K.H. Hülbusch 'Streitkräfte und Strategien' **
- 16:00 **Zusammenfassung und Abschlussdebatte**
Festlegen des Themas für 2013
- 17:00 **Erzählrunde aus dem Alltag**
18:30 Abendessen
19:30 Fortführen der Erzählrunde
Irgendwann gemütliches Beisammensein
- 13.04.2014**
- 10:00 Besuch des Museums Gensungen geführt von der Arbeitsgem. für Vor- und Frühgeschichte Gensungen e.V. mit anschließendem Spaziergang zur Burgruine Heiligenberg; Beides vorbereitet und begleitet von Bernd Schürmeyer.
- 13:00 Abschlussessen im Burghotel Heiligenberg

* Die Reihenfolge wurde für die Veröffentlichung geändert.

** K.H. Hülbusch hat seinen Vortrag zur Veröffentlichung zurückgezogen. Bernd Sauerwein hat aber einen Kommentar zu den Beiträgen von Helmut Lührs und K.H. Hülbusch geschrieben. Dieser ist im Notizbuch 90 der Kasseler Schule "Über die Arbeit" (2017: S. 89-94) veröffentlicht.

Landschaft – Eine kurze Übersicht

Eine Einführung zu den Beiträgen des Symposiums

Karl Heinrich Hülbusch

Der Reisende Tucholsky ist jemand, der neugierig zu Besuch und auf der Durchreise ist. Er teilt mit, was ihn freut, was er bemerkt – er urteilt nicht, ist kein Eroberer und kein Voyeur, kein Verwerter, kein Kolonialist, der nach irgendwelchen Schätzen oder Potentialen sucht, die ausgebeutet und enteignet werden könnten. Die wuchernde Spekulation über die 'Landschaft', wie sie Frank Lorberg aufzäumt, damit wir den angemessenen 'bildungsbürgerlichen' Blick erlernen und auf die japanische Grünflächenkunst erweitern, ist in der Versammlung eher exotisch. Wobei erst jetzt auffällt, dass niemand dem Kapitel 'idiographische Landschaftsgeographie', den Vorzügen und den Fallstricken der physischen Geographie, Aufmerksamkeit gewidmet hat. Der heimliche Vorwurf, dies sei immer und zuerst nur eine Landschaftsbild-Geographie der bürgerlichen Bildung gewesen, gegen die selbst Adolf Loos gewettert hat, trifft nicht zu und ist ein merkwürdiger Hintergrund für ästhetisierende Freizeitbilderei der Landespflege, die dem antagonistischen Ökologismus adäquat, von der Verwert- und Verfügbarkeit fürs Kapitalinteresse dirigiert wird. Die 'naturräumliche Gliederung der Landschaft', die K. H. Paffen, J. Schmithüsen, H. Uhlig, E. Neef, F. Huttenlocher u. v. a. beschreiben, galt der Abbildung, Gegenstandsbeschreibung und 'retrospektiven Wahrsagung', also den Gründen der gegenwärtigen Ausprägung, Ausstattung und Differenzierung der Gegenden nach 'Landschaften'. Ein immer noch einsichtiger Forschungsgegenstand, für den anspruchsvolle und spannende Forschungstechniken zur Hand sind. H. Lührs Auslegung statistischer Befunde ist ohne große Mühe vor Ort zu beobachten und auch landschaftskundlich nachzuweisen. Bei der Nivellierung der Bodenbewirtschaftung gehen manche ehemals naturbürtig begründete Bewirtschaftungsgrenzen verloren. D. h., dass die Naturgrundlage hinsichtlich des Meliorationsaufwands weiterhin wirksam aber in der Gegend selbst nicht zu erkennen ist. So wie die Technisierung ehemals absolute Grünlandstandorte pflügen ließ, lassen Düngung und Chemisierung die naturbürtige Fruchtbarkeit für die Fruchtartenwahl verblassen, weil durch staatliche Subvention dieser Aufwand mehr als kompensiert wird. 'Das heißt noch lange nicht, dass den Bauern nichts anderes übrig blieb' als 'zu wachsen oder zu weichen'. Die Versprechungen und Verlockungen aus Brüssel und Bonn, die Werbung der Saatgut-, Futter-, Chemie-, Maschinen-, Bauindustrie waren wohl so unwiderstehlich, dass die Verlockung, ein Unternehmer zu sein, schwer wog. Auch das ist in der Gegend zu bewundern: die sogen. 'Schlagkraft', die mit z. B. konvertierten Motoren bis weit über 500 PS wie Panzer übers Land braust. Moderne Forschungstechniken stellen B. Sauerwein und B. Gehlken vor. Es sind konkrete Orte, die verhandelt werden. Sie werden jedoch von der Absicht, dem Ergebnis her beschrieben, so dass eine Deutung des Phänomens unnötig wird. Besonders ein-

drucksvoll ist B. Gehlkens Beispiel, das weitestgehend für die Meinungsmache durch Befragungsempirie gültig ist: 'denn sie wissen nicht was sie wollen' (M. Gronemeyer). Das gilt für die Befragten, denen die Antworten untergelegt werden.

„In diesen Grünplanungsinterviews werden durchweg Meinungen nicht festgestellt, sondern produziert.....“ (Hard, G. 1996¹⁸: 45)

Dazu ist es dann nicht erforderlich

„Daß man beim Spurenlesen etwas vom materiellen Medium und Substrat verstehen muß (nämlich von der physisch-materiellen Ausstattung “ (ders.: 42)

hier der Forste inkl. der forstwirtschaftlichen und waldbaulichen Ansprache, wei die Meinung (das Vorurteil) der InterviewerIn bestätigt werden soll. Der Beitrag von B. Sauerwein führt noch weiter, weil die AutorInnen für die 'Bergbaufolgelandschaften' im Auftrage fiktive Interviews mit dem 'dritten Mann' (AutorInnen 1997: 17 – 67)¹⁹, der die 'Folgelandschaften' uneingeschränkt billigt, führt. Der 'dritte Mann' spricht nicht über die Geschichte, noch die Arbeit und deshalb auch nicht von den Leuten. Bis auf den Beitrag von H. Lührs kommen Menschen meist nicht mal indirekt vor. So wie auch Ernten tendenziell fehlen und die Branche dominiert: im Besitz des Naturschutzes, nicht weniger 'verwahrlost' als in den industriellen Formen der heutigen Landnutzung (s. H. Lührs). H. Volz 'Investorenplanung' gehört wohl auch zu den 'blühenden Landschaften' der verwaltungsmäßigen Sachzwänge und die Unterwerfung an die Spekulation, die beim Begehrt des Naturschutzes, den S. Heinzen vorführt dazu führt, die Abwesenheit jeglicher Ernte auch hier für eine Ernte zu halten und eine Vegetation zu erhalten, die, wie G. Hard (1986) empfiehlt, nur bestehen kann, wenn die Ökonomie des Kleinbauern erhalten – d. h. subventioniert und unter Schutz gestellt wird. Wobei, das wollen wir doch sagen, die gegenwärtige Intervention der Behörde wohl eher selber eingebrocktes Leid durch den vormaligen Pflegeantrag ist.

B. Schürmeyers Beitrag – Bauen in der Landschaft – also im romantisch ausgebauten Barockpark, gilt einer Spekulation mit herrschaftlicher Attitüde, für die der Speisepavillon aus den 80iger Jahren nicht fein genug ist und dem Schloß Schönburg keine Ansicht gewährt. Offenbar sind heute nicht die 'Formen so symbolisch' sondern die je spezifischen Ausdrucksformen der Administrationen die nach formalem Schema agieren und entscheiden. Ein bisschen finden wir das schematische Moment der Betrachtung auch bei F. Lorberg. Der Ort ist symbolisch hergerichtet und folgt einer Ideologie, die genau so unverständlich ist wie die Sinngebungen für den romantischen Park. Als sakraler Ort müssten beide geistlich gedeutet werden, weil im Gegensatz zum zufälligen Ort, an den die Deutung angetragen wird, hier die Gestalt von der Deutung bestimmt, also gestaltet wurde. Aber was, außer Kunst – und/oder religionshistorischem Interesse sowie einer Achtung vor Zeitzeugen – also sozialgeschichtlichen Artefak-

18 Hard, G. 1996: Schwierigkeiten beim Spurenlesen. Not.buch Ks. Sch. 40: 39-51. Kassel

19 AutorInnen 1997: Die PlanerInnen und ihre Arbeitssituation. Not.buch Ks. Sch. 48: 17–67 Kassel.

ten – könnte animieren die japanische Grünflächengestaltung nachzuvollziehen, wenn wir uns nicht gleichzeitig bequemen Buddhismus, Taoismus und andere fernöstliche Weisheiten zu verstehen, wo wir mit dem Christentum schon überfordert sind.

Die Taucherin berichtet von den Spezialanschauungen der TaucherInnen und ihren Beobachtungen und Wahrnehmungen beim Tauchen. Uns sind sie von Filmen von Hans Hass und Jacques Cousteau als Zuschauer, aus zweiter Hand vom Kinossessel aus bekannt und vergleichbar exotisch wie Extrembergsteiger. M. Greulich-Blaß folgt mit der Route touristischer Sehenswürdigkeiten gleichzeitig einem Pfad, der mit Cooks-Reisen zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingerichtet wurde und heute Busparkplätze, Flughäfen und Kreuzfahrtschiffe bevölkert. An solchen Touren sind wir alle immer wieder mal beteiligt, auch wenn wir uns zu Gute halten 'unfertige Wege', seltene oder nur angedeutete Pfade zu gehen. Doch die literarisch verkündete Gefühlsanweisung für den Gebrauch überkommener Grünflächen ist eine Spezialanschauung für Experten in der Rolle des Vorbeters. Im 'Triumph der Empfindsamkeit' hat Goethe die Regieanweisungen fürs Gefühl amüsiert auf die Schippe genommen. Nehmen wir ihn zum Vorbild, lassen uns von Experten der Historie, gerade denen, die historische Gärten und Grünflächen 'natur'getreu restaurieren, nicht einschüchtern. Für den Barockgarten jedenfalls ist die kunsthistorische Auslegung von der Wirklichkeit so weit weg und vordergründig plakativ wie unser praktisches, der unmittelbaren Wahrnehmung gedientes Verständnis nahe dran ist. Wir gehen durch Herrenhausen oder Veitshöchheim eben nicht als Hoheit oder Eminenz. M. Greulich-Blaß fährt unbekümmert in ein fernes Land und berichtet von Sehenswürdigkeiten, landschaftlichen Sensationen, die jedem Landschaftspark gut anstünden und in Kleinausgabe H. Möllekens Tauchexkursionen begleiten. Womit wir glücklich wieder bei Romano Guardini oder bei H. de Balzac angekommen wären und die 'Interessen des Blickenden' und seine Gedanken dazu annehmen und unsere nicht übersehen. Wenn da nicht noch B. Sauerweins 'Bogensschlag' wäre, der die Geruhsamkeit einfach mit kritischen Überlegungen über den 'tendenziellen Fall der Profitrate' und die Strategie trotzdem eine Kapitalakkumulation zu erwirken, stört. Und in seinem Beitrag darauf hinweist, dass die polit-ökonomische Diskussion von der Gestaltungs- und technischen Alternativverhandlung vereinnahmt und wie die sozial-ökonomische Erörterung in der Landschaftsplanung aufgehoben wurde. Deshalb haben wir die Landschaftskunde übersehen. Und übersehen, dass B. Sauerwein einen fulminanten Vortrag zum Thema des Symposiums 2016: Subsistenz, gehalten hat.²⁰

²⁰ Siehe; Bernd Sauerwein. Das Elend der Arbeiterklasse und das Elend der Lehre. Ein Bogenschlag vom Beitrag Helmut Lührs' 'Landschaft ist wichtig' zum Beitrag von Karl Heinrich Hülbusch 'Streitkräfte und Strategien' In: Notizbuch 90 'Über die Arbeit' S. 89-94. Kassel 2017

Landschaft und Eigentum

Landschaft ist wichtig

Helmut Lührs

„Landschaft“ ist ein alltagspraktisch brauchbarer, geläufiger, selbstverständlicher Begriff wie der Begriff des Eigentums. Beginnt einer / eine danach zu fragen, was „Landschaft“, was Eigentum ist, gerät er / sie leicht in ein unauflösliches Labyrinth von Erklärungen, Widersprüchen, Behauptungen und Phantasien, die je nach Interesse, Wissen und Bewusstsein etc. verschieden ausgelegt und zum Besten gegeben werden. Man kann das sehr illustrativ und wie ich finde trotzdem klug in Texten z.B. von Lucius Burkhardt, Gerhard Hard oder Bazon Brock nachlesen [BURCKHARDT L. 2006 Warum ist Landschaft schön, Berlin; HARD G. 1970 Die „Landschaft“ der Sprache und die „Landschaft“ der Geographen, Bonn; BROCK B. 1986 Ästhetik gegen erzwungene Unmittelbarkeit, Köln]. Fürs Eigentum wäre Hegel eine angemessene Adresse, z.B. in der Gegenüberstellung zu der Eigentumskonzeption von Marx oder Luhmann gegen Bourdieu [HEGEL G. (1820) 2004 Grundlinien der Philosophie des Rechts, Band 7, Frankfurt a.M.; MARX K. (1890) 1983 Das Kapital Band 1 MEW Bd.23. Berlin; LUHMANN N. 1988 Die Wirtschaft als Gesellschaft, Frankfurt a.M.; BOURDIEU P. 1982 Die feinen Unterschiede. Frankfurt a.M.]. Das könnte, mit etwas Glück und der umsichtigen Bestimmung des Gegenstandes, von dem da die Rede sein soll, ein witziges Seminar werden, aber kein 10 minütiger Vortrag. So oder so - „Landschaft“ hat, wie wir sie sehen, wahrnehmen, beschreiben, verstehen mit der gesellschaftlichen Organisation von Eigentum zu tun, in der jede Art von „Landschaft“ realisiert ist.

„Die Landwirtschaft in der Bundesrepublik Deutschland ist eindeutig eine Bodeneigentümerlandwirtschaft. Über 90 % der Landwirte sind Grundeigentümer. Der Anteil der Landwirte ohne Bodeneigentum spielt traditionell keine Rolle.

Von einer gewissen agrarstrukturpolitischen Bedeutung ist dagegen die enge Korrelation zwischen Grundeigentumsverteilung und Betriebsgrößenstruktur. Die traditionell starke Zersplitterung des Grundeigentums ist ein wesentliches Merkmal der Agrarstruktur des westlichen Deutschlands. Die damit verbundene Verteilung des Grundvermögens auf eine relativ große Zahl von Eigentümern wird gesellschaftspolitisch positiv beurteilt. Problematisch ist jedoch die Orientierung der Betriebsgrößenstruktur an dieser Grundeigentumsverteilung. Denn eine an der Grundeigentumsverteilung orientierte Betriebsgrößenstruktur ist nur sehr begrenzt anpassungs- bzw. wandlungsfähig. Bei ausgeprägtem Festhalten der einzelnen Eigentümer an ihrem Bodeneigentum sind die Grenzen des Betriebsgrößenstrukturwandels sehr eng gezogen. Dies trifft für die Bundesrepublik in hohem Maße zu. Für eine der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung entsprechende Anpassung der Agrarstruktur ist daher die Variation des traditionellen Charakters der Landwirtschaft in Richtung auf eine Lockerung der Abhängigkeit der Betriebsgrößenstruktur von der Bodeneigentumsverteilung unerlässlich. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Entwicklung der Struktur der Eigentümerbetriebe zu sehen“ (LIPINSKY E.E. HÖTZEL H.J. MANTAU R. WEHNER B. 1982: 20).

Dreißig Jahre später stellt GURATH P. fest:

„Die landwirtschaftliche Bodennutzung erfolgte überwiegend auf Pachtbasis. Im Jahr 2010 befanden sich nur knapp 39 % der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche im Eigentum der Landwirte. Den größten Teil der landwirtschaftlich genutzten Fläche(60 %) machten Pachtflächen aus, die den Landwirten gegen ein Pachtentgelt zur Nutzung überlassen wurden.“ (GURATH P. 2011: 8)

Die Pacht hat entscheidend zur Konzentration des Landbesitzes (nicht des Eigentums) und mit ihr zur forcierten Industrialisierung der Landnutzung beigetragen. Sie war gleichsam das Vehikel, um eine neue Form des Großgrundbesitzes zu etablieren, mit der selbst eine weitere Phase der Binnenkolonisation des Landes verbunden ist: Landeigentum als Basis einer Bauernwirtschaft ist ökonomisch völlig entwertet worden und spielt für die Produktion von Nahrungsmitteln praktisch keine Rolle mehr. Die meisten Veredelungsbetriebe brauchen heute Land nicht mehr in erster Linie als Produktionsgrundlage, sondern um ihre Gülle loszuwerden. Das regeln sie u.a. über die Pacht. 60 % der landwirtschaftlich genutzten Flächen sind Pachtflächen; da können wir unterstellen, dass der überwiegende (wenigstens ein nicht geringer) Teil dieser Flächen Wirtschaftsland ehemaliger Bauernstellen war. Diese Betriebe haben ihre Wirtschaft eingestellt, ihren Landbesitz, aber nicht ihren Eigentumstitel aufgegeben. So profitieren sie (mal mehr, mal weniger) von der Konzentration / Industrialisierung der Landnutzung. Landeigentum taugt also für eine Bauernwirtschaft nicht mehr, aber als Zusatzrente stellt es eine Einkommensquelle dar, die je nach Lage und Standort durchaus ansehnlich sein kann. Erst wenn der Landbesitz auf ein ansehnliches Maß konzentriert ist, lohnt die Bewirtschaftung des Landes. Der Großgrundbesitz hat die Ökonomie von Bauern marginalisiert. Die Grundbesitzer bewirtschaften das ehemalige Bauernland, aber sie haben es ihnen nicht weggenommen, sie zahlen dafür eine – angesichts der aktuellen Pachtpreise – oft ansehnliche Rente. Anders sieht die Lage ehemaliger Bauernwirtschaften aus, die ihr Land in sog. Ungunstreionen oder auf – wie man es früher nannte - Grenzertragsstandorten bewirtschafteten. Für diese Gruppe ist der Naturschutz zuständig. Hier werden entweder Alimentierungen für absurde Nutzungseinschränkungen gezahlt oder Flächen aufgekauft, beides – den naturbürtigen Standortbedingungen entsprechend – auf deutlich niedrigerem Preisniveau. Die Mittel hierfür werden durch eine Umverteilungswirtschaft eingeworben, Steuern, Stiftungs- und Abschreibungsgelder oder Knete, die über den Ablass der Eingriffsregelung eingespielt wird. Naturschützer produzieren nichts, das ist die ideologische Basis ihrer Ökonomie.

Für Landlose hat diese Konzentrationsbewegung des Landbesitzes fatale Folgen. Sie werden vom Gebrauch des Landes gleich ganz ausgesperrt; sie haben da weder etwas zu suchen, noch zu finden, denn selbst wenn es da noch etwas zu finden gäbe, käme keiner mehr hin.

Die neuen Großgrundbesitzer verfügen i.d.R. über wenig symbolisches Kapital, wie ihnen ein Bewusstsein ihrer tatsächlichen gesellschaftlichen Rolle fehlt. Es

sind Leute, die sich Produktionsmittel üppigsten Umfangs angeeignet haben, damit aber selbst in Abhängigkeiten verstrickt sind, gegen die bald jede Form abhängiger Lohnarbeit harmlos erscheint. Diese ökonomischen Veränderungen der letzten 30 Jahre sind in dem gespiegelt, was wir Landschaft nennen. Was gespiegelt wird, ist die neue Rolle, die das Eigentum im Verhältnis zum Landbesitz heute spielt.

Bis zu den Stein-Hardenberg'schen Reformen besitzen Bauern das Land, das sie bewirtschaften; das Eigentum liegt in aller Regel bei den Grundherren; anders bei den großen Gütern, z.B. in MV, die selbst schon sehr früh mit einem Grundlehnrecht ausgestattet wurden oder die bald über quasi eigentumsrechtliche Titel auf das Land verfügen. Dann – mit den preußischen Reformen – werden die Bauern – so ihnen die Mittel dazu zur Verfügung stehen – zu Grundeigentümern (wovon die Güter nochmals auf das üppigste profitieren) und die Bodeneigentümerlandwirtschaft entsteht, von der LIPINSKI et al. im o.g. Zitat sprechen. Spätestens seit 1990 ist nun der Landbesitz (und nicht das Eigentum) das Vehikel, um die Konzentration der Verfügungsmacht über Grund und Boden zu organisieren. Dabei stellen die Landeigentümer (ehemalige Bauern, mit entsprechender Rente) 60 % des Landes den neuen Großgrundbesitzern zur Verfügung, eine Bewegung, die nicht auf freiwilliger Basis stattfindet, sondern unter Zwang; den Leuten blieb gar nichts anderes übrig.

Wir haben es hier, wenn wir die Landlosen und die Bauern nehmen, mit zwei Enteignungslinien zu tun: den Bauern wird die Basis ihrer Wirtschaft entzogen, den Landlosen, die (immer schon kosten- und abgabenfreie) Gebrauchsmöglichkeit in der Mitnutzung des Landes. Unter Vorstellungen des bürgerlichen Eigentumsbegriffs sind das selbstverständlich keine Enteignungen, denn die Inbesitznahme eines Gebrauchsgegenstandes begründet kein Eigentumsrecht, also z.B. der Gebrauch eines Weges und die Verpachtung eines Stück Landes verändert eben lediglich die Rechte des Besitzes, aber nicht die des Eigentums. Was Lipinsky et. al. wollten, hat prima funktioniert und was Naturschützer tun, folgt schlicht diesem Prinzip. Sie zahlen eine Art - von freilich sehr eigen konzipierter – ‚Pacht‘ oder staatlicher Alimentation, um Zugriff auf die Produktionsweise der Landnutzer zu gewinnen oder sie akkumulieren Landbesitz in der konventionellen Form des Erwerbs von Eigentumstiteln.

Nun sind die ‚Landschaften‘, die Naturschützer herstellen, in einer ganz besonderen Weise verwahrlost, die eigentlich jedem halbwegs aufgeklärten Menschen immer wieder den Atem stocken lassen müßte, aber die Tendenz der Verwahrlosung, die phänomenal (also als ‚Landschaft‘) anders in Erscheinung tritt, ist den industriellen Formen der heutigen Landnutzung nicht weniger fremd. Dies hat zuerst mit der intellektuellen Verwahrlosung zu tun, die trefflich an den Hochschulen der Republik studiert werden kann. Nun sind Disziplinen, die Namen wie Landschaftsplanung (oder Landschaftsarchitektur, Naturschutz usw.) führen, von Verwahrlosungen dieser Art immer schon bedroht gewesen. ‚Landschaftsplanung‘ legt ja die Phantasie nahe, ‚Landschaft‘ ließe sich planen und Leute, die dieser Phantasie erliegen, sind von Haus aus dem Phänomen

der Reifizierung unterworfen, das mit der Anführung des Landschaftsbegriffs fast immer einher geht und einer gedanklichen Bequemlichkeit folgt, die hier nun gar nicht angebracht ist. Wenn Landschaftsplanung aber darin besteht, die in der Landschaft sichtbar zum Ausdruck gelangenden Pläne der hier unterschiedlich beteiligten Leute zugänglich und verstehbar zu machen, bekommt die Sache bereits einen anderen und wie ich glaube, weitaus klügeren Dreh. Es gibt dazu eine lange und wie ich mir einbilde, reiche Tradition, die wir dabei sind gesellschaftlich vergessen zu machen. Diese dem Verstehen zugetane Tradition im Denken steckt wenigstens als Möglichkeit eben auch in dem Wort Landschaft und nicht zuletzt deshalb ist es mir wichtig.

Literatur

- LIPINSKY E.E. HÖTZEL H.J. MANTAU R. WEHNER B. 1982: - Bestimmungsgrößen der Eigentums- und Pachtverhältnisse, sowie der Mobilität und Nutzung von Agrarland in der Bundesrepublik Deutschland, Kommission der Europäischen Gemeinschaften. Mitteilungen über Landwirtschaft Nr. 83. Luxemburg.
- GURATH P. 2011: Landwirtschaft auf einen Blick. Statistisches Bundesamt (Hrsg.) Wiesbaden.

Wald²¹ und Landschaft²² **oder: wenn man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht**

Bernd Gehlken

Der Wald steht der Landschaft (bzw. dem Blick darauf) im Weg

Vergegenwärtigen wir uns den begrifflichen Kanon, in dem der Begriff Landschaft meist benutzt wird, den semantischen Hof, wie Hard (1970) das nennt, dann scheint der Wald perfekt zur Landschaft zu passen. Er ist vor allem Sinnbild von 'Natur', von 'Ruhe' und vielleicht auch noch von 'Harmonie'. Aber andere für Landschaft typische Adjektive treffen nicht so ganz: Der Wald ist nicht 'weit' und es ist auch die Frage, ob der 'Durchschnittswald' im klassischen Sinne als 'schön' oder 'ästhetisch' gelten kann. Ob ein großer Wald auch eine Landschaft ist (was der Begriff der Waldlandschaft nahelegt), scheint nicht zuletzt von der Perspektive abzuhängen. Von Außen betrachtet ist der Wald selbstverständlich wichtiger Teil des Landschaftsbildes. Steht man aber im Be-

21 Es wird hier vom Wald gesprochen auch wenn klar ist, dass wir es bei unseren Wäldern fast durchweg mit Forsten zu tun haben (vgl. Gehlken 1997). Der semantische Hof des Begriffes (Synonym für Natur) passt besser zur hier verhandelten Frage. Der Begriff Wald ist allerdings (wie der der Landschaft, s. Fußnote 2) mehrdeutig. Da ist zum einen der Wald als Bild (also der Wald der Spaziergänger) und andererseits der konkrete Baumbestand (eher die Perspektive der Förster).

22 Landschaft kann, wie Hard (1970) ausführt, mehrere Bedeutungen haben:
Landschaft 1 (Landschaftsbild, Aussehen, Anblick, Aussicht), Landschaft 2 (Areal, Landesteil, Gegend)
Landschaft 3 (künstlerisches Abbild einer Landschaft1). Hier wird Landschaft vor allem im ersten Sinne verwendet.

stand, ist die Landschaft verschwunden. In der romantischen Landschaftsmalerei wird Wald in der Regel in der Außenansicht dargestellt. Bestenfalls findet man Darstellungen von Lücken, Verlichtungen oder breiten Wegen. Walddarstellungen sind zudem häufig verbunden mit bestimmten Versatzstücken. Das sind mal Bauwerke wie z.B. Ruinen, mal bizarre Felsformationen oder auch alte absterbende Solitärbäume ('Totholz'). Der Wald dient eher als Kulisse, weniger ist er selbst Gegenstand (s. z.B. Buderath & Makowski 1986: 98 ff.).



Abb.1: Beispiele für Walddarstellungen bei Caspar David Friedrich.

Links: 'Frühschnee' (um 1828) (http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/5b/Caspar_David_Friedrich_-_Fr%25C3%25BChschnee.jpg&imgrefurl)

Rechts: 'Abtei im Eichenwald' (1809- 10)

(http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Caspar_David_Friedrich_002.jpg)

Wald ist also traditionell nur von Außen betrachtet schön, während der dichte Bestand von Bäumen den Blick verstellt und so kein rechter Weitblick, keine Erhabenheit, eben keine Landschaft aufkommt.

„Den Wald von außen zu sehen, regt bis heute die Phantasie an. Eigentlich wird er durch die Außenansicht erst zum Wald. Als er noch überall herrschte, war er 'Wüste'“ (STÖLB 2012: 430).

So finden wir in einem Buch mit dem bezeichnenden Titel 'Waldlandschaftspflege – Hinweise und Empfehlungen für Gestaltung und Pflege des Waldes in (sic!) der Landschaft' (AG Forstliche Landschaftspflege 1994) nur Außenansichten des Waldes. Das ist auch folgerichtig, weil im einleitenden Kapitel 'Elemente des Landschaftsbildes' (ebd.: 15ff) dargelegt wird, dass Landschaft durch die Elemente Form, Linie, Farbe und Struktur geprägt sei. Im Waldbestand bleibt davon allenfalls die Farbe übrig. Formen, Linien und Strukturen verschwinden hinter den Bäumen und sind nur aus der Vogelperspektive oder vom waldfreien Feldherrenhügel aus zu sehen.

Das Problem ist also weniger, dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, sondern dass die Bäume die mit 'Landschaft' verbundenen Aus- und Weitblicke nicht erlauben. Sie stehen der 'Landschaft' im Weg. Es gibt – zumindest für Nichtförster - kaum etwas Langweiligeres als ein Spaziergang, der nur

durch dichten Wald führt. Nicht umsonst wird in waldreichen Gegenden auf jeden möglichen Aussichtspunkt hingewiesen, werden unterhalb von Rastplätzen Sichtschneisen freigehalten oder wenn alles nichts hilft, Aussichtstürme gebaut. So stellte auch schon Hard (1970) die Frage nach der 'Mindestgröße einer Landschaft' und stellte fest, dass „das Fehlen dieser Weiträumigkeit (...) es nicht mehr gestattet, von 'einer Landschaft' zu sprechen (ebd.: 90).

Als einer der klassischen Orte der landschaftlichen Inszenierung gilt daher der **Waldrand**. Er verbindet die Nähe zum Wald, der nach Hard (1970: 82) die Hitliste der landschaftlichen Requisiten mit einigem Abstand anführt, mit dem Blick auf die weite 'freie' Landschaft. Die hohe ästhetische Wertigkeit des Waldrandes funktioniert übrigens nur in Verbindung mit angrenzender 'freier' Landschaft. Ähnliche Inszenierungen an Waldinnenrändern (Waldwegen) wie wir sie etwa bei den Rekultivierten Halden der Braunkohle vorfanden (Blaß et al. 2012), sind völlig überflüssiger und unverständiger Aktionismus. Damit verschwindet im Wald nicht nur die Landschaft, sondern auch gleich noch der Wald selbst. Ein Spaziergang entlang von Gebüschwüsten ist noch unbefriedigender als einer durch den Wald.

Die ästhetische Präferenz für Waldränder hat zu so abstrusen Ideen wie der 'Savannen-Theorie' beigetragen (s. zuerst Appleton 1975, kritisch Lorberg 2010) und andererseits den Waldrand zur Spielfläche landespflegerischer Intervention gemacht (s. Gehlken 2014).

Wald ist unverständlich

Dennoch ist es auf Spaziergängen manchmal unvermeidlich **durch** den Wald zu gehen. Doch was passiert hier, wenn doch die Landschaft verschwunden ist? Wie und als was wird der Wald wahrgenommen? Vom Wald als Palimpsest (immer wieder beschriebene Manuskriptseiten), wie ihn Hard (2005) reklamiert, sind wir alltagsweltlich und auch professionell meilenweit entfernt. Das gilt für die offene Landschaft auch. Die interesselose vom Gebrauch losgelöste und ästhetisierende Betrachtung einer Gegend als Landschaft ist seit jeher eine bürgerliche und städtische Erfindung, die über die Landschaftsmalerei, den Landschaftspark, die Landesverschönerung, den Heimatschutz und schließlich den Naturschutz und die Landespflege allmählich als dominante und einzig legitime Sichtweise etabliert wurde. Doch selbst vor 30 Jahren waren häufig noch, über die Arbeit von Eltern oder Großeltern vermittelt, Grundkenntnisse zum Gebrauch von 'Landschaft', also zur Bewirtschaftung von Äckern und Grünland verbreitet. Diese sind aktuell, nachdem die bäuerliche Wirtschaft durch die Förderung der industriellen Agrarproduktion 'umgebracht' wurde (s. Berger 1992), praktisch nicht (mehr) vorhanden. Die offene Landschaft ist damit nur noch Kulisse oder wird durch die ökologische Brille betrachtet. Dass Landschaft durch den primärproduktiven Gebrauch quasi nebenher 'entsteht', ist den meisten jüngeren Zeitgenossen völlig unbekannt. Stattdessen lauert hinter jeder Ecke ein Biotop, ein Habitat oder sonst irgendetwas Gefährdetes oder Schützenswertes. Arbeit kommt in dieser bodenlosen Kultur (vgl. Jurk & Gro-

nemeyer 2011) bestenfalls als 'Störung' vor. Landnutzer als 'Akteure'. Lebensmittel kommen aus dem Supermarkt.

Für den Wald gilt die verbreitete Unkenntnis schon länger. Die Waldnutzung ist 'traditionell' zentralisiert, der wirtschaftliche Zugang ist spätestens seit den Verkopplungen stark reglementiert. Dazu kommen die langen Ernte- und auch Pflegeintervalle im Wald, die dazu führen, dass man als Spaziergänger die Arbeit nur mit Vorkenntnissen sieht. Das Erkennen der im Bestand enthaltenen Geschichte von Natur und erst Recht von Kultur und Arbeit ist sehr anspruchsvoll. Das hat uns bei den Kompaktseminaren über viele Jahre vom Wald ferngehalten. Es sei nur am Rande daran erinnert, dass die Waldsoziologie am Unverständnis bzw. der Verklärung des Waldes professionell einen nicht unerheblichen Anteil hat (vgl. Klauck 2005, Gehlken 2008). Der Wald wird (wie die 'Landschaft') nicht als das gesehen, was er ist: Eine Produktionsfläche für Holz (und Wild). Sondern er ist Sinnbild für Natur, Ursprünglichkeit, Stabilität usw... Der Wald selbst ist also ökonomisch und historisch und damit in den konstituierenden Aspekten tendenziell unlesbar. Noch mehr: Er wird (vermutlich gerade deswegen) gar nicht erst wahrgenommen. Indizien dafür liefern z.B. die folgenden Untersuchungsergebnisse, die im Rahmen der Forschung zu einer Dissertation (Rovers 2014²³) erhoben wurden (s. Abb. 2). Angeblich haben etwa 80% der Befragten ihre Kindheit in Mischwäldern verbracht²⁴

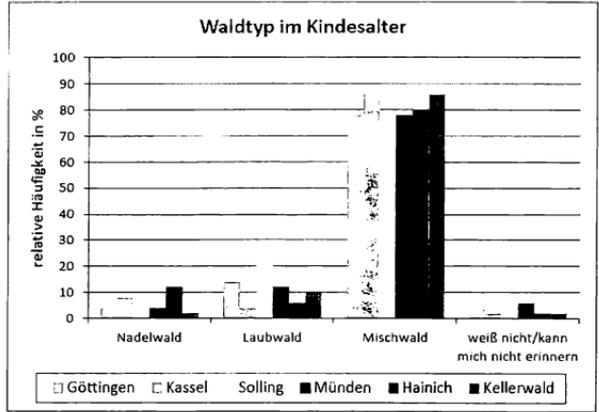
23 Der Titel des noch nicht abgeschlossenen Dissertationsvorhabens lautet 'Ausgewählte Aspekte zur ethisch und ästhetisch motivierten Wertschätzung von Waldgebieten durch Waldbesucher' Die Autorin stellte freundlicherweise einige ihrer Ergebnisse zur Verfügung.

Zum Inhalt der Arbeit (aus: <http://www.uni-goettingen.de/en/324185.html>, 9.4.14): Durch qualitative Sozialforschung soll ermittelt werden, welche ethischen Motive hinter der Wertschätzung unterschiedlicher Waldgebiete stehen und welches Erscheinungsbild und welche Elemente des Waldes von Menschen präferiert und als ästhetisch erachtet werden. Ferner soll geklärt werden, inwieweit sich die Besucheransprüche mit Naturschutzkriterien vereinbaren lassen und wo es Differenzen gibt. Schließlich sollen daraus Aspekte für das Management verschiedener Waldgebiete abgeleitet werden.

24 Es sei hier nur am Rande erwähnt, dass die methodenimmanente 'Gefahr' der nicht beabsichtigten aber dennoch wirksamen Beeinflussung der befragten Leute durch die Fragestellung oder allein schon durch die Tatsache einer Befragung an sich (Was will der Interviewer wohl von mir hören?) die Brauchbarkeit der so gewonnen 'Ergebnisse' sehr in Frage stellt. Das ist das Dilemma aller reaktiven Meßverfahren (s. z.B.), das durch positivistische Betrachtungen der 'Ergebnisse' (s. z.B. Berger & Kellner 1984) und/oder deduktive 'Wirklichkeitsnormierungsfunktionen' verwendeter Theori (s. z.B. Hard 1990) noch heftig verschärft wird.

Die hier vorgestellten Ergebnisse sind also mit Vorsicht zu genießen, sind für unsere Fragestellung aber dennoch interessant.

Abb. 2: In welchem Typ von Wald haben Sie sich als Kind (bis zum 14. Lebensjahr) aufgehalten? (1 Antwort). (Rovers 2014)

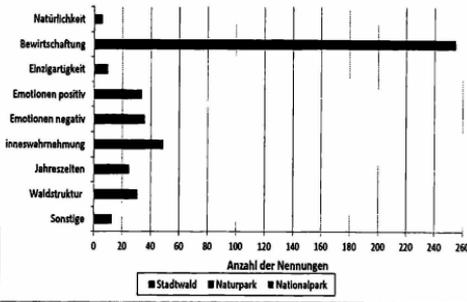


Das ist einigermaßen verwunderlich, denn nach den Ergebnissen der Bundeswaldinventur 2 (BMVEL 2004) verfügt die BRD nur über 48,6 Mischwälder. Und als Mischwald gilt ein Bestand schon ab einer Beimischung von 5% anderer Baumarten. Solche Wälder sind noch weit entfernt von dem, was gemeinhin als Mischwald verstanden wird. Obwohl klassische Mischwälder also real eher selten sind, geben 80% der Leute an, sich vor allem in solchen aufgehalten zu haben. Das bedeutet entweder verschiedene Definitionen von Mischwäldern oder von den 'Realitäten' abweichende Wahrnehmungen und Erinnerungen. Vermutlich hat damals kaum jemand darauf geachtet, um was für einen Wald es sich handelt und könnte das auch heute (im Rückblick) nicht sicher sagen. Da kommt der Mischwald als Ausweg gerade recht. Das wäre zumindest eine naheliegende Interpretation des Befundes. Die Leute wissen zwar, dass sie in einem Wald waren, kaum jemand aber könnte hinterher sagen was für ein Wald das war.

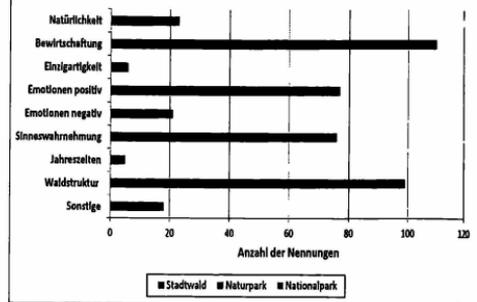
Beachtet wird im Wald vor allem der Nahbereich, den Wöbse (2002) als 'Mikrotop' bezeichnet. Das sind Rinden, Blätter, Pflänzchen, Zapfen usw., denen auch Salisch (1885) in seinem Klassiker 'Forstästhetik' viele Seiten widmet. Besondere Beachtung findet außerdem das 'Makrotop', also die Stellen, die die Fernsicht ermöglichen. Diese sind zur Erinnerung wichtig, sind im Wald aber selten. Das sogenannte 'Mesotop', also das, was die Förster das 'Waldbild' nennen und das den eigentlichen Wald und die vor allem die Besonderheit des Waldes ausmacht, spielt nur eine sehr untergeordnete Rolle. Dazu passen die Ergebnisse einer Befragung, in der die Leute verschiedenen Waldbildern Adjektive zuordnen sollten (Rovers 2014). Hier wurden vier Bilder vorgelegt und die Befragten sollten zu den Bildern spontan und frei jeweils zwei Eigenschaftswörter notieren. Diese wurden später 9 Kategorien zugeordnet. Die Verteilung der Kategorien fällt je nach Bild sehr unterschiedlich aus.



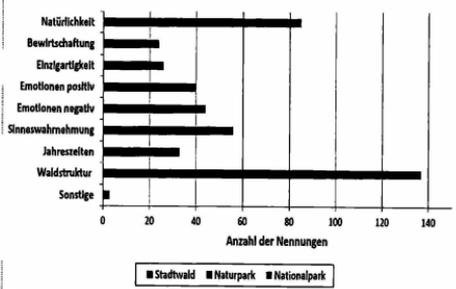
Eigenschaftswörter (Adjektive) - Bild 5



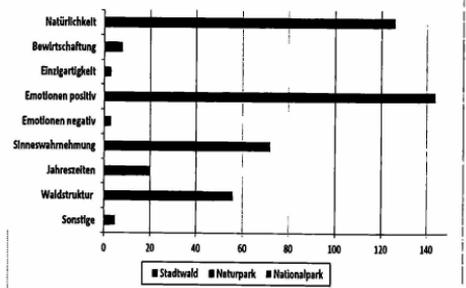
Eigenschaftswörter (Adjektive) - Bild 6



Eigenschaftswörter (Adjektive) - Bild 7



Eigenschaftswörter (Adjektive) - Bild 8



Ein Bild (hier Bild 5 genannt) wird eindeutig mit Bewirtschaftung assoziiert. Beim Bild eines klassischen Buchenhochforstes im Frühjahrsgrün (Bild 6) sind die Angaben sehr indifferent. Er wird - wohl vor allem wegen des Weges - mit Bewirtschaftung verbunden, ist aber dennoch emotional positiv besetzt. Beim dritten Bild (Bild 7), einem knorrigen und schlechtwüchsigen Buchenstockauschlag vom Edersee spielen strukturelle Eigenschaften eine große Rolle. Diese werden aber eindeutig mit Natürlichkeit verbunden, wobei andere Zuordnungen unklar bleiben. Beim letzten Bild (Bild 8) wird noch eindeutiger Natürlichkeit als Hauptmerkmal attestiert und diese ist ebenso unzweifelhaft positiv besetzt. Mitteldemeigentlichen Waldhabendie Zuordnungenganz offensichtlich wenig zutun.w würde nämlich auch im ersten Bild bei etwas geänderter Perspektive alle Zeichen von 'Natürlichkeit' (Mischung, Ungleichaltrigkeit, knorrige Bäume, Totholz) aufweisen. Bewertet wird nicht der Wald im engeren Sinne, also nicht das für 'Laien' unlesbare Waldbild, sondern die Accessoires wie Wege, Holzstapel oder - im letzten Bild - Totholz. Letztlich wird so nur die Effizienz der landespflegerischen Propaganda geprüft. Die Befragung zeigt weniger was die Leute tatsächlich sehen sondern vielmehr ob sie die Bilder 'richtig' einordnen können. Der Wald, der auf den Bildern zu sehen ist, spielt jedenfalls kaum eine Rolle. Der Wald ist unlesbar und unsichtbar.

Die Unlesbarkeit des Waldes bzw. die Verwirrung durch ideologische Verlautbarungen traf übrigens auch die Interviewerin selbst. Sie war völlig außerstande, in den Waldbildern irgendwelche Nutzung oder Geschichte zu erkennen, sondern glaubte blind dem, was die Förster ihr in die Feder diktierten. So sprach sie auch von verschiedenen Waldtypen, definierte diese aber nicht über die realen Bestände, sondern über deren Etikettierung (stadtnaher Wald, Naturpark, Nationalpark). So stammen zwei der Bilder aus Nationalparks, stehen also vermeintlich für natürliche Wälder oder gar 'Urwälder'. Dass Wälder, die erst seit 25 Jahren als Nationalparks ausgewiesen sind, sich außer der Beschilderung in Nichts von ganz normalen Wirtschaftswäldern unterscheiden, war der Interviewerin nicht klar. So wurde mit der Befragung tatsächlich nicht die Wahrnehmung unterschiedlicher Waldtypen analysiert, sondern allenfalls die ggf. variierende Wahrnehmung durch unterschiedliche Besuchergruppen (im Stadtwald eher 'normale' Spaziergänger und Kulturinteressierte (Wilhelmshöhe), im Naturpark 'normale' Wanderer und im Nationalpark eher Naturfreaks). Denn tatsächlich zeigte die Zusammensetzung der Besuchergruppen der drei Gebiete größere Abweichungen als die dort angetroffenen Wälder. Und während bei den Besuchern immerhin diese Unterschiede abgefragt wurden (Herkunft, Aufenthaltsdauer, Alter, Bildung usw. ...), blieben die Wälder völlig unbeschrieben. Hier reichte der Autorin zur Einordnung das aufgeklebte Etikett. Andere Möglichkeiten der Einordnung oder Typisierung standen weder der Forscherin noch den Besuchern zur Verfügung. Die Befragung selbst und deren Ergebnis zeigen deutlich, dass der Wald vor allem anhand bestehender Vorurteile bewertet wird.

„Der Mensch (...) reagiert nicht auf 'die Wirklichkeit', sondern auf s e i n e Wirklichkeit, d.h. die Wirklichkeit, wie er glaubt, daß sie sei“ (Hard 1970: 16).

Und die wird in heftigem Maße von dem bestimmt, was man kulturelle Sozialisation nennen könnte.

„Als 'natürlich' empfinden wir eine Landschaft dann, wenn sie jenen Bildern gleicht, die wir - aus Dichtung, Malerei, Fernsehen und Dreigroschenheftchen – in unseren Köpfen als natürliche Landschaft gespeichert haben“ (Burkhardt 1985: 199).

Die Vorurteile sind nicht nur bei den befragten normalen Waldbesuchern vorhanden, sondern auch bei den Wissenschaftlern völlig unreflektiert anwesend. Landespflegerische Illusion ist also im Wald besonders leicht herzustellen, weil das erwartete Bild recht unspezifisch ist und der Wald als solcher unter 'Natur' subsumiert wird. Dazu haben jahrhundertelange Verklärungen, Mystifizierungen, Verschleierungen, Fehldarstellungen und schlichte Lügen seitens der Forstpartie und der Landespflege erheblich beigetragen. Es wurde offenbar verstanden, was Burkhardt (1985) als 'kleinsten Eingriff' bezeichnete, nämlich, dass „Eingriffe vor allem auf unsere Wahrnehmung wirken, und erst in zweiter Linie auf das Objekt, die Außenwelt“ (ebd.: 199). Der 'kleinste Eingriff' findet also in den Köpfen statt. Die Geschichte der landespflegerischen und forstlichen Propaganda sind dafür eindrucksvolle Beispiele (s. Debatte ums Waldsterben, um angebliche Urwälder usw.). Damit wird der konkrete Wald beliebig austauschbar solange die ideologisch (oder zur Not auch die tatsächliche) Fassade stimmt.

Kulissenschieberei im Wald

Das hat sich die Forstästhetik (Salisch 19.) schon lange zu nutzen gemacht. Man denke nur an die Eichen- und Birkenkulissen vor den Kiefernforsten, die z.B. in der Lüneburger Heide stellenweise den Eindruck erwecken, man befinde sich in einem Laubwaldgebiet. Hier sieht man tatsächlich den eigentlichen Wald vor lauter Bäumen nicht und soll ihn auch nicht sehen. Aber es sind nicht nur Bäume, die zur Kulissenschieberei verwendet werden.

Wenn es stimmt, dass für den Wald fast jegliches historische oder ökonomische Verständnis nach lang andauerndem ideologischen Trommelfeuer ausgetrieben ist und die Erwartung an das Bild des Waldbestandes sehr unspezifisch ist, dann braucht es vergleichsweise wenig Aufwand um die Illusion des natürlichen Waldes aufrechtzuerhalten.

Das haben die alten Waldästheten (Salisch...) schon vorgemacht und darauf hoffen auch die neuen Strategen. Derzeit findet in den deutschen Forsten flächendeckend die Durchsetzung der großtechnischen Holzernte, man könnte auch etwas dramatisierend sagen, die Industrialisierung des Waldbaus, statt. Das ist verbunden mit Anlage sogenannter Rückegassen²⁵, die die Bestände im Abstand von 20 Metern durchziehen. Da die Großgeräte (Harvester und

25 Stölb (2005: 325) empfiehlt ganz richtig, von Maschinenspuren zu sprechen, „weil das meiste Holz ja nicht mehr gezogen, also gerückt wird, sondern herausgefahren“

Forwarder), für deren Einsatz die Gassen angelegt werden, nicht hangparallel arbeiten können, verlaufen die Trassen hangabwärts und damit quer zur ehemaligen hangparallelen Forsterschließung. Das ist vergleichbar den Modernisierungen in den Weinbergen, bei denen ebenfalls von hangparalleler Bewirtschaftung (Terrassen) auf hangabwärts verlaufende Rebzeilen (und Rebgassen) umgestellt wurde. Die Umstellung im Weinberg setzte ziemlich rabiote Flurbereinigungen voraus. Und auch im Wald sind die Spuren der Modernisierung unübersehbar. Und sie betreffen weit größere Flächen als im Weinbau. Begleitet (oder vorbereitet) wurde diese Rationalisierung durch ein großes ideologisches Trommelfeuer, das im Namen der 'Nachhaltigkeit' angefacht wurde. Mit diesem mittlerweile arg abgenutzten Begriff (s. Lorberg 2007) wurde die Zertifizierung der Wälder offiziell begründet. Mit politischem und ökonomischem Druck, der fast an die Zwangskollektivierung in der DDR erinnert (nicht zertifiziertes Holz von Sägewerken und Holzkäufern schlicht nicht abgenommen, bei öffentlichen Ausschreibungen werden PEFC-Zertifikate verlangt usw.) wurde die Zertifizierung großflächig durchgesetzt (2/3 der Waldfläche sind PEFC-zertifiziert). Gegen einen Obolus (PEEFC: 0,16 €/ha/J) kann das Holz als zertifiziert und kontrolliert (aus nachhaltiger Produktion) verkauft werden. Die Bewirtschaftungsauflagen vor allem beim verbreiteten PEFC sind denkbar harmlos und stehen nicht im Widerspruch zur ohnehin üblichen großtechnischen Forstwirtschaft. Im Rahmen der Zertifizierung wird allein die systematische Anlage von Rückegassen quasi vorgeschrieben, weil das Befahren des Waldes bei der Holzernte nur auf diesen erlaubt, sonst aber strikt verboten ist. So firmiert die faktische Zerstörung von 5-10% der Holzbodenfläche unter dem Signet der 'bodenschonenden Waldbewirtschaftung'. Damit die Angelegenheit widerspruchsfrei passieren kann wird der Wald mit einigen Habitatbäumen garniert. Die sorgen für ein wenig Urtümlichkeit und beruhigen Spaziergänger wie Naturschützer. So hat der NABU die Rückegassen-Propaganda der Zertifizierer gleich auf seine WeBSITE übernommen und die Publikationsorgane der Ökologen stimmen ein Loblied auf das Totholz an.

Weder von Seiten der Forstwirtschaft noch von Seiten des Naturschutzes besteht ein Interesse an einer kritischen Diskussion der Wirtschaftsweise im Wald. Mit der Zertifizierung scheint eine große Koalition beider Seiten besiegelt, in der die Forstpartie den Wald für die voll mechanisierte Holzernte aufrüsten kann und der Naturschutz einige Habitatbäume und Naturwaldreservate erhält. Also die schon vom Grünland altbekannte Arbeitsteilung (s. Lührs 1994) in Form einer segregativen Strategie, die die Machtsphären aufteilt und bei der allenfalls um einige Prozentanteile geschachert wird.

Die verbreitete Unkenntnis in der Lesbarkeit des Waldes kommt so beiden Seiten gelegen. Der Forst kann mit ein wenig Effekthascherei und verstreuten Natur-Accessoires ein grünes Mäntelchen um die Industrialisierung der Holzproduktion legen. Und der Naturschutz nutzt die gleichen Versatzstücke für die Proklamation aller möglichen 'Urwälder' Mit der medienwirksam verbreiteten Ansicht, Naturschutz im Wald ginge nur ohne jegliche Nutzung (s. jüngst die

Buchenwaldkampagne von Greenpeace), wird eine Polarisierung betrieben, die zwar nicht der 'Natur' nutzt (s. Ergebnisse der Naturwaldforschung), wohl aber der Macht der Verbände. Dabei ist die verbreitete Unlesbarkeit des Waldes ganz hilfreich, weil so jeder x-beliebige Forst leicht als 'Natur' oder 'Urwald' etikettiert werden kann. Ein paar 'urtümliche' Bäume reichen dafür aus. Die Nationalparke können in dieser Hinsicht auf einige Jahre Erfahrungen verweisen. Sie gehören in dem Geschäft, den Leuten ganz normale Altersklassenforste von heute auf morgen als Natur zu verkaufen, zu den Profis. So werden der 'Kundschaft' auf geführten Wanderungen im Kellerwald knorrige, mehrtriebige Eichenbestände, denen die Herkunft aus ehemaligen Niederforsten bei kurzer Erklärung leicht anzusehen wäre, als das natürliche Ergebnis flachgründiger Standorte dargestellt. Im Harz werden zusammenbrechende Fichtenbestände, die man in den 80er Jahren noch als Zeichen des Waldsterbens präsentiert hätte, nun auf einem 'Waldwandelpfad' als natürliche Sukzession und Beispiele für wertvolle Walddynamik angepriesen. Und im Hainich gewährt der Baumkronenpfad den Blick auf „den Lebensraum Urwaldbaumkronen“ in einem „vielfältigen Waldbestand“ mit hoher „Strukturvielfalt“, die für den sonst buchendominierten Hainich eher untypisch und in Wahrheit das Ergebnis vorangegangener jahrhundertelanger Mittelwaldwirtschaft ist. Solche Inszenierungen und Täuschungen sind dem Publikum leicht unterzujubeln, wenn diesem der Wald und die dort stattfindende oder ehemals stattgefundene Nutzung völlig unbekannt und unlesbar sind. Forst und Naturschutz betreiben also trotz völlig unterschiedlicher Interessen und Motivationen ein ähnliches Spiel.

in beiden Fällen wir der spezifische Charakter des soziologischen 'Geistes' absorbiert oder weitgehend modifiziert durch etwas anderes -: durch die (...) 'Ingenieurs-Mentalität' beziehungsweise durch die 'revolutionäre Mentalität' (...). Diese Prozesse führen auf seltsame Weise zu einem ähnlichen Ausweichen vor dem Interpretationsakt. (...)

Diese Allianz hat erhebliche Macht, denn sie stellt sozusagen eine Eheschließung dar zwischen der utopischen Hoffnung und anscheinend wissenschaftlicher Strenge und Gründlichkeit" (Berger & Kellner 1984: 123f)

Wald wird nicht erklärt, sondern verklärt. Die Leute werden real wie auch ideologisch vom Wald ferngehalten.

Also doch...

Auch wenn der Wald – wie eingangs erwähnt - der freien Landschaft im Weg steht, so weist er doch mehr Analogien zur Landschaft auf als es zunächst schien. Er ist dem Publikum völlig unverständlich. Das gilt für die Landschaft insgesamt wohl auch. Wenn Tucholsky (1928) bemerkt, dass „die Landschaft leer war“, dann gilt das für den Wald wohl erst recht. Denn hier erstreckt sich die Unlesbarkeit auch auf die ästhetische Bewertung. Für diese verfügt die freie Landschaft auf eine längere Rezeptionsgeschichte und mehr ästhetische Vorbilder (aus der Kunst, der Werbung usw.). Der Wald ist auch ästhetisch relativ unbekannt. Gerade deshalb ist die Betrachtung des Waldes besonders stark

auf einzelne accessorische Elemente gerichtet, die den Blick vom 'eigentlichen' Wald (also dem Baumbestand) ablenken. Der Wald wird nicht (oder nicht primär) über den Baumbestand wahrgenommen und bewertet, sondern der Blick bleibt an vordergründigen Details hängen oder entschweift in entlegene Fernen. Diese bestimmen die Bewertungen weit mehr als der eigentliche Wald. Die Waldbetrachtung ist durch das mittlerweile üblich gewordene Verschweigen der Nutzung durch Forst und Naturschutz und die tradierte und zunehmende Fernhaltung von der Waldarbeit immer mehr auf ästhetische und/oder ökologische Kategorien konzentriert worden. Auch das kommt uns aus der restlichen Landschaft doch sehr bekannt vor.

Die Fokussierung auf ein Bild, dessen Inszenierung wichtiger ist als der konkrete Inhalt, macht Wald und Landschaft gleichermaßen anfällig oder geeignet für Kulissenschieberei. Mit wenigen aber effektvollen Details und passender Propaganda können Folgen der Modernisierung leicht verschleiert werden.

Literatur

- Appleton, J. (1975): *The Experience of landscape*. Chister, New York, Brisbane, Toronto: 239 S.
- Arbeitskreis Forstliche Landespflege (1994): *Waldlandschaftspflege. Hinweise und Empfehlungen für Gestaltung und Pflege des Waldes in der Landschaft*. Ecomed, Landsberg: 154 S.
- Berger, J. (1984): *SauErde - hier: Historisches Nachwort: 266-293*. Frankfurt a.M., Berlin, Wien.
- Berger, P.L. & Kellner, H. (1984): *Für eine neue Soziologie.- Frankfurt a. M.:* 163 S.
- Blaß, A., Gehlken, B., Greulich-Blaß, M., Heinzen, S., Hülbusch, K.H., Sauerwein, B. & Schuh, P. (2012): *Reise in eine Gegend ohne Geschichte. Haldenbegrünungen nach der Braunkohle*. - In: *AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Notizbuch 82 der Kasseler Schule 'Beschwerliche Reisen zu Abgründen'*: 169-285. Kassel.
- Buderath, B. & Makowski, H. (1986): *Die Natur dem Menschen untertan. Ökologie im Spiegel der Landschaftsmalerei*. dtv, München: 303 S.
- Burckhardt, L. (1983): *Natur für Touristen*. - In: ders. (1985): *Die Kinder fressen ihre Revolution: 196-199*. DuMont, Köln.
- Gehlken, B. (1997): *Die Verwendung des Forstbegriffes in der Pflanzensoziologie, der Vegetationskunde und der Landschaftsplanung*. In: *Natur und Landschaft 72/12*: 550-555. Stuttgart.
- Gehlken, B. (2008): *Der schöne ‚Eichen-Hainbuchen-Wald‘ – auch ein Forst oder: Die ‚Kunst‘ der pflanzensoziologischen Systematik*. - *AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Notizbuch 72 der Kasseler Schule*. 178 S. + Tabellenbeilage.
- Gehlken, B. (2014): *Der 'ideale Waldrand' – Vorbild, Leitbild oder Trugbild? Auf der Suche nach der Herkunft eines Phantoms*. - *AFJZ*, Druck in Vorbereitung.
- Hard, G. (1970): *Die 'Landschaft' der Sprache und die 'Landschaft' der Geographen*. Dümmlers, Bonn: 281 S.
- Hard, G. (1990): *Die Störche und die Kinder*. In: *AG Freiraum & Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 18 der Kasseler Schule: 54-72*. Kassel.

- Hard, G. (1991): Landschaft als professionelles Idol.- Garten und Landschaft 3/91: 13-18. München.
- Hard, G. (2005): Der Wald als Palimpsest. In: AG Freiraum & Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 69 der Kasseler Schule: 212-215. Kassel.
- Jurk, C. & Gronemeyer, R. (Hrsg.) (2011): Bodenlos. Vom Verschwinden des Verlässlichen. Brandes & Apsel, Frankfurt: 286 S.
- Klauck, E.J. (2005): Die Forstpflanzengesellschaften des Hunsrücks im Lichte ihrer Wirtschaftsgeschichte. - AG Freiraum & Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 69 der Kasseler Schule. 224 + Anhang. Kassel.
- Lorberg, F. (2010): Wahrnehmungspsychologie und Landschaft. (<https://kobra.bibliothek.uni-kassel.de/bitstream/urn:nbn:de:hebis:34-2010093034668/5/LorbergWahrnehmungspsychologieUndLandschaft.pdf>)
- Rovers, A.K. (2014): Befragungsergebnisse. unveröff. Mskr.
- Salisch, H.v. (1911): Forstästhetik. 4. Aufl. – Springer, Berlin: 434 S.
- Smuda, M. (1986): Natur als ästhetischer Gegenstand und als Gegenstand der Ästhetik. Zur Konstruktion von Landschaft. - In: ders. (Hrsg.): Landschaft: 44-69. Suhrkamp, Frankfurt.
- Stölb, W. (2005) Waldästhetik. Kessel, Remagen.
- Wöbse, H.H. (2002): Landschaftsästhetik. Über das Wesen, die Bedeutung und den Umgang mit landschaftlicher Schönheit. Ulmer, Stuttgart: 304 S.



Blühende Landschaften²⁶

Bernd Sauerwein

Rezension:

Hendryk Baumbauch, Hartmut Sängner und Martin Heinze (Hg.) 2013:

Bergbaufolgelandschaften Deutschlands

geobotanische Aspekte und Rekultivierung

668 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen, Karten, Diagramme und Listen

Weisdornverlag, Jena

Obleich im Titel genannt, ist von Landschaft im Buch 'Bergfolgelandschaften' wenig die Rede. Der Begriff 'Landschaft' wird lediglich als Klammer gebraucht, um die inhaltlich wie im Umfang unterschiedlichen Aufsätze zu den überaus unterschiedlichen 'geobotanischen' Folgen der ebenso unterschiedlichen Bergbauindustrien zusammenzufassen. Gleichwohl ist die Erwähnung des Begriffes im Titel nicht zufällig. Als Euphemismus gebraucht, dient der Begriff dazu die Folgen des Bergbaus, die hinterlassenen Haufen und Bergbauseen, die devastierten Böden und Gewässer ideologisch als ökologisch 'wertvolle' Landschaft zu erhöhen und sich der Bergbauindustrie anzudienen²⁷. Daher ist unumgänglich zunächst kurz auf den Begriff, der im Buche nicht auftaucht, einzugehen bevor das Buch resp. die versammelten Aufsätze rezensiert wird, um abschließend auf die Bedeutung des Gebrauchs des Begriffes zurückzukommen.

Landschaft

"Das Gute an der Vergangenheit und die Planung der Zukunft –
– der Bezug auf Landschaft ist in der Summe, aber oft auch im einzelnen,
gemischt aus einem romantischen Rückzug und einem planerischen Ideal"
(Eisel 1982: 157).

Man kann es auch prägnanter sagen:

"Landschaft – das ist ein Begriff, der allen Scharlatanen,
vom Naturschützer über den Landschaftsgestalter bis zum Ökologen,
erlaubt, alles und nichts zu verkaufen"
(Hülbusch 2006: 95).

Möglich ist dies, weil 'Landschaft' ein amorphes Plastikwort (Pörksen 1988) ist, das zugleich vieles, ja alles verheißt und damit nichts bedeutet. Bekanntermaßen entstammt der Begriff der Malerei und ist über den Umweg des Landschaftsparks auf die Realität bezogen. Als Landschaft betrachtet, wird die reale Welt 'malerisch' gesehen. Nicht die Dinge selbst werden betrachtet, sondern die Ästhetik ihrer Anordnung resp. ihrer Komposition, – unabhängig davon, ob

²⁶⁾ H. Kohl, mdl., so um 1990.

²⁷⁾ Die meisten Autoren sind Mitglieder der AG Bergbaufolgelandschaften. Neben natürlichen Personen sind in der AG auch Firmen Mitglied, u.a. Vattenfall Europe Mining AG und Wismut GmbH (<http://www.bbfl.de/>). Das Buch ist im Handel erhältlich und kann auch direkt vom Verlag bezogen werden: weißdorn-Verlag Jena, Wöllnitzer Str. 53; D-07749 Jena.

diese naturbürtigen Ursprungs sind, durch historische und aktuelle Nutzungen geprägt oder gar ästhetisch landschaftsplegerisch komponiert wurde. Der landschaftliche Blick ist von individuell tradierten Erfahrungen geprägt, die immer unreflektiert und positiv kanonisiert (Hard & Gliedner 1978) daherkommen.

"Claude Lévi-Strauss resümiert am Ende seiner Reisen in den 'Traurigen Tropen', welche Landschaft ihn am meisten beeindruckt hat. Er hat den Dschungel und Hochplateaus gesehen, Hochgebirge, Küste, Meer – Landschaften in Extremzuständen. Er kommt zum Schluß, dass es die unvertraute Landschaft seiner Kindheit ist – 'das europäische Mittelgebirge mit Mischwand' (Moniková 1994)

Daher liebt die Norddeutsche das Flachland, während der Hesse dort die Berge vermisst. Dem zumeist positiven Kanon der Erinnerung an die Kindheitslandschaft entspricht die Verheißung auf ein schönes Leben, die mit 'idyllischer Landschaft' verbunden ist. Daher ist 'Landschaft' ein beliebtes Schlagwort des Tourismus (Appel 1992). Der unreflektierte Blick, die Typifizierung (Berger & Kellner 1994), ist alltagsweltlich gegenwärtig, um Dinge und deren Bedeutung zur erkennen. Eine ästhetische Typifizierung wird, bezogen auf einen Gegenstand, recht bald durch dessen Gebrauchswert gerade gerückt. Beispielsweise kann ein Stuhl ästhetisch in unreflektierter Erinnerung an die Stühle der Großmutter im Landhausstil oder nach neuester Mode gewählt werden. Die vom Geschmack getragene Wahl nach dem Design findet recht bald im Gebrauchswert des Stuhles ihre praktischen Grenzen. Diese Prüfebene besteht bei der Betrachtung der Landschaft nicht. Dazu ein bekanntes Beispiel:

"Drei Leute gehen zusammen über Feld, bleiben auf einer Anhöhe stehn und blicken hinaus: der eine sieht Möglichkeiten wirtschaftlichen Handelns, der andere einen Schauplatz vergangener Geschichte, der dritte Gestaltungen, die ihn zum Zeichnen und Malen anregen" (Guardini 1944: 10-11)

Genaugenommen sehen die drei Leute keine Landschaft; sie erblicken unterschiedliche Dinge. Der eine vielleicht Felder und Wiesen oder Handelswege, die die Möglichkeiten wirtschaftlichen Handels ermöglichen, der andere vielleicht eine alte Schanze, die im Gelände zu erkennen ist und der dritte, die Felder und Wiesen, die Handelswege, die Schanze, Bäume oder Blumen, die er als solche oder in künstlerischer Komposition malen und zeichnen will²⁸ Den Absichten und Interessen der drei Leute entsprechend haben die Dinge, die sie sehen für sie eine unterschiedliche Bedeutung. Als Teil der Landschaft gehen die Bedeutungen verloren.

Beim Schreiben wurde mir dies deutlich, da ich die Dinge aus denen eine Landschaft besteht, nicht benennen konnte. Entweder sind es abstrakt 'Dinge' oder 'Gegenstände' – könnten also auch Stühle und Tische sein – oder konkret Häuser, Dörfer, Bäche, Flüsse, Wälder, Bäume, Acker, Wiesen, Grünland, Wege, ..., die auch ohne Landschaft bestehen. Die begriffliche Notlösung 'Land-

²⁸⁾ Sofern nicht die einzelnen Dinge Themas seines künstlerischen Wirkens sind sondern die Ästhetik der Komposition, ist der einzige der die Landschaft landschaftlich sieht.

schaftselement', die vielfach besonders in der landespflegerisch-natur-schützerischen Literatur zu lesen ist, zeigt, daß die Bedeutung wie die Dinge selbst in der Landschaft untergehen. Als Landschaftselement erhalten die Dinge erst Bedeutung durch die Landschaft als Teil von ihr. Sie gelten in der Landschaft nur als Teil der Komposita. Erst die Komposition ergibt die Landschaft. Eine Einheit wird Kraft des Wortes konstituiert, die Real nicht gegeben ist.

"Dem Wort Landschaft, welches in der geographischen Methodologie sinnvollerweise nur betrachtet werden kann als ein (in der Tradition des Faches [Geographie] verankerter) Vorschlag für eine Auswahl von Studienobjekten, wird Kraft der wohlbekannteren »Hypostasierung durch das Wort« (E. LEISI 1960, S. 23) ein real existierendes Ding untergeschoben, und von diesem Gegenstand dessen Existenz auf dem Glauben beruht, einem Substantiv müsse doch ein reales Objekt entsprechen, wurde nicht ganz selten sogar gesagt, daß es »ein konkretes Forschungsobjekt« und als solches »der Gegenstand der Geographie« sei" (Hard, G. (1970)2002: 133-154)

Dennoch sind in der geographischen Literatur Landschaften vielfach als real-existent beschrieben: Heidelandschaft, Gebirgslandschaft, Seenlandschaft, Heckenlandschaft, Waldlandschaft; aber auch abstrakter: abiotische, natürliche und anthropogene Landschaft. Diese Beschreibungen sind ästhetisch an dem auffälligsten 'Landschaftselement', Heide, Gebirge, Seen, Hecken, Wälder etc. orientiert und deduktiv. Versuche Landschaften induktiv zu typisieren, z.B. theoretisch von Schmithüsen (1976) oder – bezogen auf die Vegetation – in der Synsoziologie, wurden professionell nicht nachgehalten und scheiterten. Die vorgeblich wissenschaftliche Beschreibung von Landschaften folgt der ästhetischen Wahrnehmung, sie beruht auf Typifizierungen, auf unreflektierten persönlichen Empfindungen und Wertgebungen, die pseudowissenschaftlich ge-delt werden und als solche wiederum ideologisch die Wahrnehmung leiten. Die Prüfebene des praktischen Gebrauchs, die bei der typisierenden Wertung eines Gegenstandes besteht, entfällt, da Landschaften keine Gebrauchsgegenstände sind. Die Betrachtung der Landschaft ist ästhetisch. Das Wort hat dieser Art einen positiven semantischen Hof des Wortes (Hard & Gliedner 1978), in Erinnerung an die 'schöne Landschaft' der Kindheit oder des letzten touristischen Urlaubs (Appel 1992).

Auf dem positiven semantischen Hof des Wortes (Hard & Gliedner 1978) beruht der Gebrauch von 'Landschaft' in der Geographie, in der Landespflege, in der Ökologie, im Naturschutz etc., um geographische, ökologische oder auch anders geartete zumeist ideologische Wertgebungen auf eine Region zu beziehen. Dies fällt leicht, da ja die Landschaft in der Betrachtung real existiert und in der typisierenden Betrachtung durchaus sinnig ist. So erinnerte die Vulkanlandschaft, die Greulich-Blaß (2014) aus Neuseeland beschreibt, ad hoc an devastierte Bergbaufolgelandschaften, etwa Bitterfeld und kann hinsichtlich der Nutzungsmöglichkeiten typifizierend verglichen werden. In dem alltagsweltlichen Vergleich, endet erschöpft die Erkenntnis, wenn nicht eine typologische und genealogische Analyse anschließt, die über die ästhetische Implikation von 'Landschaft' hinausgeht, d.h der vorikonographischen landschaftlichen Betrachtung

tung eine ikonographische Beschreibung und ikonologische Interpretation folgen (vgl. Lührs 1994; Panofsky 1979)

Zumeist bleibt die Landschaftsbetrachtung vorikonographisch. In diesem Gebrauch ist die Bedeutung des Begriffes 'Landschaft' ebenso weit, wie die Liste der Literatur zur Genese, Bedeutung, Ideologie und Kritik des Begriffes lang (z.B. Hard 2002; Hard & Gliedner 1978; Hülbusch 2006, Lorberg 2007). Alles und jedes, was irgendwie einen Raumbezug hat, kann und wird in den geographischen 'Wissenschaften' als Landschaft bezeichnet²⁹, um als solche gleichermaßen erhalten wie entwickelt zu werden. Bemerkenswert ist, daß in all den Beschreibungen von Landschaften die Dinge keine eigene Bedeutung haben, sondern allein 'Landschaftselement' in der Landschaft bestehen. Auch die Leute, für die die Dinge Bedeutung haben bzw. ihre Bedeutung erst herstellen, tauchen nicht auf. Von Arbeit ist nie die Rede. Leute sind allenfalls als die Landschaft bestaunende touristische Wanderer zugegen.

Auffällig ist, dass der Begriff 'Landschaft' zur Bezeichnung einer Gegend erst auftaucht, als die Arbeit auf dem Land an Bedeutung verlor. Er entstand in England, als durch die Produktion in den britischen Kolonien die Landbewirtschaftung im eigenen Lande an Bedeutung verlor. Die Ländereien in England konnten daher ästhetisch betrachtet und gestaltet werden, incl. der Vertreibung der Landbevölkerung und Neubau von show-villages (vgl. Marx: (1987)1961: 720ff). Ebenso wurde der Begriff 'Landschaft' erst als 'Industriellandschaft' auf die Industrieregionen ausgedehnt, als diese sich im Niedergang befanden. Wie Lucius Burckhardt in der 'Mülltheorie' (1985: 323ff) beschreibt, ist die Entaktualisierung des Gebrauches Voraussetzung der ästhetischen Entdeckung. Solcher Art werden auch die Hinterlassenschaften der Bergbauindustrie 'landschaftlich' relevant.

Bergbaufolgelandschaften

Daher und angesichts der weiten Verwendung des Wortes wundert es wenig, daß 2013 ein Buch mit dem Titel 'Bergbaufolgelandschaften – Geobotanische Aspekte und Rekultivierung' erscheint. Obgleich der Begriff 'Landschaft' im Titel geführt wurde, war angesichts des Untertitels nicht zu erwarten, daß in dem Buch eine kritische Reflektion des Landschaftsbegriffes in Bezug auf die vom Bergbau geprägten Regionen erfolgt. Vielmehr dient der Begriff – naiv betrachtet – als Klammer, die unterschiedlichen Folgen des Bergbaus, die Halden und Haufen, die Tagebaulöcher und Kiesgruben wie die Restseen, die nach Abbautechnik und Abbaugut deutlich unterschiedlich sind, zusammenzufassen. Gleichwohl wäre auch bei dem trivialen Gebrauch des Wortes eine Erklärung

²⁹ Auch darüber hinaus wird der Begriff analog verwendet: Presselandschaft, Parteienlandschaft etc. Auch in diesem Gebrauch dient der Begriff dazu, um über die realen ökonomischen Konflikte und politischen Aussagen der Parteien (wenn sie denn welche haben) hinwegzusehen, um zu konstituieren, daß z.B. neben Pressekonzernen kleine Lokalzeitungen bestehen ohne auf die Bedeutung der unterschiedlichen Zeitungen und Medienkonzerne eingehen zu müssen.

zu erwarten, wodurch die Bergbaufolgelandschaft charakterisiert oder – da von Bergbaufolgelandschaften die Rede ist – wodurch die Landschaften unterschieden sind. Im Vergleich der Bergbaufolgelandschaften könnte geklärt werden, was die Landschaft des Lausitzer mit der des Rheinischen Braunkohlereviere gemeinsam hat und was sie unterscheidet. Jedoch wird die 'Landschaft', die der Bergbau herstellt, nicht thematisiert.

Von den 668 Seiten des Buches ist lediglich in Einleitung (drei Seiten) der Begriff 'Landschaft' 'erläutert', während auf den umfangreichen restlichen Seiten (neben Ausführungen zu Vegetationsmodellierung und Sonderberichten zu Characeen) die einzelnen Reviere und Bergbauzweige ausführlich beschrieben sind. Nahezu alle Zweige der Bergbauindustrie werden abgehandelt:

- Braunkohle (Lausitz, Mitteldeutschland (um Leipzig), Rheinisches Revier, Hessen),
- Steinkohle (Ruhr, Saar, Sachsen, andere),
- Kali (zusammenfassend),
- Kupfer (Mansfeld, Sangershausen, andere),
- Uran (zusammenfassend),
- Polymetall (Freiburg),
- Schiefer (Thüringen, andere),
- Gips (Südharz),
- Kalk (zusammenfassend),
- Kreide (Rügen, andere) und
- Sande und Kiese (MeckPom, andere).

Die Kapitel sind eigenständige Einzelaufsätze, d.h. sie enthalten keinen Bezug auf den Titel 'Bergbaufolgelandschaften' noch wird auf vorgestellte Beschreibungen Bezug genommen. Auch scheint die Reihung der Aufsätze zufällig. Sie hat keinerlei erkennbaren Bezug auf die Geologie, das Erdzeitalter und ist im Vorwort nicht erklärt.

Alle beginnen i.d.R. mit einer Beschreibung der 'Landschaft' vor dem Bergbau, der Geschichte und der Eigenarten der jeweiligen Bergbauindustriezweige und Abbautechniken, die die jeweiligen Haldenformen, Grubenausbildungen und -substrate bedingen. Der Hauptteil gilt der Beschreibung der spontanen Besiedlung, der Flora und Pflanzengesellschaften sowie der Rekultivierungs- und -naturierungsmaßnahmen (zu Haufenbegrünung vgl. Gehlken et al. 2012).

In Art und Umfang sind die Aufsätze sehr unterschiedlich. So sind in den Kapiteln zum Braun- und Steinkohlebergbau die Reviere auf ca. 250 Seiten überaus ausführlich beschrieben, während andere Bergbauindustrien cursorisch betrachtet werden. Dies scheint in der Zahl der bestehenden Untersuchungen und Publikationen, auf deren Zusammenstellung die Aufsätze zumeist beruhen, wie im Interesse der Autoren gegründet. Entsprechend unterschiedlich ist die Beschreibung der Flora und Vegetation, der nach Untertitel das Augenmerk gilt. In den Fließtext eingebundene seitenlange Aufzählungen vorgefundener Pflan-

zenarten (z.B. Heinze/Braunkohle Hessen: 148-150³⁰⁾) sind ebenso zu finden wie alphabetische Artenlisten (z.B. Schmitt & Krumm/Steinkohle Saar: 226-229), auch Pflanzengesellschaften werden benannt. Nur selten jedoch sind pflanzensoziologische Tabellen abgedruckt (Dworschak/Braunkohle Rhein: 134). Als Beleg zu den genannten Pflanzengesellschaften sind sie jedoch unumgänglich, da gerade in den Sukzessionsphasen offener Böden Vegetationsbestände gedeihen, die nicht eindeutig einer Syntaxa zugeordnet werden können. Mit bloßer Benennung sind diese weder vorstellbar noch prüfbar. Wenn beispielsweise Heinze (Steinkohle Ruhr: 171) das Vorkommen einer *Crepis tectorum*-*Puccinellia distans*-Gesellschaft vermeldet, sagt dies wenig über die floristische Zusammensetzung und den Habitus des Vegetationsbestandes aus; nur daß dort *Crepis tectorum* und *Puccinellia distans* wachsen. Ähneln die Bestände soziologisch einer *Sisymbrium*- oder *Matricaria*-*Polygonum*-Gesellschaft, oder vielleicht doch einem *Puccinellion*? Man weiß es nicht. Ohne syntaxonomischen Bezug zur Synsystematik sind die Standorteigenschaften nicht zugänglich. Auch bei der Anführung von Syntaxa ist angesichts der Vegetationsdynamik ohne tabellarische Abbildung unklar bzw. zweifelhaft, daß diese dort gedeihen. So dürften die von Schmitt & Krumm (Steinkohle Saar: 221) 'in der Sukzession angetroffenen' *Molinio-Arrhenatheretea*-Gesellschaften floristisch deutlich vom bäuerlichen Wirtschaftsrundland unterschieden sein. Worin? – ist ohne Tabelle nicht ersichtlich. Die bloße Benennung der Gesellschaften und Syntaxa ist damit ebenso wie die Anführung von Taxa rein floristischer Natur, indem sie der Beschreibung der Besonderheit der jeweiligen Halde dient.

Da jede Halde floristisch als besonderer Einzelfall beschrieben ist, sind im jedem Aufsatz immer und immer wieder Gemeinplätze vorangestellt, beispielsweise zur spontanen Erstbesiedlung und Sukzession.

"Die Erstbesiedlung erfolgt zunächst durch Arten, deren Samen zufällig auf die Rohböden gelangen. Alles keimt auf, was sich auf die Flächen eingebracht hat" (Pietsch & Preußener/Braunkohle Lausitz: 37).

"Bei den Pionierfluren handelt es sich größtenteils um kurzlebige Übergangsgesellschaften (Kirmer et al./Braunkohle Mitteldeutschland: 87).

"In den ersten Jahren siedeln sich gleichermaßen kurzlebige und ausdauernde Gräser und Kräuter sowie Bäume und Sträucher an" (Dworschak/Rheinisches Braunkohlerevier: 128).

"Die schütterere Pioniervegetation wird nach einiger Zeit von hochwüchsigen Arten durchdrungen (Keil/Steinkohle Ruhr: 172)

"Die Sukzession geht von Pionierbesiedlungen (...) über sich kontinuierlich ändernde Folgesellschaften bis hin zu Schlussgesellschaften ... (Schmitt & Krumm/Saar: 221).

³⁰⁾ Die Zitation erfolgt unter Nennung der Autoren, des Aufsatztitel(stichwortes) und der Seitenzahl (Autor/Revier: 123). Im Literaturverzeichnis sind die einzelnen Aufsätze unter den Herausgebern Baumbauch Sängler & Heinze aufgeführt.

"Die frisch geschütteten Halden sind kahl. Wenn das Bergematerial an der Haldenoberfläche zu verwittern beginnt, siedeln sich Pionierpflanzen an" (Heinze/Steinkohle Sachsen: 258).

"Die Besiedlung der Kalirückstandshalden und Salzaustritte hängt vom Standort (...), vom Diasporenangebot der Umgebung und von ungewollten oder gewollten Einflüssen des Menschen ab (Heinze & Leibmann/Kali: 278).

"Auf den meisten Kleinhalden sind die verschiedenen Sukzessionsstadien vom Rohboden über Gesellschaften der Schwermetall- und Halbtrockenrasen bis hin zu Trockengebüschen und Solitärholz anzutreffen (Baumbach/Kupferschiefer: 342).

"Insofern das Bergmaterial grobklüftig ist, unterliegen diese Standorte einer raschen Gehölzsukzession, (Sänger/Uran: 338).

"Im Allgemeinen laufen Sukzession auf Rohbodenstandorten in kürzeren Zeiträumen ab (Geuthner/Schiefer Thüringen: 491).

"Wo eine etwas länger ungestörte Entwicklung möglich war, haben sich zumeist Ruderalgesellschaften etabliert (Gemeinhardt & Dehne/Gips Südharz: 524)

"Die Vegetation des lokalen und regionalen Umfeldes hat einen entscheidenden Einfluss auf die Besiedlung (Hübner & Tränkle/Kalk: 538).

"Eine Besiedlung dieser Abbaufäche erfolgt vorrangig durch Primärsukzession (Kutscher/Kreide: 571).

"Die Pionierstadien werden schnell von ausdauernden Pflanzengemeinschaften abgelöst" (Effenberger, Budenbohm & Martschei/Sand: 600).

Solche Wiederholungen zeichnen das Buch aus. Sie sind nicht nur auf Beschreibung der Vegetationsgenese beschränkt, sondern auch in den Ausführungen zu den Bergbauindustriezweigen, den Haldenformen und Renaturierungs- und -kultivierungsmaßnahmen zugegen. Die immerwährenden Wiederholungen machen das Buch unlesbar und münden oft in Allgemeinplätzen.

"Bestimmte Arten bevorzugen bestimmte Substrate" (Heinze/Steinkohle Sachsen: 262)

Ich habe, obgleich mit der Aufgabe einer kritischen Rezension betraut, nach ca. 300 Seiten im Kalibergbau aufgegeben und den Rest durchgeblättert. Das Buch ist schlichtweg nicht lesbar! (Allenfalls ist es als lexikalisches Werk zur Flora der Bergbauregionen brauchbar, wenn jemand dort arbeitet.)

Die Wiederholung der Selbstverständlichkeiten verhindern, daß die Unterschiede und Eigenarten der Vegetationsgenese auf den Hinterlassenschaften der unterschiedlichen Bergbauindustriezweige als jeweils typische Entwicklung erkannt und verstanden werden können. Eine Beschreibung des Prinzips der Erstbesiedlung und des Vegetationsverlaufes ist Voraussetzung, um darauf bezugnehmend die Abweichungen, die auf den unterschiedlichen Substraten von tertiären Sanden über Salze bis hin zu Restlochseen bestehen, zu beschreiben. So aber wird jede Beschreibung zum Einzel- und Sonderfall.

Dabei wäre eine generelle Betrachtung der Vegetationsgenese als Grundlage zur Beschreibung abweichender Einzelfälle aufgrund der vorgeleisteten Arbeit

der Vegetationskunde (R. Tüxen) im Sinne klassischer Geobotanik (Schmithüsen 1961) durchaus möglich. Da dies nicht gelungen ist (und vielleicht nicht beabsichtigt war), wundert es wenig, daß im Buch nicht synthetisch die Folgen des Bergbaues beschrieben sind, sondern die Aufsätze wie floristische Aufzählungen kontextlos gereiht sind. Dies erschwert den generalisierenden Blick auf die räumlichen Folgen des Bergbaus, der im Titel mit Bergbaufolgelandschaften verheißungsvoll angekündigt wurde.

Goldgräberlandschaft – Dodge City

Eine 'landschaftliche' Betrachtung der Bergbaufolgelandschaften wäre auch ohne kritische Reflektion des Landschaftsbegriffes möglich. Auf der typifizierenden vorikonographischen Ebene sind ad hoc landschaftliche, phänologische Ähnlichkeiten zu Landschaften, die nach Vulkanausbrüchen entstehen (Greulich-Blaß 2014), zu erkennen. Der vorikonographische Vergleich verdeutlicht die Devastierung der Gegend, die vom Bergbau betroffen ist. In dieser Devastierung besteht u. E. die Gemeinsamkeit der Bergbaufolgelandschaften (wenn wir im Sinne der Autoren des Buches an dem Begriff 'Landschaft' festhalten). Alle Bergbaufolgelandschaften sind Goldgräberlandschaften.

Die Schätze der Erde werden abgegraben und dabei die bestehenden Nutzungen und Nutzungsmöglichkeiten der Erde zerstört. Durch den Abbau entsteht Reichtum, der als Boom der jeweiligen Gegend zu Gute kommt. Jedoch ist dieser Boom kurzzeitig und spätestens nach der Ausbeute des Erdschatzes mit einem großen Bumm erschöpft. Der kurzzeitige Reichtum des Bergbaus ist verfallen und die alten Nutzungen liegen unwiderbringbar danieder. Die Gegend ist durch Brachen und Ruinen, Zeichen des wirtschaftlichen Niedergangs gekennzeichnet (vgl. die Ruhrgebiets'landschaft'). Mehr noch der Bergbau hinterläßt Folgen, wie Haufen, Seen und devastierte toxisch verseuchte Böden, die eine Nutzung selbst bei Rekultivierungsmaßnahmen erschweren bzw. Großgrundbesitz begünstigen. Nach dem Niedergang werden die Brachen und Ruinen des Bergbaus ästhetisch entdeckt. Dodge City (USA) nach dem Goldrush von Hollywood. Ähnlich, nur ökologisch ummantelt, die Bergbaufolgelandschaften von der AG Bergbaufolgelandschaften, die wesentlich an dem Buch Bergbaufolgelandschaften beteiligt war.

Noch mal: Landschaft

Von den Haufen, Seen und devastierten Böden, die nach dem Niedergang des Bergbaus die Bergbauegenden kennzeichnen, also von den externalisierten Folgelasten (Stolzenburg (1983)2012) der Goldgräberlandschaft, ist in dem Buch nicht die Rede, sondern von der Landschaft, die nach und Dank des Bergbaus entsteht. Diese wird nur in der Einleitung kurz beschrieben:

"Die durch den Bergbau geschaffene Bergbaufolgelandschaft ist ein Teil der Kulturlandschaft, sie zeichnet sich aber zumindest in Teilbereichen durch Elemente der Naturlandschaft aus. So können einige Pflanzenarten und die durch sie gebildeten Gesellschaften, wie z. B. Schwermetallrasen oder Halophytenfluren, heute nur noch auf solchen sekundären Standorten überle-

ben, Auch die Massenvorkommen von Orchideenarten sind aktuell in der mitteleuropäischen Braunkohle-Tagebaulandschaft zu finden" (Anonymus³¹: 16).

Die Hinterlassenschaften der Bergbauindustrie werden so beschrieben zu blühenden Landschaften, die neben Blütenpracht durch Besonderheiten und Einmaligkeiten glänzen. Die Folgen der Bergbauindustrien sind auf das Vorkommen floristischer Raritäten, die auf den Haufen, in den Seen und versalzten oder anderweitig devastierten Böden gedeihen, reduziert. Gleichzeitig dient das Vorkommen dieser Arten dazu, die Hinterlassenschaften des Bergbaus 'zumindest in Teilbereichen' zur Natur, resp. Naturlandschaft zu adeln (so auch Albrecht & al. 2005; Gego 2005). Dies ist umso ärgerlicher, da eben diese 'besonderen' Arten auf Sonderstandorten gedeihen; sie sind selten, da eben die verseuchten Standorte erfreulicherweise selten sind. Statt diese Vorkommen, bei aller floristischen Liebe zu seltenen Pflanzen, bezogen Toxizität und auf Nutzungsmöglichkeiten zu interpretieren, werden sie zum Vehikel die Folgen des Bergbaus aufzuwerten. Solcher Art dient die floristische Beschreibung der Bergbaufolgen zur ideologischen Aufwertung als Bergbaufolgelandschaften. Da freut sich doch der Bergbaubetreiber, dass er keine Haufen, keine verseuchten Seen und Böden hinterläßt, sondern Landschaften herstellt. Dies ist ein Geschäft auf Gegenseitigkeit:

"Neu entstehende Bergbaufolgelandschaften werden schon beim Beginn des Bergbaus berücksichtigt und geplant und sind ein wesentlicher Teil der Betriebspläne, der Umweltverträglichkeitsprüfung und des Planfeststellungsverfahrens" (Anonymus: 17)

"Wie die Beispiele in dieser Publikation zeigen, sind alle drei Ziele [Naturschutz, forst- und landwirtschaftliche Rekultivierung, Erholungszwecke] berechtigt und lassen sich in den meisten Bergbaufolgelandschaften in einem räumlichen Nebeneinander erreichen (Anonymus: 17).

"Die genannten Aspekte sind bei der Gestaltung der Bergbaufolgelandschaften zu beachten (Anonymus: 17, 18).

Ökologisch wertvolle Bergbaufolgelandschaften bedürfen somit der Planung, um eben mittels Sukzessionsmodellen den ökologischen Wert zu modellieren und durch Entwürfe zu erzeugen, den der Bergbaubetreiber zur ideologischen Verschleierung seines Wirkens benötigt (s. Hülbusch, K.H. 1972/2000).

Literatur

Baumbauch, Hendryk, Hartmut Säger & Martin Heinze (Hg.) 2013: Bergbaufolgelandschaften Deutschlands - geobotanische Aspekte und Rekultivierung. 668 S. Jena. darin:

Baumbauch, Hendryk, Hartmut Säger & Martin Heinze: Vorwort: 15.

Anonymus: Einleitung: 16-21.

Heinze, Martin: Braunkohlebergbau. Einleitung: 21-22.

Pietsch, Werner & Karl Preußler: Das Lausitzer Braunkohlerevier: 22-74.

³¹⁾ vermutlich die Herausgeber: Hendryk Baumbauch, Hartmut Säger & Martin Heinze.

- Kirmer, Anita, Antje Lorenz, Annett Baasch & Sabine Tischew: Braunkohle in Mitteledeutschland: 75-108.
- Dworschak, Ulf: Das Rheinische Braunkohlerevier: 109-148.
- Heinze, Martin: Die hessischen Braunkohleabbaugebiete: 148-154.
- Heinze, Martin: Steinkohlebergbau. Einleitung: 155-156.
- Keil, Peter: Das Ruhrrevier. 156-180.
- Schmitt, Johannes A. & Rudolf Krumm: Das Saarrevier. 181-253.
- Heinze, Martin: Steinkohlenreviere in Sachsen: 254-266.
- Heinze, Martin: Weitere Steinkohlenreviere: 267-268.
- Heinze, Martin & Heike Liebmann: Kalibergbau: 269-307.
- Baumbach, Hendryk: Metallerzbergbau. Einleitung: 308-311.
- Baumbach, Hendryk: Kupferschieferbergbau: 311-372.
- Sänger, Hartmut: Uranerzbergbau: 372-437
- Golde, Andreas: Das Freiburger Bergbauggebiet: 437-467.
- Baum, Mario: Schieferbergbau. Allgemeiner und Geologischer Teil: 468-477.
- Geithner, Andrea: Schieferbergbau in Thüringen: 478-506.
- Tuttas, Dietrich: Der Schieferbergbau in anderen Regionen Deutschlands: 507-512.
- Heinze, Martin: Gips- und Anhydrit-, Kalk- und Kreideabbau Einleitung: 513.
- Gemeinhardt, Malte & Gerald Dehne: Das Gipsabbaugebiet im Bereich des Zechsteingürtels am Südhazrand: 513-533.
- Hübner, Friederike & Ulrich Tränkle: Kalkabbaugebiete in Deutschland: 533-562.
- Kutscher, Manfred: Kreideabbau: 562-586.
- Effenberger, Frank, Andreas Buddenbohm & Thomas Martschei: Sand-, Kiessand- und Kiesabbau: 587-620.
- Korsch, Heiko: L Armelechteralgen in der Bergbaufolgelandschaft: 621-624.
- Sänger, Hartmut & Eiko Hermann: Möglichkeiten der Modellierung spontaner Sukzessionen in Bergbaufolgelandschaften: 625-629,
- Lennartz, Gottfried & Silvana Siehoff: GraS-Modell – Ein Computermodell zur dynamischen Simulation von Landschaftsentwicklungen: 630-634.
- Hofmann, Gottfried & Martin Jenssen: Die Potenzielle Natürliche Vegetation als Grundlage der Initialisierung, Begleitung und Bewertung von Sukzessionswegen – eine methodische Studie am Beispiel der Lausitzer Bergbaufolgelandschaft: 635-641.
- Kelschbach, Michael & Stefan Nickel Modellgestützte ökologische Wirkungsprognose bei bergbaubedingten Veränderungen der Bodenfeuchte: 642-652.
- Baumbach, Hendryk & Hartmut Sänger: Die Arbeitsgemeinschaft Bergbaufolgelandschaften – ein interdisziplinäres Netzwerk: 653-655.
- Albrecht, Claus, Ulf Dworschak, Thomas Esser, Horst Klein & Jochen Weglauf 2005: Tiere und Pflanzen in der Rekultivierung. 40 Jahre Freilandforschung im Rheinischen Braunkohlerevier. Acta Biologica Benrodis Supplement 10. 235 S. Solingen.
- Appel, Andrea, 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen. Notizbuch der Kasseler Schule (26): 11-72. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Berger, Peter, L. & Hansfried Kellner 1984: Für eine neue Soziologie. 163 S. Frankfurt/M.
- Burckhardt, Lucius 1985: Die Mülltheorie der Kultur. in dergl.: Die Kinder fressen ihre Revolution. 323-436. Köln.
- Eisel, Ulrich 1982: Die schöne Landschaft als kritische Utopie oder als konservatives Relikt. Soziale Welt 33(2): 157-168.
- Gego, Marlon 2005: Grünes Image, graue Wirklichkeit. AN-Regio 78/2011: 5. Aachen.
- Gehlken, Bernd, Hildelid Gerbracht, Manfred Greulich-Blaß, Sebastian Heinzen, Karl Heinrich Hülbusch, Bernd Sauerwein & Paul Schuh 2012: Reise in eine Ge-

- gend ohne Geschichte. Notizbuch der Kasseler Schule 82: 169-285 + Anlagen. Kassel.
- Greulich-Blaß, Manfred: Die Landschaft Neuseelands. Vortrag auf dem Symposium 'Landschaft' der AG Freiraum und Vegetation in Felsberg-Gensungen 10. – 13.04.2014.
- Guardini Romano 1944: Hölderlin und die Landschaft. 73 S. Tübingen, Stuttgart.
- Hard, Gerhard & Adelheid Gliedner 1978: Wort und Begriff Landschaft anno 1976. Friedrich Achleitner. Die WARE Landschaft. Eine kritische Analyse des Landschaftsbegriffes: 16-24. Salzburg.
- Hard, Gerhard 2002: Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie 1. Osnabrücker Studien zur Geographie 22: 133-154. Osnabrück.
- Hard, Gerhard. (1970) 2002: »Was ist eine Landschaft?« Über Etymologie als Denkform in der geographischen Literatur. (D. Bartels (Hg.) Wirtschafts- und Sozialgeographie: 66-84 Köln, Berlin.) Hard, Gerhard: Osnabrücker Studien zur Geographie 22 'Aufsätze zur Theorie der Geographie 1. Landschaft und Raum': 133-154. Osnabrück.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1972/2000: Schutzwürdige Vegetation und ihre Erhaltung im Ruhrgebiet. NB 55. S. 156-166.
- Hülbusch, Karl Heinrich 2006: "Heilende Landschaften" Notizbuch der Kasseler Schule 70(1): 95-99. Kassel
- Lorberg, Frank 2007: Metaphern und Metamorphosen der Landschaft. Die Funktion von Leitbildern in der Landespflege. Notizbuch der Kasseler Schule 71. 302 S. Kassel.
- Lührs, Helmut 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Notizbuch der Kasseler Schule 32. 210 S. + Anlagen. Kassel.
- Marx, Karl (1867)1961: Das Kapital I. 963 S. Berlin.
- Moniková, Libuse 1994: Prager Fenster. München, Wien.
- Panofsky, Erwin 1979: Ikonographie und Ikonologie. in Kaemmerling, E. (Hg.): Bildende Kunst als Zeichensystem. Köln.
- Pörksen, Uwe 1988: Plastikwörter; die Sprache einer internationalen Diktatur. 128 S. Stuttgart.
- Schmithüsen, Josef 1961: Allgemeine Vegetationsgeographie. Lehrbuch der allgemeinen Geographie 4. 262 S. Berlin.
- Schmithüsen, Josef 1976: Allgemeine Geosynergetik. Grundlagen der Landschaftskunde. Lehrbuch der allgemeinen Geographie 12. 349 S. Berlin, New York.
- Stolzenburg, Hans-Jürgen (1983)2012: Zur Theorie ökologischer Wirkungsanalysen. (Arbeitsbericht des FB Stadt- und Landschaftsplanung Gh Kassel 43, 144 S.) Notizbuch der Kasseler Schule 82: 101-168. Kassel.



"Die Forderung, ›Wohnen darf nicht länger Ware sein‹,
ist nur durch die Forderung nach Häusern zu verwirklichen."
(Hülbusch, K.H. 1991: VII)

Investorenplanung in Kassel

ein "vorhabenbezogener Bebauungsplan" in der Kasseler Nordstadt

Hannes Volz

"Studieren am Schillertor" heißt der schillernde Werbeslogan für ein Bauprojekt im Schillerviertel in Kassel, für das im Januar 2014 im Ortsbeirat Nord-Holland ein vorhabenbezogener Bebauungsplan vorgestellt wurde. An der Sickingenstraße Ecke Wolfhager Straße will ein Bauherr eine drei- bis fünfgeschossige Blockrandzeile (vgl. Mehli 1995) bauen lassen, in der dann ausschließlich etwa 100 Studierende der nahen Universität am Holländischen Platz wohnen sollen.

Weil die beiden Grundstücke im Flächennutzungsplan der Stadt Kassel als gewerbliche Bauflächen festgesetzt sind, muss für eine zukünftige Wohnnutzung der Flächennutzungsplan geändert und ein Bebauungsplan aufgestellt werden. Das gewählte Verfahren eines vorhabenbezogenen Bebauungsplans nach §12 Baugesetzbuch (BauGB) ist durch zwei Besonderheiten gekennzeichnet: den Bebauungsplan bezahlt der Bauherr und nicht wie sonst üblich die Stadt, und die Baunutzungsverordnung (BauNVO), die üblicher Weise bei Bebauungsplänen eine wesentliche, zu beachtende Rechtsgrundlage darstellt, braucht nicht berücksichtigt werden. Das bedeutet z.B., dass die in der Baunutzungsverordnung als Höchstgrenze der baulichen Dichte vorgeschriebenen Maße ohne jegliche Begründung einfach überschritten werden können. Genau dies soll im vorliegenden Fall geschehen: hier ist für die Wohnbebauung eine max. zulässige Geschossflächenzahl von 2,9 festgesetzt³²⁾. Nach der Baunutzungsverordnung ist für eine neue Wohnbebauung eine GFZ von maximal 1,2 zulässig.

Der Standort verträgt eine solche dichte Bebauung

lässt dazu das Stadtplanungsamt in Kassel lapidar verlauten und ist mit der Festsetzung dieser baulichen Dichte als auch bei der Festsetzung der max. zulässigen Gebäudehöhen sehr großzügig: da ist sprichwörtlich noch Luft nach oben, falls der Bauherr doch noch mal höher und damit noch dichter bauen möchte, als aktuell angekündigt. Rund 60% des 1.700 m² großen Grundstücks sollen mit der jetzt geplanten drei- bis fünfgeschossigen Blockrandzeile bebaut werden; das ergibt dann eine Geschossflächenzahl von 2,4. Diese bauliche

³²⁾ die Geschossflächenzahl (GFZ) ist das Verhältnis von Bruttogeschossfläche aller Vollgeschosse zur Grundstücksfläche, vgl. BauNVO § 20 (2) und (3). In der BauNVO ist für eine neue Wohnbebauung eine Höchstgrenze für die GFZ von 1,2, für besondere Wohngebiete (darunter werden bestehende Wohngebiete mit historisch dichterem Bebauung verstanden) auch bis zu 1,6 zulässig; nur in begründeten Ausnahmefällen darf die GFZ auch höher sein.

Dichte ist doppelt so hoch wie das Höchstmaß, das die BauNVO für eine neue Wohnbebauung erlaubt. Nun scheint ja mittlerweile niemandem mehr so richtig klar zu sein, wie die Experten StadtplanerInnen einst auf diesen Wert gekommen waren und welchen Sinn der überhaupt hat. Eine zu starke bauliche Dichte wurde bereits in der Gründerzeit und dann insbesondere in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts als ungesund beschrieben und angesehen (vgl. Hegemann 1930/1992). Die Reaktion sozial engagierter Architekten und StadtplanerInnen war die Ideologie von Licht, Luft und Sonne (LeCorbusier, Charta von Athen) und von der Gliederung und Auflockerung der Stadt (Göderitz, Rainer, Hoffmann 1957). W. Hegemann beschreibt aber auch schon, wem eine hohe bauliche Ausnutzung denn eigentlich nützt: den Grundbesitzern. Und auch in einem Kommentar zur Baunutzungsverordnung wird auf diesen ökonomischen Zusammenhang hingewiesen: eine hohe bauliche Ausnutzung eines Grundstücks steigert dessen Marktpreis. Dieses Ziel aber darf nicht der Grund dafür sein, im Bebauungsplan eine erhöhte bauliche Dichte zuzulassen³³⁾.

"Das allgemeine Ziel einer Verdichtung der Bebauung in einem Teil des Gemeindegebietes ist kein besonderer Grund [für eine Überschreitung der in § 17 der BauNVO genannten Obergrenzen des Maßes der baulichen Nutzung] (VGH BW, B. v. 28.12. 1995 - 8 S 36/1194 -, VBIBW 1996, 141). Dasselbe gilt (selbstverständlich) für das Bestreben, den wirtschaftlichen Wert der überplanten Grundstücke durch ein höheres Nutzungsmaß zu steigern (VGH BW, U. v. 8.9.1995 - 8 S 850/95, BRS 57 Nr. 82)." (König, Roeser, Stock 2003: 466)

Bei einer dichteren Bebauung auf einem gegebenen Grundstück können entsprechend höhere Mietzinsen erwartet werden als bei einer weniger dichten Bebauung. Freilich muss dabei auch mehr Kapital investiert werden. Dies hat Auswirkungen auf die Grundrente, da der Grundbesitzer von den erhöhten Einnahmen einen Teil fordert.

"Die städtische Grundrente lässt sich durch eine hohe Kapitalinvestition und - damit verbunden - durch eine dichte Überbauung des Grundstücks steigern. Mit einem mehrgeschossigen Miethaus kann in der Regel eine höhere Grundrente erzielt werden als mit einem Einfamilienhaus. Denn in einem Miethaus verteilt sich die Grundrente auf mehrere Mietparteien, so dass auf die Miete der einzelnen Wohnungen weniger Grundrente entfällt als auf die Miete für ein Einfamilienhaus." (Brede, Dietrich, Kohaupt 1971: 71f.)³⁴⁾

33) die BauNVO sieht vor, dass aus besonderen städtebaulichen Gründen die Obergrenzen für die GFZ auch überschritten werden können. Aufgeführt werden dann weitere Bedingungen wie z.B. Umstände oder Maßnahmen, damit "die allgemeinen Anforderungen an gesunde Lebens- und Arbeitsbedingungen nicht beeinträchtigt" (§ 17 (2) BauNVO) werden.

34) Dieses Phänomen der Steigerung der Intensitätsrente (Differenzialrente II) wurde zunächst in der Landwirtschaft für Meliorationsmaßnahmen beschrieben und dann auf städtische Verhältnisse bzw. die Produktions- und Zirkulationssphäre übertragen. Sie ist aufs engste mit der Differenzialrente I, der Lagerrente, verknüpft (s. Brede, Dietrich, Kohaupt 1971: 50ff.). Für den Wohnungsbau und die Sphäre der Reproduktion gehen jedoch zumindest Brede, Dietrich und Kohaupt - entgegen dem Eindruck, der im obigen Zitat entsteht - von einer Monopolrente aus (dies.: 54), die bestimmt wird durch Angebot und Nachfrage: "Die Höhe [...] der Monopolrente also, die für das Wohnen in der Stadt, besonders in zentralen Lagen, ge-

Da ist es ganz praktisch, wenn bei einem vorhabenbezogenen Bebauungsplan die Vorschriften der BauNVO einfach nicht zum Tragen kommen: sie werden als investorenfeindlich angesehen und verhindern von der (Stadt-) Politik und Verwaltung offensichtlich gewünschte Investitionen, wenngleich sie natürlich auch den wohl nicht beabsichtigten Effekt haben, die Grundstückspreise in die Höhe zu treiben. Denn warum sollten nun Grundbesitzer benachbarter Grundstücke oder auch des gesamten Quartiers nicht auch jene höheren Grundstückspreise und eine ebenso hohe bauliche Ausnutzung ihres Grundstücks verlangen können? Ohne jegliche plausible Begründung, warum ausgerechnet an dieser Stelle in der Stadt eine höhere bauliche Dichte vertretbar sein sollte, ist nun jedenfalls der Bodenspekulation Tür und Tor geöffnet.

"Wird auf einem Grundstück, für das bisher eine höchstens fünfgeschossige Bebauung zugelassen war, die Errichtung eines zehn- bis zwanziggeschossigen Hochhauses gestattet, so bedeutet dies zweifellos eine wesentliche Wertsteigerung der Bodenfläche und die Aussicht, auf ähnlich gelegenen Grundstücke gleichfalls ›Wolkenkratzer‹ errichten zu können, wird sich in einer entsprechenden Steigerung des Bodenwertes solcher Grundstücke auswirken." (Fuchs, M.E. 1930: 152, zit. nach Brede, Dietrich, Kohaupt 1971: 81f.)

Bislang ist die Sicht des Grundbesitzers bzw. des Investors beschrieben worden. Ein Grundbesitzer hat ein Interesse an einem möglichst hohen ›Wert‹ seines Grundstücks, das er dann zu einem hohen Preis verkaufen oder aber auch zu einem ansehnlichen Pachtzins, der Grundrente, zur Bebauung und/ oder Nutzung vergeben kann³⁵). Der Grundstückspreis ist die kapitalisierte Grundrente (Brede, Dietrich, Kohaupt 1971, Bäuerle, H. 1972/73-2000: 33). Ein Investor legt Kapital an und will damit eine möglichst hohe Verzinsung, eine Rendite erzielen. Zumeist dürfte der Investor das Grundstück, auf das er bauen möchte, erwerben und vereint damit die Rollen des Grundbesitzers und des Investors.

Und die Mieter, vertragen die das auch?

Die Zinsen, die der Investor erwartet, wenn er Kapital anlegt, bezahlen alle, die dann in dem Gebäude eine Wohnung mieten. Mit der Miete, dem Mietzins, bezahlen die Mieter die Grundrente wie auch die Verzinsung des für das Gebäude investierten Kapitals. Nicht unerheblich sind zudem die Betriebskosten, die häufig unterschlagen werden (vgl. Hülbusch 1991: VII), und dabei nicht nur die rein finanziellen. BewohnerInnen haben ein Interesse an einer möglichst niedrigen, am besten natürlich an gar keiner Miete, aber auch an einer möglichst hohen Qualität. Sie müssen (von) dort, wo sie ihr Dach über dem Kopf haben, ihren Alltag organisieren, ›Leben und Arbeiten‹, wie das in den Verordnungen heißt, ohne dass dies auch nur annähernd plausibel beschrieben werden kann. Das Leben kann eigentlich einfach nur gelebt werden. Und ›das Leben‹ gibt es so

zahlt werden muss, ist [...] durch die Zahlungsfähigkeit der Nachfrager begrenzt." (Brede, Dietrich, Kohaupt 1971: 60).

35) Nach marxistischer Auffassung hat der nackte Grund und Boden keinen Wert, da er nicht Produkt von Arbeit ist, die alleine Mehrwert schaffen kann; wenn er dennoch einen Preis hat, dann deshalb, weil dieser dann die kapitalisierte und antizipierte Grundrente darstellt (Brede, Dietrich, Kohaupt 1971: 28f.)

natürlich auch nicht, weil die vielen Leute, also praktisch alle, die da so vor sich hin leben, nicht über einen Kamm geschoren werden können und es darüber hinaus natürlich auch die ›Wechselfälle des Lebens‹ (Steinhäuser 1990) gibt. Wer in seinem eigenen Haus lebt, der bezahlt, wenn das Haus abbezahlt ist, keinen Mietzins, also keine Grundrente und keine Kapitalverzinsung. Das ökonomische Verhältnis zwischen Mieter und Vermieter und zwischen Grundeigentümer und ›Pächter‹ gibt es da nicht, weil beide sozusagen in Personalunion auftreten und es keinen Sinn macht, sich selbst etwas zu bezahlen, nach dem Motto ›rechte Tasche - linke Tasche‹. Freilich nehmen in der Realität viele, die sich ein Haus kaufen, ein Darlehen auf, das sie dann bedienen müssen. Neben den Zinsen für das geliehene Kapital wird heute in der Regel bei Bankkrediten eine Tilgung vereinbart, die bei 1% der Kreditsumme beginnt und dann, zunächst aber nur ganz langsam, mit der Zeit ganz allmählich leicht ansteigt (Annuitätendarlehen). Bei Bausparkassen ist die Tilgung höher, da diese in der Kreditphase an einer schnellen Rückzahlung des von ihnen verliehenen Kapitals interessiert sind. Es gibt auch Modelle, bei denen es keine kontinuierliche Tilgung gibt, wie einst bei den Bremer Handfesten: dort war dann nach einer vereinbarten Laufzeit die Tilgung des Kredits fällig, die Zinsen freilich schon die ganze Laufzeit über. Die von den Kreditnehmern angestrebte Rückzahlung ihres Kredits führt jedenfalls dazu, dass das Haus mit der Zeit immer günstiger wird, da auf immer weniger geliehenes Kapital Zinsen bezahlt werden muss, bis schließlich das komplette Darlehen getilgt ist und keine weiteren Zinsen mehr anfallen.

"Die Kosten für die Erstellung von Haus-/Wohnfläche unterschlagen nicht nur die Gebrauchsqualitäten, sondern auch die Betriebskosten. Sie unterschlagen auch eine wesentlich wichtigere Rechnung: Ein Haus ist zunächst einmal relativ teuer. Es ist nicht teurer als eine Wohnung. Aber es erfordert zunächst mehr Mittel. Dafür wird es mit der Zeit immer billiger. Die Wohnung steigt im Preis - grundlos - kontinuierlich. Wer also genug Geld für ein Haus hat, kann mit der Zeit immer preiswerter hausen. Wer das Geld nicht hat, weil es vom sozialen Wohnungsbau eingestrichen wird, muß im Gegensatz zu HauseigentümerInnen immer mehr für die gleiche - längst schon bezahlte - Wohnung bezahlen." (Hülbusch, K.H. 1991: VII)

Für eine rein ökonomische, ›geldwerte‹ Betrachtung gilt dies auch für Eigentumswohnungen. Den im Vergleich zu einem Haus in aller Regel günstigeren Preisen von insbesondere kleinen Eigentumswohnungen stehen jedoch Einschränkungen in Bezug auf die Entscheidungsspielräume von Investitionen (Renovierungen, Reparaturen, Sanierungen), die das ganze Gebäude mit allen anderen Eigentumswohnungen betreffen, gegenüber, da diese immer mit den anderen Wohnungseigentümern organisatorisch, inhaltlich, finanziell und zeitlich abgestimmt werden müssen. Frei nach Tucholsky kann man da sagen: das kann mitunter gut gehen.

Die Gebrauchsqualitäten eines Hauses sind jedoch stark unterschieden von jenen einer Wohnung, unabhängig davon, ob das jeweilige Dach über dem Kopf nun zur Miete oder als Eigentum bewohnt wird. Das Haus enthält viele

Orte und Gelegenheiten, Freiräume innen wie außen, Freiräume im engeren wie auch im übertragenen Sinne, die es seinen BewohnerInnen ermöglichen und erleichtern zu haushalten, sich ihren jeweils spezifischen Alltag möglichst einfach und nach eigenem Gusto zu organisieren (vgl. Böse-Vetter, Braun et al. 2013). Es ist gekennzeichnet durch ein Hof- und ein Hochparterre sowie eine Etagerie mit Treppenflur (s. Böse-Vetter, Braun et al. 2013: 138, 85ff.). Das Haus verfügt über eine Organisation und Morphologie,

"die ›das kleine Haus groß machen‹ für den Gebrauch und dessen allgegenwärtige Variationen" (Böse-Vetter, Braun et al. 2013: 57, vgl. Scharla 2004).

Merkmale des Hauses im Gebäude

Ein Einfamiliengebäude (Bärenweiler, Cordts 1992) ist kein Haus. Es enthält allenfalls und dann oft nur rudimentär Elemente eines Hauses, und dann zu meist improvisiert durch die BewohnerInnen, durch diese im Gebrauch hergestellt und verfertigt.

"Man kann die Gelegenheiten, wo Merkmale des Hauses im Gebäude vorkommen, generalisieren: es sind das Hofparterre und das Hochparterre. In nichts anderem kann eine Analogie gefunden werden." (Böse-Vetter, Braun et al. 2013: 134)

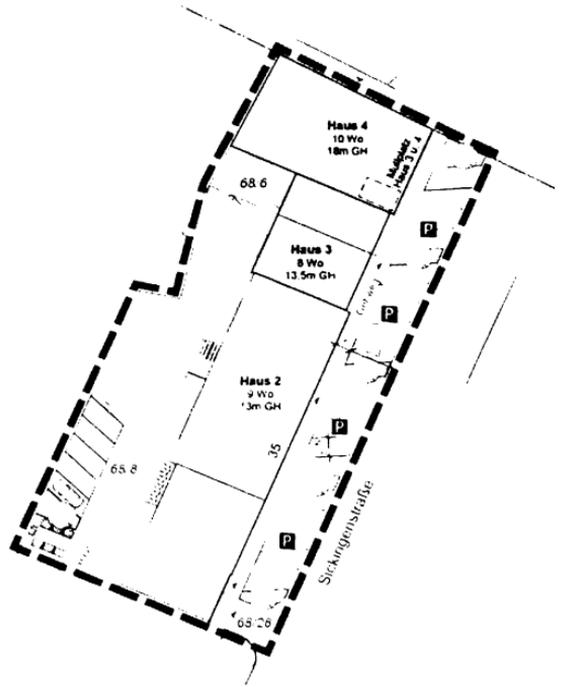
Für den Geschosswohnungsbau gilt: auch dieser ist kein Haus. Und wenn im Vorhaben- und Erschließungsplan zum Bebauungsplan Sickingenstraße die einzelnen Gebäudeteile der Blockrandzeile mit Haus 1, Haus 2, Haus 3 und Haus 4 bezeichnet werden, dann soll damit lediglich Propaganda betrieben, soll der entworfenen Zeile der Nimbus eines Hauses verpasst werden. Im Gegensatz zu der dort entworfenen Blockrandzeile (Mehli, R. 1995) ist der parzellierte gründerzeitliche Geschosswohnungsbau deshalb noch halbwegs zu gebrauchen und erträglich, weil dort bei jedem ›Geschosshaus‹ ein rückwärtiger Hinterhof organisiert ist, der von den Wohnungen aus noch einigermaßen gut und unkompliziert erreicht werden kann, aber von diesen nicht gut einsehbar ist (Helbig 1999: 93ff.). Auch hier spielt also eine spezifische Morphologie eine wichtige Rolle.

"[...] der Hinterhof [darf], soll er als Wirtschaftsfläche funktionieren, nicht auf der Ebene der Wohngeschosse liegen [...]. [...] Das Sockelgeschoss macht [im Geschosswohnungsbau, Anm. d. Verf.] den Hinterhof." (Helbig 1999: 94f.)

Blockrand-Zeilen-Entwurf

Bei der geplanten, euphemistisch mit "Haus" bezeichneten Blockrandzeile an der Sickingenstraße ist die private Freifläche hinter der Zeile nicht parzelliert und vermutlich, wie das bei Zeilen meistens so ist, auch nicht aus den nach vorne zur Straße orientierten Treppenhäusern und damit aus den Wohnungen erreichbar. Entweder, man kommt nur über den Keller, die Waschküche nach hinten hinaus, oder aber man muss immer einmal außen herum laufen und

gelangt nur durch die Durchfahrt bei Gebäudeteil 1 zu dieser Fläche. Immerhin haben die beiden bestehenden Gebäudeteile Nr. 1 und 2, die saniert bzw. umgebaut werden sollen, einen hohen Sockel und böten damit eine wichtige Voraussetzung, um dort einen Hof organisieren zu können. An das Gebäudeteil 2 wird hinten ein Fluchttreppenhaus angebaut; hierüber wäre ein Zugang zu der Fläche hinten immerhin möglich, aber das hängt entscheidend von den Grundrissen ab, die für diese Analyse nicht vorliegen. Ohne Ausgang nach hinten und ohne eine Parzellierung bzw. einer Abgrenzung der Hinterhöfe voneinander bleibt die Möglichkeit, einen Hinterhof zu organisieren, jedoch ungeutzt.



Vorhaben- und Erschließungsplan Sickingenstraße 2014 (Ausschnitt)

Auch wenn in der Begründung des B-Plans die Fläche hinter dem Gebäudekomplex als Hof bezeichnet wird, gibt das dort noch lange keinen Hinterhof, und erst recht keinen Hof, den es nur bei einem Haus geben kann. Auch hier also werden Bezeichnungen verwendet, die etwas suggerieren, was dort aber gerade durch die spezifische Desorganisation, die die ArchitektInnen dort verantworten, verhindert wird. Die Grünfläche dient nur als eine Abstandsfläche wie im klassischen Zeilenbau am Wohnweg (vgl. Harenburg, Wannags 1991). Und wie bei diesem gibt es zwei separate, zentralisierte Müllplätze: einer ist elegant in die Fassade im Gebäudeteil 4 (wie Nr. 3 ein Neubau) integriert, der andere liegt in der Verlängerung der Durchfahrt bei Gebäudeteil 1.

Auch die Stellplätze fehlen selbstverständlich nicht. Diese schreibt die Stadt bei Neu- und Umbauten in ihrer Stellplatzsatzung vor, damit AutofahrerInnen sich am Zielort möglichst problemlos wieder von ihrem fahrbaren Untersatz trennen können³⁶⁾. Fünf Stellplätze sind neben dem Müllplatz auf der Freifläche der

36) der ursprüngliche Gedanke bei der Reichsgaragenordnung/Stellplatzregelung, und in der Folge bei den Länderbauordnung bzw. schließlich den Stellplatzsatzungen der Gemeinden war wohl hauptsächlich, die Straßen möglichst frei zu halten von abgestellten Kraftfahrzeugen, um mehr Platz für fahrende Kraftfahrzeuge übrig zu haben (vgl. Jäkel, Volz 1994/95, Hasenstab 1996). Dass es aber dabei natürlich um eine Förderung des Autoverkehrs geht, ist gut daran zu erkennen, dass vor wenigen Jahren die Stellplatzsatzung in Kassel dahingehend

Blockrandzeile angeordnet. Für fünf bis sechs weitere wäre noch Platz. Dies aber ginge auf Kosten der Grünfläche, die in diesem Fall dann wohl doch nach Einschätzung der ArchitektIn, vielleicht auch des Bauherren wichtiger ist: der Entwurf soll offensichtlich nicht »autogerecht« erscheinen und Grünflächen sind schließlich gut fürs Gemüt. Stattdessen erklärt sich der Bauherr im Durchführungsvertrag mit der Stadt Kassel dazu bereit, die angeblich "überbreite Sickingenstraße" (Stadt Kassel, 2014b: 1) so umzubauen, dass dort anstelle der aktuell vorhandenen neun bis zehn Längsparkplätze in Zukunft 18 Schrägparkplätze im kommunen Straßenfreiraum entstehen. Dem Bauherren ist dies natürlich kaum hoch genug anzurechnen, da er einerseits auf zusätzlich mögliche Pachtzinsen, die er für die privaten Stellplätze auf seinem Grundstück erheben kann, verzichtet, andererseits mit eigenem Geld zusätzliche öffentliche Parkplätze herstellt, die wiederum die Stadt ihrerseits über Parkgebühren oder indirekt über die Ausgabe von teuren Anwohner-Parkberechtigungen bewirtschaften kann, liegt das Gebiet doch innerhalb einer Parkgebührenzone.

Selbstverständlich kann die Geschichte mit den Stell- und Parkplätzen auch ganz anders erzählt und bewertet werden: nach Einschätzung des Stadtplanungsamts müsste der Bauherr nach der aktuell gültigen Stellplatzsatzung der Stadt Kassel für sein Bauvorhaben 33 Stellplätze auf seinem eigenen Grund und Boden herstellen, für jede Wohnung einen. Zu ebener Erde bekäme er relativ kostengünstig lediglich 11 Stellplätze auf seinem Grundstück organisiert. Der Bauherr müsste also entweder eine teure Tiefgarage bauen oder 22 Stellplätze ablösen, also der Stadt Kassel dafür einen hübschen Betrag überweisen, den diese wiederum zur Herstellung von Parkplätzen verwenden muss. Hier nun liegt wohl der tiefere Grund dafür, dass der Bauherr und die Stadt jene seltsam anmutende vertragliche Regelung treffen, dass in den 33 Wohnungen nur Studierende wohnen dürfen. Eine Regelung, die wahrscheinlich nie jemand nachprüfen wird - warum auch? Da die Blockrandzeile für Studierende sehr günstig zum Hochschulstandort Holländischer Platz gelegen sei, so die Argumentation in der Begründung des vorhabenbezogenen Bebauungsplans, und es eine hohe Nachfrage von Studierenden auf dem Wohnungsmarkt gäbe und StudentInnenwohnungen dringend erforderlich seien und der Bauherr sich verpflichte, nur an Studierende zu vermieten, bräuchte es die hohe Anzahl an Stellplätzen, wie sie in der Stellplatzsatzung gefordert wird, für dieses Bauprojekt nicht; wird zumindest suggeriert. Punkt.

"Laut Stellplatzsatzung sind 33 Stellplätze (je Wohnung 1 Stellplatz) erforderlich. Insgesamt werden jedoch wegen des studentischen Minderbedarfs lediglich 14 Stellplätze nachgewiesen. [...] Als Kompensation sind pro Wohnung zwei Fahrradabstellplätze im Untergeschoss vorgesehen. Zusätzliche Fahrradabstellflächen befinden sich im Hinterhof. Insgesamt sind 71 Fahrradstellplätze geplant." (Stadt Kassel, Stadtplanung, Bauaufsicht und Denkmalpflege 2014b: 2)

geändert wurde, dass nun auch Fahrradabstellplätzen nachgewiesen werden müssen - mit der Behauptung/Erwartung, damit würde der Fahrradverkehr gefördert.

"Die vorliegende Planung sieht den Umbau von Bestandsgebäuden und die Errichtung von Neubauten mit insgesamt 33 Wohnungen vor. Hierfür sind nach der aktuell gültigen Stellplatzsatzung der Stadt Kassel je Wohnung ein Stellplatz, d.h. insgesamt 33 Stellplätze nachzuweisen. Steht entsprechend § 2 Abs. 3 der Stellplatzsatzung die Gesamtzahl der nachzuweisenden Stellplätze in einem offensichtlichen Missverhältnis zu dem nach der Eigenart des Vorhabens zu erwartenden Bedarf, so kann die Zahl der Stellplätze entsprechend erhöht oder ermäßigt werden. Der Vorhabenträger beabsichtigt, die geplanten Wohnungen ausschließlich an Studierende zu vermieten und ist gewillt, diese Absicht vertraglich abzusichern. Aufgrund der mittelbaren Nähe des Geltungsbereichs zum Hochschulstandort an der Holländischen Straße [gemeint ist wohl der Standort Holländische Platz, die laute Holländische Straße hat die Hochschule bislang weitestgehend gemieden, Anm. d. Verf.] und auch aufgrund der zwischenzeitlich stark angestiegenen Nachfrage nach studentischem Wohnraum bietet sich die geplante Nutzung (studentisches Wohnen) in der Sickingenstraße an. Auf dieser Grundlage werden vom Vorhabenträger insgesamt 23 Stellplätze neu errichtet, davon 18 Stellplätze innerhalb der Sickingenstraße. Das heißt, die im Straßenraum bereits vorhandenen 9 Stellplätze (Längsparkplätze) werden zu Querparkplätzen umgebaut und durch weitere 9 Stellplätze erweitert, so dass letztlich von den insgesamt 33 nachzuweisenden Stellplätzen nur 14 nachgewiesen werden. Zwischen dem Vorhabenträger und der Stadt Kassel wird ein Durchführungsvertrag, inklusive Straßenausbauvertrag, abgeschlossen, in dem u.a. detaillierte Vorgaben zur Anzahl, Größe, Gestaltung und Ausstattung der Stellplätze geregelt und die Realisierung vertraglich gesichert werden." (Stadt Kassel, Stadtplanung, Bauaufsicht und Denkmalpflege 2014c: 17f.)

Eine plausible und nachvollziehbare Begründung, weshalb Studierende weniger Kfz besitzen und daher auch nirgendwo abstellen müssen, wird hier nicht geliefert³⁷⁾. Die Gedankenakrobatik ist sowohl ein Musterbeispiel für die Ummünzung von privaten Stellplätzen, die auf privatem Grund und Boden zu errichten sind, und Parkplätzen, die im kommunen (›öffentlichen‹) Straßenfreiraum einer gemeinen Nutzung offenstehen müssen (oder jedenfalls sollten), als auch ein Musterbeispiel von der Anwendung der fünften Grundrechenart, bei der das Ergebnis feststeht und so lange ›gerechnet‹ wird, bis das dann auch herauskommt: 14 Stell-(Park)plätze statt 23 statt 33.

Wenn man es genau überlegt müsste die Stadtplanung eigentlich für das Bauvorhaben an der Sickingenstraße die Regelungen für Studentenwohnheime anwenden, weil dort ja nur Studierende wohnen sollen. Dann wäre von den Bauherren für je zwei Betten ein Kfz-Stellplatz nachzuweisen. Das wären bei 100 Studierenden schon 50 Stellplätze, keine 33³⁸⁾. Und so kann man sich endlos in Zahlen und Berechnungen ergehen, die doch alle nur willkürlich und be-

37) Im Vergleich dazu hat die Hochschule für ihre Erweiterung ein Verkehrsgutachten erstellen lassen, das zum Schluss kam, dass Studierende weniger Auto fahren, weil sie das Semesterticket haben. Für den Fall, dass es dieses einmal nicht mehr gibt, muss die Hochschule dann am Standort Holländischer Platz ›kurzfristig Stellplätze bereitstellen‹. Wie das gehen soll, weiß allerdings keiner.

38) beim Bau eines Appartementblocks für Studierende 1990 in der Gartenstraße wurden für 120 Einzimmer-Appartements 90 Stellplätze hergestellt, das sind rechnerisch 1,3 Betten pro Stellplatz (Scharvogel, Stapel 1990: 70f.). Zur Beliebigkeit der Stellplatzberechnungen vgl. auch AG Stadt 1977

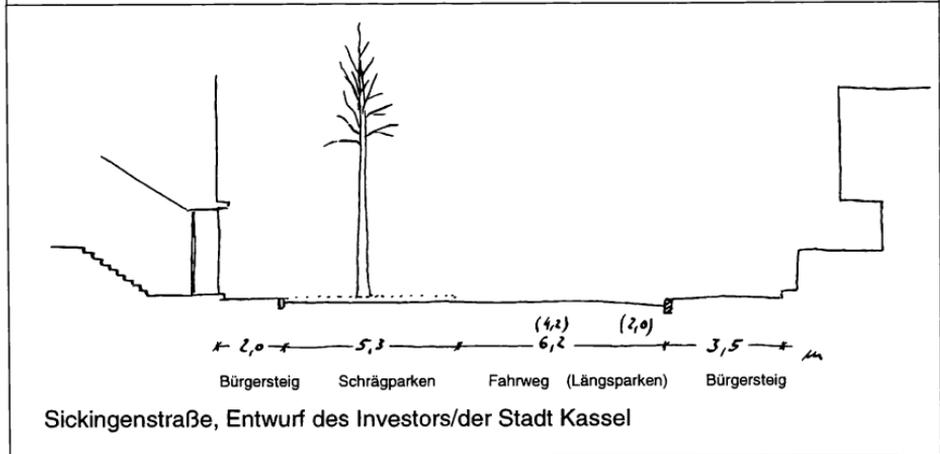
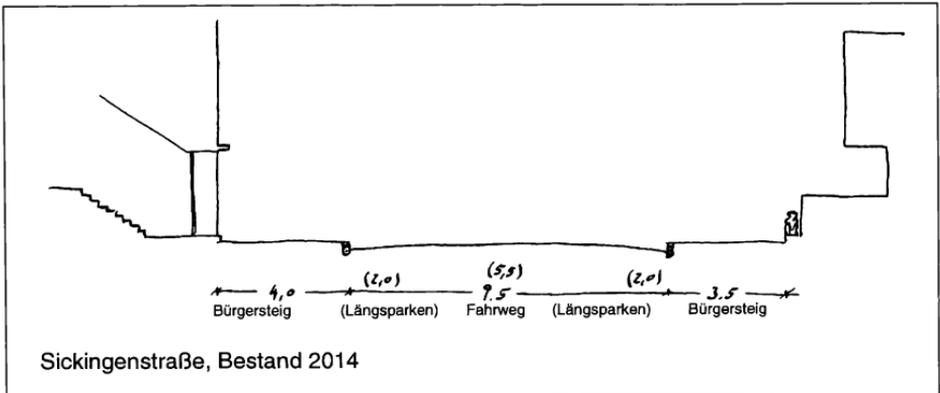
liebig sind und schlicht das Autofahren fördern sollen und den Bauherren zu eher lästigen Zusatzkosten zwingen.

"Rentsch [FDP, bis 2013 Wirtschaftsminister in Hessen] meint, gerade Investoren für Studentenwohnheime scheuen womöglich die hohen Kosten für Stellplätze, die Studierende gar nicht nutzen. Die Satzungen stellten deshalb ein Investitionshemmnis [sic!] dar. In Wiesbaden, so lobt Rentsch, denke man bereits um. Statt einen Stellplatz für zwei Betten will die Stadt künftig nur noch einen Platz für vier Betten fordern.

In Kassel gilt laut Satzung die 1:2 Regelung. Doch erlaubt die Satzung wie die meisten anderen auch Ausnahmen." (Wettlaufer-Pohl, HNA vom 18.07.2013)

Ja, hätten wir Verhältnisse wie in Wiesbaden, dann bräuhete der Investor für 90 Studierende nur 23 Stellplätze nachweisen...

Auf dem Bürgersteig vor der Blockrandzeile jedenfalls wird es nach dem Umbau für FußgängerInnen, AnliegerInnen und BesucherInnen eng. Dort soll der Bürgersteig von jetzt komfortablen 4 m auf gerade einmal 2 m verschmälert werden. Platz, dort z.B. auch mal ein Fahrrad so abzustellen, dass es nicht im Weg steht, gibt es dann nicht mehr.



Elf Reihenhäuser versus eine Blockrandzeile - eine Gegenüberstellung

[Alternativ-Plan mit elf Souterrain-Reihenhäusern

Auf dem Grundstück, auf dem der Bauherr eine drei- bis fünfgeschossige Blockrandzeile mit 33 Wohnungen für etwa 100 Studierende bauen möchte, könnten stattdessen elf Souterrain-Reihenhäuser gebaut werden. In solchen Reihenhäusern können auch Wohngemeinschaften mit 5 Personen/Studierenden bequem wohnen, in allen elf Reihenhäusern zusammen wäre Platz für 55 BewohnerInnen. Selbstverständlich kann in einem Reihnhaus auch eine Familie sehr gut leben und haushalten. Die Beschränkung auf ein bestimmtes Klientel ist natürlich völlig albern.

Das folgende Gedankenspiel einer Gegenüberstellung dieser beiden grundsätzlich verschiedenen Arten einer Wohnbebauung geht der Einfachheit halber davon aus, dass das Grundstück unbebaut wäre; Abrisskosten, die bei einer tatsächlichen Bebauung mit elf Reihenhäusern anfielen, sind nicht kalkuliert, ebenso wurden bei der gesamten Blockrandzeile Neubaukosten veranschlagt. Der Umbau der bestehenden Gebäudeteile, insbesondere Nr. 1, das bereits in den beiden Obergeschossen Wohnungen hat, liegt vermutlich unter den Neubaukosten. Diese Vereinfachung ist aber sinnvoll, um die Gegenüberstellung plausibel darstellen zu können. Denkbar wäre auch eine Mischbebauung: die vorhandenen Gebäude könnten saniert bzw. umgebaut werden, womöglich sogar zu Geschosshäusern, und daneben könnten dann noch vier neue Reihenhäuser gebaut werden. Das ginge schon auch....

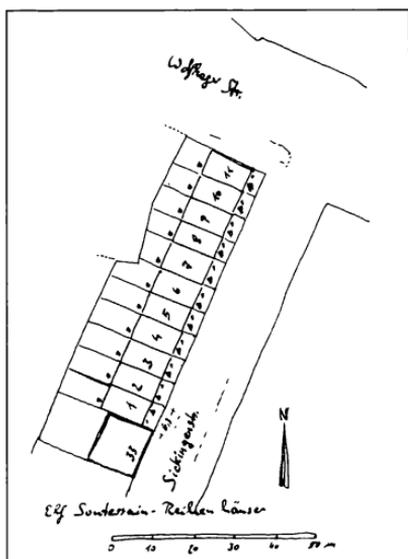
Die Belegungsdichte ist eine rein theoretische, die wird ja nicht gebaut. Neubauten sind immer teurer als ältere Wohnbauten. Leute, die einen Neubau bewohnen, müssen dafür entweder mehr bezahlen, oder sie rücken enger zusammen. Da sind Wohngemeinschaften, wie sie bei Studierenden häufig sind, natürlich gegenüber Familien im Vorteil, weil sie flexibel, je nach Geldbeutel, entweder alle zur Verfügung stehenden Zimmer vermieten können oder eben auch nicht. Wesentlicher dürfte die in der Regel gute Zahlungsfähigkeit von studentischen Wohngemeinschaften einen Vermieter interessieren. Die ist meistens so hoch, dass eine Studi-WG für eine Wohnung mehr bezahlen kann als eine Familie selbst von Besserverdienenden. Welche fünfköpfige Familie kann sich schon ein Haus/eine Wohnung für 1.200 € (mtl., ohne NBK) leisten? Fünf Studierende sind da mit jeweils 240 € dabei, was durchaus im heute üblichen Rahmen liegt. Und so können Studierende Familien und weniger gut Verdienende verdrängen und schließlich überproportional in den von ihnen bevorzugten Quartieren wohnen, wie das in der Kassler Nordstadt seit einigen Jahren geschieht.

Von der Blockrandzeile liegen keine Grundrisse vor. Die Berechnung der Wohnfläche ist daher überschlägig. Es können auch keine konkreteren Angaben zu der Anzahl der Zimmer je Wohnung gemacht werden. In der Begründung zum Bebauungsplan heißt es:

"Die Studentenwohnungen sind größtenteils für zwei bis drei, im Ausnahmefall für vier BewohnerInnen konzipiert. Die Wohnungen sind mit einer Gemeinschaftsküche sowie einem Bad ausgestattet, ab drei Personen steht außerdem ein Gäste-WC zur Verfügung. Einige Wohnungen erhalten zudem einen Abstellraum in der Wohnung, ferner werden zu den Wohnungen ausreichend Kellerräume angeboten. Im Kellergeschoss befinden sich neben den Kellerräumen pro Haus ein Wasch- und Trockenraum, ein Fahrradraum sowie eine Umverteilung für Warmwasser."

(Stadt Kassel, Stadtplanung, Bauaufsicht und Denkmalpflege 2014c: 8)

In der Presse wird von "über 90 Plätzen" geschrieben (HNA vom 25.01.2014), bei der Vorstellung des Projekts im Ortsbeirat wurde von 100 Studierenden gesprochen. Was sich ja nicht ausschließt.



Ansicht eines Bremer Reihenhauses.
Zeichnung von W. Ring, aus Notizbuch 40, 1996

Hingegen wurde bei den Reihenhäusern auf Grundrisse zurückgegriffen, die Scharla (2004) veröffentlicht hat (vgl. auch NB 80 S. 93). Ein Souterrain-Reihenhaus hat eine Wohnfläche von gut 150 m²; wenn die Raum-Reserven im Souterrain und in der Dachetage ausgebaut sind. Die BewohnerInnen eines solchen Reihenhauses verfügen im Innenhaus über fünf Zimmer, vier Kammern, ein Kämmerchen, eine Küche, zwei Bädern, ein separates WC, eine Waschküche, einen Vorratskeller, zwei Loggien, einen Treppenflur mit zwei Abstell-Nischen und eine Dachterrasse. Ein Dach hat ein Reihenhaus auch, wodurch z.B. eine Nutzung des Regenwassers gut möglich ist (Collage Nord 1993/94). **Worin ein solches Haus aber im Gegensatz zu einer Wohnung in der Blockrandzeile besonders ausgezeichnet ist, ist der Vorgarten vor dem Haus und der Hof hinter dem Haus, das Außenhaus (Hülbusch, I.M. 1978) eben.** Diese privaten Freiräume gibt es in der Blockrandzeile nicht. Und auch nicht den direkten Zugang zur und der Anteil an der Straße, den Platz vor

dem Haus, der auch Teil des Außenhauses ist. Wo am Fahrwegrand z.B. auch Autos praktisch und sparsam abgestellt werden können, ohne den schön breiten Bürgersteig anzutasten, der als Freiraum für die Anlieger und für Passanten prima ist. An den Bürgersteigrand passen vor die elf Reihenhäusern auf 70 lfd. M. auch Straßenbäume: alle 5 m einer, macht zusammen 14, die nach einigen Jahren kontinuierlichen Zuwachses bei entsprechender Pflege (vgl. NB 38) den Weg und den Ort in der Sickingenstraße übersichern. Ach ja, und am Fahrwegrand, unter dem Laubdach der Bäume, hat es auch Platz für 12 bis 13 Autos, je nach deren Länge und wie da gerade geparkt wird. Viel wichtiger als diese leidige Debatte, wo denn die ganzen Autos geparkt werden können, ist jedoch die Straße als sozialer Ort: die Nutzung der Bürgersteige und das Gewebe der Bekanntschaften und Beziehungen, die von den Anliegern nebenbei hergestellt und gepflegt werden (Jacobs, J. 1963/93) und so die Straße als Freiraum (Hülbusch, K.H. 2002) erst konstituieren.

Für die Blockrandzeile wie für die elf Reihenhäuser wurde berechnet, wie hoch der finanzielle Aufwand zur Herstellung der Bebauung und wie hoch die Ertragserwartung bei einem angenommenen Mietzins von 8 € pro m² jeweils ist. Bei den Reihenhäusern kann anstelle der ›Ertragserwartung‹ auch eine jährliche Zinsbelastung verstanden werden, wenn der finanzielle Aufwand als Kredit zu 4,1% aufgenommen würde. Bei der Zeile geht das so herum nicht, oder zumindest nur, wenn die Wohnungen jeweils als Eigentumswohnungen verstanden werden. Oder, kurz: ein Kapitalist ist an der Verzinsung seines Kapitals interessiert, eben dem Mietzins, der von den Mietern aufgebracht werden muss, hingegen muss jemand, der ein Haus kauft und dafür einen Kredit in Anspruch nimmt, Zinsen an die Bank bezahlen, die für ihn eine Belastung ganz ähnlich wie der Mietzins in einer Mietwohnung darstellen. Aber eben doch mit einem feinen und wichtigen Unterschied: der Kredit bei der Bank wird in aller Regel einmal getilgt, die Mietzinsen bleiben für den Wohnungsbesitzer auf wunderbare Weise bestehen.

In der Tabelle sind in den ersten Spalten (A) jene Merkmale und Maße aufgeführt, die das Grundstück/die Haushufen (Parzellen für Haus und Hof) und die Wohnbebauung beschreiben: Größe und Breite/Tiefe des Grundstücks/der Haushufen, überbaute Grundfläche, Freiflächen bzw. Vorgarten und Hof, Anzahl Geschosse im Geschosswohnungsbau bzw. Etagen bei den Einfamilienhäusern, die Bruttogeschoss- und die Nettowohnflächen. Anhand der unterschiedlichen Bezeichnung der Merkmale kommt zum Ausdruck, dass diese real ganz unterschiedlich und quantitativ nicht vergleichbar sind, dass hier im Grunde genommen Äpfel mit Birnen verglichen werden. So können den verschiedenen Baukörpern der Blockrandzeile keine Grundstücksgrößen zugeordnet werden, weil alle vier Baukörper zusammen die Blockrandzeile bilden und eben auf einem einzigen Grundstück stehen. Demgegenüber stehen die Parzellen der Reihenhäuser, jedes Reihnhaus auf einer eigenen, spezifischen Haushufe, die mit Breite, Tiefe und Größe angegeben werden kann.

Tabelle: Vergleich Blockrand-Zeile - Reihenhäuser

zum Vorhabenbezogenen Bebauungsplan Nr. V2A "Sickingenstraße" Kassel,wurf vom 16.12.2013

Grundstücke
 420 m² unbebautes Grundstück Wohnlager
 Flurstück 5636
 1260 m² bebautes Grundstück Strangensr
 Flurstück 5636
 1700 m² gesamt.

Eine 3 bis 5 geschossige Blockrand-Zeile

Einwurf des Bauherren
 Zusammenlegung der beiden Grundstücke

stücks- breite [m]	stücks- größe [m ²]	Bebauung	bebaute Grundfl. [m ²]	FL/ Grünfl. [m ²]	Anz Geschosse	Brutto- geschossfl. [m ²]	Wohnfl. [m ²]	GRZ (2)	GFZ (2)	GRZ (2)	GFZ (2)	Baukosten (3)	Grundstücks- kosten (4)	finanzieller Aufwand (5)	Ertrags- erwartung (5)	Kapital- ver- zinsung	Anz Wohn- ein- heiten	Anz Zimmer	Kam- mern	ripl e
6,3	26	Baukörper 1	220	•	III	660	530	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
6,3	26	Baukörper 2	380	•	III	1050	840	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
6,3	26	Baukörper 3	190	•	IV	800	640	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
6,3	26	Baukörper 4	290	•		1570	1250	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
Σ	70	±24	1700	280 / 340		4080	3260	0,6	2,4	7,010.000 €	340.000 €	7.350.000 €	310.000 €	4,3%	33	ca. 100	0	5 / 18		

Elf Souterrain-Reihenhäuser

Alternative
 Teilung der bei n Grundstücke in 11 Parzellen
 n-breite Parzellen- große

n-breite Parzellen- tiefe [m]	n-breite Parzellen- größe [m ²]	Bebauung	bebaute Grundfl. [m ²]	Vorgarten / Hof [m ²]	Anz Etagen (8)	Brutto- geschossfl. [m ²]	Wohnfl. [m ²]	GRZ (2)	GFZ (2)	GRZ (2)	GFZ (2)	Baukosten (3)	Grundstücks- kosten (4)	finanzieller Aufwand (5)	Ertrags- erwartung (5)	Kapital- ver- zinsung	Anz Häuser	Anz Zimmer	Kam- mern	Parplatz
6,3	26	165 Haus 1	70	18/77	II+S+DE	140	150	0,4	0,8	322.500 €	33.000 €	355.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
6,3	26	165 Haus 2	70	18/77	II+S+DE	140	150	0,4	0,8	322.500 €	33.000 €	355.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
6,3	26	165 Haus 3	70	18/77	II+S+DE	140	150	0,4	0,8	322.500 €	33.000 €	355.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
6,3	26	165 Haus 4	70	18/77	II+S+DE	140	150	0,4	0,8	322.500 €	33.000 €	355.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
6,3	26	165 Haus 5	70	18/77	II+S+DE	140	150	0,4	0,8	322.500 €	33.000 €	355.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
6,3	24	145 Haus 6	70	18/57	II+S+DE	140	150	0,5	1,0	322.500 €	29.000 €	351.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
6,3	24	130 Haus 7	70	18/42	II+S+DE	140	150	0,5	1,1	322.500 €	26.000 €	348.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
6,3	24	150 Haus 8	70	18/62	II+S+DE	140	150	0,5	0,9	322.500 €	30.000 €	352.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
6,3	24	150 Haus 9	70	18/62	II+S+DE	140	150	0,5	0,9	322.500 €	30.000 €	352.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
6,3	24	150 Haus 10	70	18/62	II+S+DE	140	150	0,5	0,9	322.500 €	30.000 €	352.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
6,3	24	150 Haus 11	70	18/62	II+S+DE	140	150	0,5	0,9	322.500 €	30.000 €	352.500 €	14.400 €	4,1%	1	5	4	0 / 1,1		
Σ (10)			1700			1540	1650	0,46	0,91	3.547.500 €	340.000 €	3.887.500 €	158.400 €	4,1%	11	55	44	0 / 12		

Anmerkungen

(1) Bruttogeschossfl abzgl. 20% f. Hausentr. etc

(2) hier: Verhältnis bebaute Fläche zu Grundstücksfläche

(3) 2.150 € brutto inkl. Planungskosten (1.800 € m² netto)

(4) 200 € m² (Bodenrichtwertkarte 2014: 120 €)

(5) bei einem Liegtnis von 8 € m² pro Monat gerechnet aufs Jahr

(6) nach Grundrissen bei Scharfa 2004

(7) Verhältnis Bruttogeschossfläche zu Grundstücksfläche S+DE

(8) S = Souterrain-Hofanlage DE = Dachterrace

(9) in der Blockrandzeile sind die Wohnungen für je vier

drei z. T. für vier BewohnerInnen-konzipiert

; bezogen auf alle 11 Parzellen GRZ u. GFZ gemitt

Hier ist nicht nur das private Innenhaus organisiert, sondern eben auch der private Freiraum, der Vorgarten und der Hof. Die Freifläche der Blockrandzeile ist zwar gegliedert in »befestigte Flächen« (280 m²) und »Grünflächen« (340 m²), aber auch diese können eben nicht den verschiedenen Baukörpern zugeordnet werden. Bei den Reihenhäusern hat ein jedes einen eigenen Vorgarten und einen eigenen Hof; da ist es dann völlig unangebracht, eine Summe bilden zu wollen.

Es folgen die beiden städtebaulichen Kennzahlen für die bauliche Dichte, die Grundflächenzahl und die Geschossflächenzahl (Spalten B), wie sie in der BauNVO definiert sind bzw. waren: Für die Grundflächenzahl wird die alte Definition benutzt, da mittlerweile befestigte Freiflächen mit hinein gerechnet werden und die Zahl so zu einem Maß der »Versiegelung« und nicht mehr der Bebauungsdichte wurde. Die GRZ und die GFZ kann ebenfalls nur für die gesamte Blockrandzeile berechnet werden - und bei den Reihenhäusern wiederum nur für jedes einzelne; dort ist dann genau genommen die Summe abstrus, da die städtebaulichen Verhältniszahlen ja auf einzelne Häuser/Gebäude und ihre jeweilige Parzelle/ihr jeweiliges Grundstück bezogen sind.

In den unter C zusammengefassten Spalten werden der finanzielle Aufwand zur Herstellung der Bebauung, die Grundstückskosten und Baukosten, und der zu erwartende Ertrag aufgeführt. Die Grundstückskosten sind mit 200 €/m² wesentlich höher angesetzt, als sie in der Bodenrichtwertkarte von 2014 für diesen Standort angegeben sind (120 €/m²). Die Fläche ist in der Bodenrichtwertkarte als »gemischte Baufläche« dargestellt. Für gemischte Bauflächen werden von Grundstückseigentümern in der Nordstadt mittlerweile bis zu 250 €/m² verlangt, so aktuell für eine Fläche an der Bunsenstraße in Höhe der Rothfelsstraße (Angebot in der HNA vom 15.03.2014 und telefonische Auskunft vom beauftragten Immobilienmakler). Allerdings ist fraglich, ob solche hohen Preise tatsächlich zu realisieren sind. Wohnbauflächen für Einfamiliengebäude werden in der Nordstadt eher niedriger bewertet und liegen zwischen 75 und 95 €/m², weil die Nordstadt für dieses Marktsegment (noch) kein schicker, presti-geträchtiger Stadtteil ist wie z.B. Harleshausen, Kirchditmold oder Wahlershausen im Westen der Stadt, wo tatsächlich etwa 200 €/m² bezahlt werden (Bodenrichtwertkarte 2014). In der Unterneustadt, wo in der Sternstraße vor einigen Jahren in unmittelbarer Nähe zur Fulda Reihenhäuser auf kleinen Grundstücken gebaut wurden, liegt der aktuelle Bodenpreis - dem prominenten Standort geschuldet - bei 340 €/m² (bei einer zulässigen GFZ von 1,5).

Beim finanziellen Aufwand machen die Grundstückskosten nur einen relativ geringen Anteil aus: bei der Blockrandzeile etwa 5%, bei den Reihenhäusern 9%³⁹⁾. Über 90% der Kosten entfallen also auf die Baukosten, die mit 1.800 €/m² netto inklusive der Planungskosten gerechnet wurden, das ergibt dann brutto 2.150 €/m². Wird beim Reihenhaus auf den Ausbau der 24 m² großen

39) bei einem Grundstückspreis von 100€/m² läge bezogen auf die Gesamtkosten der Anteil der Grundstückskosten bei einem Reihenhaus bei 4,6%

Dachetage verzichtet, der ja auch zu einem späteren Zeitpunkt noch gut erfolgen kann, liegen die Baukosten um rund 50.000 € niedriger. Selbst hier sind also in einem Reihenhaus Spielräume enthalten für jemanden, der sich so ein Haus zulegen möchte. Einen Investor interessiert das nicht und im Geschosswohnungsbau sind solche leicht zu mobilisierende Raumreserven nicht zu erwarten.

Die Berechnung ist für die Blockrandzeile in einer Zeile dargestellt, da dieses Gebäude eine Investition von einem Bauherren ist und den genau dies auch interessiert: wie hoch ist der finanzielle Aufwand, wie hoch der zu erwartende Ertrag und wie hoch dann die Verzinsung des investierten Kapitals? Mit den berechneten 4,3% ist die gar nicht so üppig, da gibt es sicherlich Anlagemöglichkeiten mit höheren Renditen. Vielleicht bezahlen Studierende ja auch 8,5 € oder sogar 9 €/m², dann läge die Verzinsung bei 4,5 bzw. 4,8%. Die Pacht für die fünf Parkplätze ist hier nicht berücksichtigt, aber die macht den Kohl auch nicht mehr fett. Über die 5% scheint man mit so einer Investition offenbar nicht hinaus zu kommen. Bei einer seriösen Kalkulation muss der Bauherr/Besitzer natürlich die Bewirtschaftungskosten berücksichtigen (Abschreibung, Verwaltungskosten, Betriebskosten, Instandhaltung, Mietausfallwagnis), die etwa 20% der Mieteinnahmen ausmachen (Brede, Dietrich, Kohaupt 1971: 107). Der Einfachheit halben bleiben diese Faktoren hier unberücksichtigt, ebenso wie die Kosten für eine Zwischenfinanzierung. Und wenn der Investor Fremdkapital einsetzt, dann muss er natürlich noch eine Tilgung berücksichtigen. So ist es wohl kein Zufall, dass hier ein Bauunternehmen der Investor ist (Rudolph, K. 2014) und neben oder sogar über das Interesse an der Kapitalverzinsung vermutlich das Interesse an einem Bauauftrag für dieses Unternehmen tritt. Und der soll wahrscheinlich möglichst groß sein.

Die elf Reihenhäuser werden in elf Spalten beschrieben, denn jedes dieser Häuser ist eine komplette Einheit, kann von je einem Bauherrn gebaut und einer Familie oder auch einer Wohngemeinschaft innen wie außen bewohnt werden. Da die Grundstückskosten wegen des unregelmäßigen Grenzverlaufs hinten leicht variiert, gibt es auch geringfügige Schwankungen beim finanziellen Aufwand. Im Grunde genommen kostet so ein Haus aber etwa 355.000 €, wenn die Dachetage ausgebaut ist, ohne diesen Ausbau noch ca. 304.000 €. Unberücksichtigt sind dabei allerdings noch die Kosten für die Herstellung des Vorgartens und des Hofes. Dieser Preis ist kein Pappenstiel für ein Haus, das die meisten Familien wohl nicht mal eben so, wenn überhaupt finanziert bekommen. Wer das Haus komplett über einen Kredit mit einem Zinssatz von 4,1% finanzierte⁴⁰⁾, müsste eine monatliche Zinsbelastung von 1.200 € bedienen. Hinzu kämen die Tilgung und eine Rücklage für Instandhaltungen sowie die fixen wie variablen Nebenkosten (Grundsteuer, Grundstücksentwässerung, Abwasser und Müllabfuhr, Wasser, Strom, Brennstoffe/Fernwärme, Schornsteinfegergebühren, Rundfunkgebühren, eventuell noch Telefon, Inter-

40) Banken verlangen allerdings bei Kreditvergaben zumeist einen Eigenkapitalanteil

net, Fernsehen, Zeitungen), die hier nicht berücksichtigt sind. Bei der Blockrandzeile, dies sei hier nur noch erwähnt, kommen bei den Nebenkosten die Grünflächenpflege und Kosten für Hausmeister und Gebäudeverwaltung hinzu und oft kann der Mieter nicht selbst entscheiden, ob er ein Kabelfernsehangebot haben und bezahlen will oder nicht: bezahlen muss er dann, ob er es nutzt oder nicht.

Ein Haus kann auch vermietet werden. Bei einem angenommenen Mietzins von 8 €/m² kostet die Miete pro Monat 1.200 € (ohne NBK). Diese Mietforderung scheint gar nicht mal so unrealistisch, wie sich das zunächst anhört: in der HNA vom 12.04.2014 wird eine neue Doppelhaushälfte in Wehlheiden angeboten, die in dieser Kategorie liegt (1.250 € für 152 m² Wohnfläche). Für eine Familie ist dieser Mietzins sicherlich nicht so leicht zu stemmen, für eine StudentInnen-WG schon eher. Wenn beispielsweise fünf Studierende so ein Haus mieten, muss jedeR rund 240 € im Monat (ohne NBK) bezahlen. Und sie bekommen damit allemal ein besseres Zuhause als in einer Wohnung in einer Zeile. Und selbst in einer Wohnung in einem Geschosshaus haben sie nicht so viel Platz und so viele Freiräume wie in ›ihrem‹ Haus. Theoretisch ist nun auch denkbar, dass ein Investor elf Reihenhäuser bauen lässt, um sie zu vermieten. Das macht zwar keiner - warum eigentlich nicht? -, ginge aber schon. Die Verzinsung seines investierten Kapitals läge dann bei 4,1% und damit gerade mal um 0,2% niedriger als bei der drei- bis fünfgeschossigen Blockrandzeile mit 4,3%. Die Kapitalverzinsung liegt also nur geringfügig darunter, wenn anstelle der drei- bis fünfgeschossigen Blockrandzeile zweigeschossige Souterrain-Reihenhäuser gebaut würden. Das ist schon irre.

Ein Investor erzielt durch eine dichtere Bebauung eine höhere Rendite, allerdings ist diese doch recht bescheiden und rechtfertigt eine so übermäßig stark verdichtete Bauweise nicht.

Für den Grundbesitzer lohnt sich allerdings die hohe Investition auf seinem Grundstück. Bei dem oben genannten Beispiel stehen Baukosten in Höhe von 7,01 Mio. € für die Blockrandzeile Baukosten in Höhe von 3,55 Mio. € für die elf Reihenhäuser gegenüber. Die Grundstückskosten, so wird hier ja angenommen, sind für beide Bebauungsarten gleich groß und liegen bei jeweils 340.000 €⁴¹⁾. Weil bezogen auf diese Grundstückskosten bei der Blockrandzeile mehr Kapital investiert wird als bei den Reihenhäusern und damit mehr Wohnfläche hergestellt wird, die vermietet werden kann, ist die Kapitalverzinsung um jene 0,2% höher als bei den Reihenhäusern. Der ›Extra-Gewinn‹ des Investors einer Blockrandzeile liegt bei 14.000 € pro Jahr, eben jene 0,2% von den 7,01 Mio. € Baukosten. Angenommen, der Grundbesitzer fordert von diesem ›zusätzlichen‹ Profit die Hälfte, dann sind das 7.000 €, die er pro Jahr auf die zunächst nur

41) das ist ja der Grund, warum mit der Blockrandzeile 0,2% mehr Rendite erzielt werden kann; nimmt man für die Reihenhausbauung einen Grundstückspreis von 100€/m² an, wie er in der Nordstadt/am Warteberg für Einfamiliengebäude mal so eben zu erzielen ist, dann ist die Kapitalverzinsung mit 4,3% exakt so hoch wie bei der Blockrandzeile.

antizipierte Grundrente für das 1.700 m² große Grundstück aufschlagen könnte als erhöhte Intensitätsrente gegenüber einer ›Nutzungsintensität‹ oder Bebauungsdichte, die im Rahmen des gesetzlich üblichen liegt (GFZ von 0,9; unser Beispiel mit zweigeschossigen Reihenhäusern). Pro m² sind das 4 € pro Jahr, oder als kapitalisierte Bodenrente bei einem Zinssatz von 4% ein um 100 €/m² höherer Bodenwert. Das lohnt sich also für den Grundbesitzer.

Für die BewohnerInnen eine Stadt, so sie nicht gerade GrundbesitzerIn mit Verkaufsabsichten, BauunternehmerIn oder ArchitektIn sind, sondern einfach nur ein gutes Dach über dem Kopf brauchen, lohnt der Bau von Geschosswohnungsbau nicht. Häuser sind einfach besser.

Debatte

Bei der Debatte des (verkürzten) Vortrags auf dem Symposium hat Helmut Lührs den Einwand vorgebracht, ein solcher Vergleich einer Zeile mit elf Reihenhäusern sei unzulässig, da dabei das Reihenhäuser wie eine Zeile, aus Sicht eines Investors, der an einer Rendite interessiert sei, verhandelt würde. Mein Hinweis, das Reihenhäuser könne auch in zwei kleinere Wohnungen aufgeteilt werden, um bei Bedarf auch kleinere Einheiten vermieten zu können, sei ein deutliches Indiz für eine auf Rendite spekulierende Herangehensweise. Ein Reihenhäuser sei aber gerade keine Veranstaltung für einen Investor, sondern der Ökonomie, dem sparsamen Haushalten der darin Lebenden verpflichtet. Letzterem kann ich vorbehaltlos zustimmen, und in der Debatte wurde auch geäußert, dass der Vorschlag, Reihenhäuser anstelle der Zeile zu bauen, im Grunde genommen ja ein Affront gegen den Investor sei.

Wieso mein Vorschlag, Reihenhäuser anstelle einer Zeile zu bauen, einem Investor verpflichtet sei, verstehe ich jedoch nicht. Freilich, wenn ein Reihenhäuser in zwei Wohnungen aufgeteilt wird, dann hat die Partei, die oben wohnt, keinen Zugang zum Hof und kann diesen dann auch nicht nutzen. Insofern ist die Möglichkeit für diese Bewohner eingeschränkt. Im Gegensatz zur Zeile haben sie jedoch den Zugang zum Vorgarten, den sie sich allerdings mit der Partei unten teilen müssen. Und den klar definierten Straßenanteil sollte man auch nicht vergessen. Da könnte jedeR natürlich mal überlegen, ob er/sie lieber in einer Zeile mit fünf bis neun anderen Parteien wohnen möchte, oder in einem aufgeteilten Reihenhäuser mit einer anderen Partei. Wobei ja die, die unten wohnen, über den Hof hinten verfügt; nur die, die oben wohnen, haben eben Pech. Alles geht halt auch nicht.

Nun ist der Gedanke von Helmut Lührs, anstelle von Reihenhäusern doch Geschosshäuser vorzuschlagen, ja gerade einem Investor verpflichtet und dann natürlich kein Affront gegen diesen. Denn ein Geschossgedäude ist ein ›Zinshaus‹, es wird errichtet, um mit dem Mietzins eine Rendite auf das investierte Kapital zu erzielen. Die BewohnerInnen kommen alle nach hinten in den gemeinsamen Hinterhof - man könnte sagen gleich schlecht als recht, denn sie müssen alle über das Treppenhaus dorthin laufen. Je höher die Wohnung liegt,

desto weiter der Weg. Und einen direkten Zugang hat keiner. Ein solcher z.B. für die Wohnung im Hochparterre wäre ein Privileg, das die Nutzung des Hinterhofes durch die anderen Parteien einschränken kann. Keine Frage, ein Geschosshaus ist allemal unvergleichlich besser als ein Blockrandzeilenbau mit Abstandsgrün, aber es ist und bleibt eben Geschosswohnungsbau. Und eine Umnutzung zu einem Einfamilienhaus geht nicht, es sei denn, jemand hat unglaublich viel Geld, kauft sich so ein Geschosshaus und nutzt es komplett für sich. Aber auch dann ist es noch lange kein Haus, sondern ein umgenutztes Geschosshaus. So, wie die Aufteilung eines Reihenhauses und/oder eine Vermietung aus diesem eben auch kein Zinshaus macht.

Literatur

- Arbeitsgruppe Stadt 1977: Hochschulquartier Nordstadt Kassel. Freiraum und Verkehr. Gutachten im Auftrag der Stadt Kassel. vervf. Mskr., Kassel
- Arendt, Hannah 1958/94: Vita Activa oder Vom tätigen Leben. München
- *Bärenweiler, Rainer; Cordts, Hans-Jürgen 1992: Vom Einfamilienhaus zum Einfamiliengebäude. Von "Kaffeemühlen" und was es sonst noch gibt. Dipl. am FB 13 der GhK, vervf. Mskr., Kassel
- *Bäuerle, H. 1972/73-2000: Grundeigentum - Grundrente - Bodenpreis. Materialien zur Bodenfrage in der Stadtplanung. in NB 56 d. Kasseler Schule, Kassel S. 11-48
- *Brede, H., Dietrich, B., Kohaupt, B. 1976: Politische Ökonomie des Bodens und Wohnungsfrage. Frankfurt
- *Böse, H. 1982/89: Das Außenhaus verfügbar machen. in NB 10 der Kasseler Schule S. 52-60
- *Böse, H.; Hörnlein, L.; Rau, P. 1983/89: Grün allein genügt nicht. Freiräume und Grünflächen im Zeilenbau nach dem 2. Weltkrieg. in NB 10 der Kasseler Schule, Kassel S. 81-101
- Böse-Vetter, Helmut; Braun, Ulrike et al. 2013: Das Haus. in NB 80 der KS Schule, Kassel S. 18-146
- Bräutigam, Christina 2014: Verraten und verkauft. Sportstudio muss Studentenwohnungen weichen - Betreiber: "Wusste von nichts" ExtraTipp vom 05.02.2014 S. 5
- *Burckhardt, L. 1982/85: Die Flächen müssen wieder in Besitz genommen werden. in ders.: Die Kinder fressen ihre Revolution. Köln S. 200-205
- Collage Nord 1993/94: Möglichkeiten der Verwendung des Niederschlagwassers in der Stadt. in NB 33 der Kasseler Schule, Kassel S. 1-147
- *Collage Nord 1996: Plätze in Bremen - Platz haben und Platz lassen. in NB 44 der Kasseler Schule, Kassel S. 1-134
- *Glaesener, N. 1997: Die Befreiung der Hausfrau - ein Märchen. in NB 46 der Kasseler Schule, Kassel S. 100-111
- Göderitz, Johannes; Rainer, Roland; Hoffmann, Hubert 1957: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt. Tübingen
- *Harenburg, B.; Wannags, I. 1990/91: Von Haustür zu Haustür. Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale. in NB 23 der Kasseler Schule, Kassel S. 6-123
- Hasenstab, Roland 1996: Gestapelte Fahrzeuge. Parkbauten in der Stadtplanung. Arbeitsbericht des FB 13 der Universität Gesamthochschule Kassel GhK 119, Kassel
- Hegemann, Werner 1930/1992: Das steinerne Berlin. Bauwelt Fundamente 3, Braunschweig, Wiesbaden, Nachdruck der 4ten Aufl. von 1988
- *Helbig, R. 1999: Hof und Haus. in NB 54 der Kasseler Schule, Kassel S. 87-96

- *Helbig, R. 2003: Der Garten zum, am oder ohne Haus. in: NB 64 der Kasseler Schule, Kassel S. 122-152
- Hilpert, Thilo (Hrsg.): LeCorbusiers "Charta von Athen" Texte und Dokumente. Bauwelt Fundamente 56, Braunschweig, Wiesbaden
- HNA vom 25.01.2014: Wohnheim für Studenten im Schillerviertel.
- *Hülbusch, I.M. 1978: Innenhaus und Außenhaus. Sozialer und umbauter Raum. Schriftenreihe des FB 12/13 der GhK, Kassel
- *Hülbusch, I.M. 1979: Das Außenhaus. in NB der Kasseler Schule 10, Kassel S. 47-51
- *Hülbusch, K.H. 1991: Morphologie und Organisation. in NB 23 der KS Schule, Kassel S. I-VIII
- *Hülbusch, K.H. 2002: Die Straße als Freiraum. in NB 59 der KS Schule, Kassel S. 91-99
- Jacobs, Jane 1963/93: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente 4, Braunschweig, Wiesbaden
- Jäkel, Walter; Volz, Hannes 1994/95: RGaO & Co. Zur Entstehung der Reichsgaragenordnung und zum Fortbestand der Stellplatzregelung in Hessen. Studienarbeit am FB 13 der GhK, vervf. Mskr., Kassel
- König, Helmut; Roeser, Thomas; Stock, Jürgen 2003: BauNVO. Baunutzungsverordnung. Kommentar. München, 2. Aufl.
- *Mehli, Reto 1995: Der Baublock - wiederentdeckt und doch verwirrend neu. Ein Vergleich zwischen gründerzeitlichen und neuen Blockrandbebauungen. in NB 37 der Kasseler Schule, Kassel S. 25-174
- *Mölleken, H. 1999: Die offensichtliche und die verheimlichte Verschwendung der städtischen Bauflächen. in NB 54 der Kasseler Schule, Kassel S. 227-288
- *Plath, R. 2004: »Wohndichte zwei komma Null« - Brauchbarkeit nix. in NB 58 der Kasseler Schule, Kassel S. 121-129
- *Protze, K. 1995: Ohne Göd - Ka Musi. Die Zentralisierung der Hauswirtschaft und ihre Folgen für die Wahlmöglichkeiten der Leute am Beispiel des Gemeindebaus des "Roten Wien" in Coop Landschaft (Hrsg.): Wiener "Geschichten" - Beiträge zur Freiraumplanung und Vegetationskunde. Wien S. 1-50
- *Protze, K. 1999: »Wer kann das bezahlen - wer hat so viel Geld.« Der Beitrag der Architektur und Grünplanung zur Durchsetzung des Konsumzwangs. in NB 54 der Kasseler Schule, Kassel S. 289-294
- *Protze, K. 2009: Hausen statt Wohnen. Von der Hartnäckigkeit gesellschaftlicher Wertvorstellungen in wechselnden Leitbildern - Vorschlag für einen Blickwechsel. NB 74 der Kasseler Schule, Kassel
- Rudolph, Katja 2014: Studenten statt Sportstudio. Privater Investor will an Sickingenstraße Wohnungen mit 90 Plätzen bauen. HNA vom 25.01.2014
- Scharvogel, Martin, Stapel, Bernd 1990: "Vorne und Hinten" statt "Drunter und Drüber" Eine freiraumplanerische Antwort auf die Kasernierung von StudentInnen. Diplomarbeit m FB 13 der GhK, vervf. Mskr., Kassel
- Steinhäuser 1990: Planen für die Wechselfälle des Lebens. in NB 16 der KS Schule, Kassel S. 6-78
- Scharla, Lutz 2004: Das Bremer Reihenhaus in Holz. Überlegungen zur Hauskunde. in NB 58 der KS Schule, Kassel S. 76-121
- Stadt Kassel, Stadtplanung, Bauaufsicht und Denkmalpflege 2014a: Vorhabenbezogenen Bebauungsplan Nr. V/2A "Sickingenstraße" - Entwurf -, 16.12.2013, bearbeitet vom Planungsbüro pwf, Fahrmeier, Rühling, Weiland, vervf. Mskr., Kassel
- Stadt Kassel, Stadtplanung, Bauaufsicht und Denkmalpflege 2014b: Erläuterung zum Vorhabenbezogenen Bebauungsplan der Stadt Kassel Nr. V/2A "Sickingenstraße" (Aufstellungs- und Offenlegungsbeschluss), vom 02.01.2014, vervf. Mskr., Kassel

Stadt Kassel, Stadtplanung, Bauaufsicht und Denkmalpflege 2014c: Begründung zum vorhabenbezogenen Bebauungsplan Nr. V/2A "Sickingenstraße" (beschleunigtes Verfahren gemäß § 13a BauGB), Stadtteil Nord-Holland, Entwurf, Stand 16.12. 2013, bearbeitet vom Planungsbüro pwf, Fahrmeier, Rühling, Weiland, vervf. Mskr., Kassel

Stadt Kassel, Stadtplanung, Bauaufsicht und Denkmalpflege 2014d: Vorhabenbezogener Bebauungsplan der Stadt Kassel Nr. V/2A "Sickingenstraße" (Behandlung der Anregungen und Bedenken und Beschlussfassung als Satzung), vervf. Mskr., Kassel

*Tucholsky, Kurt, 1932: "Schnipsel", in "Die Weltbühne", 9. August 1932, S. 205

Wettlaufer-Pohl 2013: Stellplätze: Rentsch droht Städten. Minister fordert Satzungsänderungen: "Bürger nutzen Bus und Bahn" - Hessischer Städtetag erstaunt. HNA vom 18.07.2013

Karten:

Stadt Kassel 2014: Richtwertkarte. Bodenrichtwerte im Stadtgebiet von Kassel. Gutachterausschuss für Grundstückswerte und sonstige Wertermittlungen für den Bereich der Stadt Kassel. Kassel



Verholzungen

Die Vegetation als Ausdruck der Landnutzungsgeschichte dargestellt am Beispiel eines kleinen 'Stücks Landschaft' in der Eifel

Sebastian Heinzen⁴²

Das 'kleine Stück Landschaft' trägt den Flurnamen „In Bauschert“ Am Beispiel des Bauschert werden 'Verholzungen' und deren Folgen in der Landschaft diskutiert.

Arbeits-Inhalte: Landnutzungsgeschichte, Pflanzensoziologie, Vegetationskunde, Biotopismus, sowie die Herstellung einer Aufforstung

Prolog: Verholzungen

Im Allgemeinen sind Verholzungen in der Zeit an die Zeit gebunden und stehen im Kontext physischer bzw. morphologischer, wie psychischer Veränderungen. Verholzungen können durch menschliches Tun - Nachdenken und Arbeit - beeinflusst, das heißt gelenkt, hofiert oder beseitigt, werden. Sie werden im Wandel der Zeit auf unterschiedliche Art gefestigt. Einerseits verholzen Pflanzen, andererseits verholzt das Denken, welches wiederum Dinge 'verholzen' kann und lässt.

In der Biologie bezeichnet die Verholzung den Alterungsprozess beim Pflanzenwachstum, der durch den Vorgang der vermehrten Zellulosebildung und Lignifizierung in gealterten Zellen von Gräsern, Kräutern und Gehölzen gekennzeichnet ist.

So lassen inhomogene, partiell strohig-trockene oder verholzte Grünländer auf die zurückgenommene oder aufgegebenene Nutzung schließen. Spontan aufwachsende Gehölze kennzeichnen die vorangeschrittene Vegetationsgenese (Sukzessionsphasen) am Standort. Der zeitbedingte Prozess der Vegetationsentwicklung führt, wird ihm nicht entgegengewirkt, zu flächigen Verholzungen, die über Verbuschungsstadien zu Vorwaldstadien aufwachsen, die später Waldgesellschaften bilden. Ab einem gewissen Maß der Gehölzausbreitung sind bestimmte Nutzungen nicht mehr möglich. Ist ein Standort erstmal verholzt, ist die Verholzung nur mit Mühe wieder rückgängig zu machen.

Dagegen ist die Aufforstung eine gezielte Verholzung, die im Unterschied zur meist ungewollten Verholzung der Brache, einer ökonomischen Absicht folgt. Metaphorisch steht die Verholzung für geistige Unbeweglichkeit, Starrsinn, eine beharrliche Verhärtung oder Dogmatisierung von Gedanken, Auffassungen, Auslegungen, Ein-, An- und Absichten. Hier speziell zur Naturlandschaft und deren Schutz, welcher in den Naturschutzgesetzen zum Ausdruck gelangt und so Nutzungen oder Nutzungsänderungen verhindern kann.

Verholzungen kennzeichnen in der Arbeit verbrachte Ländereien, die durch den alterungsbedingten Prozess der morphologischen Verhärtungen von Pflanzenteilen gekennzeichnet sind. Verholzungen kennzeichnen weiter ein weit rei-

⁴² Bachelorthesis - Betreut durch: Helmut Lührs und Bernd Sauerwein

chendes Problem des Naturschutzes und der Landschaftspflege, da diese die Verholzungen in der Brache weder durch Vertragsnaturschutzprogramme mit festgesetzten Bewirtschaftungsgeboten und -verboten noch durch die Verhinderung von Nutzungsänderungen zu beseitigen vermag, und damit den Flächenwert von Grundstücken herabsetzen.

Kapitelübersicht, Dramaturgie

Einleitend führt der Prolog: Verholzungen, die Vorbemerkung zum Arbeitstitel, zum Thema. Es folgt der Antrag zur Wiederbewaldung, um die beabsichtigte Aufforstung zu Gunsten einer angemessenen und ökonomisch tragbaren Flächennutzung genehmigen zu lassen. Im Zuweg mit den Inhalten: Anlass, Absichten, Dramaturgie und Thesen (Kap. Zuweg) wird in groben Zügen der Wandel in der Landbewirtschaftung ab den 1950iger Jahren in der BRD und die damit einhergehende Wandlung der familiären Betriebsstruktur skizziert. Anschließend wird die Darstellung der Lage des Untersuchungsgebiets Bauschert und der örtlichen Gegebenheiten (Kap. Der Ort in seiner Geschichte) beschrieben. Vegetations- und bodenkundliche Untersuchungen verdeutlichen die Standorte (Kap. Vegetation und Boden). In Kenntnis und unter Berücksichtigung der vorgeleisteten Arbeit der Pflanzensoziologie (TÜXEN) kann die Vegetation des Bauschert in Bezug auf alle Standortbedingungen ausgelegt und deren Folgen auf die aktuelle Vegetationsausstattung interpretiert werden. Die Kenntnis der Vegetation ermöglicht Prognosen zur weiteren Vegetationsentwicklung, die unter den gegebenen Bedingungen zwangsläufig zu einer Verholzung führen wird. In Kenntnis der Vegetationsdynamik kann der spontane Gehölzaufwuchs durch Förderung oder Rückdrängen bestimmter Gehölze zur Entwicklung eines Forsts genutzt werden. Sinniger dagegen ist die gedanklich vorweg genommene Forstbestockung und gärtnerisch-handwerkliche Herstellung dieser, um einen Forstbestand zu gründen (Kap. Das Bauschert als Forst). Weiter werden die Kartier-Ergebnisse, der zuletzt im Jahr 2007 biotopkartierten Vegetationsausstattung, des Bauschert vorgestellt und interpretiert (Kap. Das Bauschert als Biotop), bevor die Arbeitsweisen und -methoden, der "Vegetationskunde als synthetische Wissenschaft" (TÜXEN 1970) und Biotopkartierung (Kap. Methode und Profession), dargestellt und verglichen werden. Anschließend wird über die Folgen des Pauschalschutzes von Vegetationsausstattungen, sowie die unterschiedlichen Arbeitsweisen der Vegetationskunde und der Biotopkartierung resümiert. Abschließend (im Epilog) wird die Antwort der Naturschutzverwaltung zum Antrag auf Wiederbewaldung ausschnitthaft wiedergegeben und mögliche Folgen erörtert.

Nutzungsgeschichte und Verholzungen des Bauschert

In der Arbeit wird anhand einer ehemaligen Feuchtwiese die Landschaftsentwicklung und Vegetationsgenese in Folge der jüngeren Landnutzungsgeschichte in Bezug auf die Familienwirtschaft dazumal beschrieben. In der Nutzungsgeschichte des Bauschert drückt sich die jüngere Agrargeschichte analoger Standorte und bäuerlicher Wirtschaften in West-Deutschland aus. Unter den Bedingungen der herrschenden landwirtschaftlichen Produktionsbedingungen

kann das Flurstück aufgrund der örtlichen Naturlausstattung ('Grenzertragsboden') und geringen Flächengröße nicht ökonomisch bewirtschaftet, kein marktfähiges Produkt erzeugt werden. Versuche das 1967 entaktualisierte Land als Freizeitgrundstück mit Holzhütte, Fischteichen oder Aufforstung mit Blaufichten zu nutzen, scheiterten an den zuständigen Behörden, die über die Beantragung zur Änderung der Bodennutzungsart auf die örtliche Naturlausstattung, mit in der Agrarlandschaft selten gewordener Flora (hier fragmentarisch ausgebildete *Molinio-Arrhenatheretea*- und *Nardo-Callunetea*-Ges.) aufmerksam wurden. Daraufhin wurde die Feuchtwiese biotopkartiert und unterliegt seitdem, aufgrund des Vorkommens von §30-Biotopen (einem Feuchtwiesenbiotop und einem Quellbachbiotop), dem Pauschalschutz. Über den Naturbegriff wird der Zugriff mit dem 'Schutzstatus' besonders 'wertvoller' oder 'bedeutsamer' Teile von Natur und Landschaft gesetzlich (§30 BNatSchG) definiert, organisiert und legitimiert. Kommen gesetzlich geschützte Biotope auf einer Fläche vor, sind diese nach dem alten Modell des konservierenden und bewahrenden Naturschutzes⁴³ mit Veränderungsverboten und -geboteu belegt.

Ab 1992 wurde das Land im Vertragsnaturschutz bewirtschaftet. Damit konnten Fördergelder für die ohnehin jährlich durchgeführte Pflegemahd zur Offenhaltung des Standorts und Wahrung der historisch investierten Arbeit erworben werden. Da die Nutzungsweise des ehemaligen Wirtschaftsgrünlands von vertraglichen Bewirtschaftungsklauseln / Extensivierungsaufgaben abhängen, unter denen kein marktfähiges Produkt erzeugt werden kann, beschränkt sich die 'Bewirtschaftung' laut Vertrag auf die Pflege des Feuchtgrünlands. Die Pflegemahd kann die Verholzung der Brache jedoch nur bedingt verzögern. Das Grünland wird durch die regelmäßige Mahd, mit jedem Schnitt stabilisiert und verjüngt. Nutzung und Ertrag werden dadurch gewährleistet und der Verholzung / Alterung der Vegetation entgegen gewirkt.

In brachen oder verbrachenden Grünländern nimmt der Anteil verholzender, d.h. stärker lignineinlagernder Arten, oftmals Sauergräser (z.B. *Carex* und *Juncus spec.*) zu, sodass diese bestandsbildend werden und den Wert der Grünlandnarbe herab setzen. Aufgrund der schlechten Futterqualität des erzeugten Heus kann die Ernte nicht abgesetzt werden, findet keine Verwendung und landet schließlich auf dem Müll bzw. auf der nahegelegenen Grüngutdeponie. Fördermittel und Ertrag stehen so in keinem plausiblen Verhältnis. Andererseits stellt sich die Frage, welchen Sinn es macht Heu oder Streu zu erzeugen welches nicht verwertet wird. Mit zunehmender Verholzung des Grünlands werden Arbeit und Nutzung, je nach Gebrauchsabsicht, zunehmend erschwert.

Da sich Nutzungen nicht ohne Anlässe und Ursachen ändern (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1986: 61), das Land unter den gegebenen Umständen nicht ökonomisch

⁴³ CONWENTZ (1855-1922) plädierte für den Schutz einzelner Tierarten und den Schutz von herausragenden Landschaftselementen während RUDORFF (1840-1916) die Gesamphysiognomie des Landes/der jeweiligen Landesnatur als Schutzgegenstand im Sinn hatte um diesen, wie die Ästhetik des bis dahin bäuerlich geprägten Landschaftsbildes vor räumlichen Eingriffen zu bewahren.

bewirtschaftet werden kann, soll das Flurstück zukünftig forstwirtschaftlich, unter expliziter Berücksichtigung der Lagebedingungen, genutzt werden, um der lange entaktualisierten Ökonomie des ehemals grünlandwirtschaftlich genutzten Standortes eine neue wirtschaftliche Perspektive zu geben. Deshalb wurde der Pflegevertrag im Rahmen des Biotopsicherungsprogramms gekündigt und die Wiederbewaldung mit standortgerechten Gehölzen des Bauschert beantragt.

Vegetation des Bauschert

Auf feuchten bis nassen Standorten gedeihen wüchsige Calthion-Ges., die in der Brachephase nur mehr fragmentarisch ausgebildet sind. Schütter ausgebildete Molinion-Gesellschaften wachsen ebenfalls fragmentarisch ausgebildet auf wechsellackenen, kargen flächen des Bauschert. Eine Alopecurus-Gesellschaft mit Versaumungstendenz durch *Urtica dioica* und *Galium aparine* kommt kleinflächig im Bereich junger Erlenaufwüchse vor. Eine *Holcus mollis* Versaumungs-Gesellschaft siedelt am Flächenrand benachbart zum Gehölzrand des angrenzenden Forstes auf Laubstreulagen.

Um die Koinzidenz von vorkommenden Bodentypen und Pflanzen-Ges. darzustellen wurde das Bauschert pflanzensoziologisch kartiert. Die pflanzensoziologische Kartierung und die danach angefertigte Übersichtskarte, die die Verteilung und das räumliche Nebeneinander der Pflanzengesellschaften auf unterschiedlichen Böden nachzeichnet, bietet eine gute Grundlage, um die Planung der Pflanzung für die beabsichtigte Aufforstung vorzubereiten.

Ziel der Aufforstung

Ziel der beabsichtigten Aufforstung ist die Begründung eines standortgerechten Mischforstes zur Brenn- und Bauholzgewinnung. Die Baumartenwahl zur Bestandsgründung folgt den Bodentypen, die nach der Verbreitung der aktuellen Pflanzengesellschaften kartiert sind. Mit der Aufforstung würde der Fläche eine neue tragbare wirtschaftliche Perspektive und standortgerechte Nutzung gegeben.

Was hält die zuständige Naturschutzbehörde davon?

Dazu einige Zitate aus dem Antwortschreiben der Oberen Naturschutzbehörde zum Antrag zur Aufforstung.

Epilog: Verholzt

Gut drei Monate nach Antragstellung und sechs Wochen nach Kündigung des Extensivierungsprogramms steht die Entscheidung der ONB zur zukünftigen Boden(nicht)nutzung fest, nachdem die Stellungnahmen der zuständigen unteren Naturschutzbehörde (UNB) und des beauftragten Büros zur Biotopbetreuung vorliegen. Darin heißt es:

„Aus naturschutzfachlicher Sicht wäre es sehr Wünschenswert, wenn sie der Fortsetzung der extensiven Bewirtschaftung dieser Feuchtwiese aus Mitteln der Biotopbetreuung zustimmen könnten.“

„Zunächst möchte ich nochmals herausstellen, dass die Aufforstung einer waldrechtlichen Genehmigung nach § 14 Abs. 1 Landeswaldgesetz vom 30.11.2000 durch das zuständige Forstamt bedarf. Da es sich hier um eine bislang landwirtschaftlich genutzte Offenlandfläche handelt, trifft im waldrechtlichen Sinne meines Erachtens der Begriff „Neuanlage von Wald / Erstaufforstung“ besser zu als der Begriff „Wiederbewaldung“, wie er beispielsweise nach Sturmwurfereignissen oder Borkenkäferkalamitäten Verwendung findet.“

Zwar kann der

„Prognose zur natürlichen Entwicklung der Vegetation auf der Fläche, Ihren Angaben zur Zunahme der Bewirtschaftungserschwernisse sowie zur Kalkulation der Bewirtschaftungskosten (kann) grundsätzlich zugestimmt werden.

Dennoch ist aus naturschutzfachlicher Sicht die Feuchtwiesenfläche mit ihren Vorkommen von Sumpfdotterblumenwiesen, Arten der Pfeifengraswiesen, einem Borstgrasrasenfragment und anderen Arten äußerst wertvoll. Entsprechend ist die gesamte Fläche dem Pauschalschutz des § 30 BNatSchG unterstellt. Die Pflanzengesellschaften, die auf den in Ihrem Eigentum befindlichen Flurstücken aktuell noch ausgebildet sind, sind im gesamten Landkreis Cochem-Zell nur selten vorzufinden. Der ökologische Wert der hier noch anzutreffenden Offenland-Biotoptypen ist gegenüber den beabsichtigten Wald-Biotoptypen als höherwertig einzustufen. Der Erhalt und die weitere extensive Nutzung der Grünlandfläche sind aus naturschutzfachlicher Sicht unbedingt wünschenswert.“

Deshalb wird das Angebot unterbreitet, dass das Bauschert zukünftig

„im Rahmen und aus Mitteln der Biotopbetreuung bewirtschaftet wird. Hierbei orientiert sich die Einsteuerung von Haushaltsmitteln nicht an flächenbezogenen Fördersätzen sondern am tatsächlichen Mittelbedarf, der für die Fortsetzung der Bewirtschaftung erforderlich ist. Alternativ könnten die Flächen auch vom Land zu Zwecken des Naturschutzes und der Landschaftspflege zu ortsüblichen Preisen angekauft werden.“

Nach § 67 BNatSchG kann von den Schutzvorschriften eine Befreiung beantragt werden. Aber:

„Die Voraussetzungen für die Erteilung einer Befreiung sehe ich nicht als gegeben an. Für den Fall, dass Sie einen schriftlichen Antrag auf Befreiung nach § 67 BNatSchG für die Aufforstung der Fläche stellen, kann ich Ihnen diese zum jetzigen Zeitpunkt nicht in Aussicht stellen.“

Die Naturschutzgesetze stehen fest. Nach § 30 (BNatSchG) unterliegen 85,7% der Grundstücksfläche dem Pauschalschutz. Nach § 14 LWaldG RLP ist eine Aufforstungsgenehmigung von Nöten, um die gezielte Verholzung zu legalisieren. Durch das Paragrafen-Dickicht ist so leicht kein Durchkommen. Die Naturschutzgesetze sind völlig verholzt. Nicht nur die. Auch die in den Begründungen der Naturschutz-Behörden herangezogenen und verdrehten pflanzensoziologischen Beschreibungen und Beobachtungen sind in floristisch-biologischer Verwendung verholzt. Diente die pflanzensoziologische Systematik der vegetationskundigen Arbeitsweise einst dazu, einen Gedanken zu prüfen, darzulegen, zu erörtern und zu debattieren, um verstehende Erkenntnisse zu ermöglichen, ist sie in den Händen des bürokratisch-verwaltenden Funktionalismus der Behörden zur vermeintlichen Tatsache geworden. Das

Denken der bürokratischen Naturschützer ist hierbei nicht durch neue Überlegungen und aufmerksame Beobachtung jung gehalten, sondern verholzt, und kann somit der Verholzung des Landes und der Landschaft nicht entgegenwirken.

Was bedeutet die Entscheidung der ONB für die Eigentümer bzw. Bewirtschafter 'verholzter' Flächen, was für das Leben auf dem Land im Weiteren? Nach der Ablehnung der Aufforstung können nun drei mögliche Wege, de jure, beschritten werden:

- 1) auf das Angebot der aufgestockten Erschwerniszahlung eingehen und weiter Müll produzieren,
- 2) das Land, samt äußerst wertvoller Vegetationsausstattung zum ortsüblichen Preis zu Zwecken des Naturschutzes und der Landschaftspflege verkaufen oder
- 3) das Land verbrachen lassen. Dreierlei Möglichkeiten bewirken Entrenchungen die durch den Pauschalschutz eingeleitet wurden.

Was nun? – Was tun?

Die Erschwernisausgleichzahlung macht den Bauern resp. Landwirt über den Vertragsnaturschutz zum (Landschafts-)Gärtner, der die Landschaft offen hält, das Landschaftsbild pflegt und somit Landschaftskosmetik betreibt, da er unvermeidbare dynamische Alterungserscheinungen, wie zum Beispiel Gehölzaufwuchs, beseitigt.

Mit dem Verkauf würden neben dem Verlust der Verfügungsrechte aufgrund der Vegetationsausstattung die Besitzrechte abgetreten, die die Anwesenheit der arbeitenden Leute im Land sichern.

Die Verholzung durch Brache fördert die Landflucht, somit ist die Brache als Vorläuferin der Flurwüstung nicht nur Ausdruck aufgegebener Nutzung, sondern auch Ausdruck davon, dass die Nutzung sich nicht lohnt.

Eine absichtsvolle Verholzung (Aufforstung) ist eine Nutzung, die bei der veränderten Ökonomie tragfähig ist. Die Nutzung bedeutet Anwesenheit. Anwesenheit um, u.a. regelmäßig verschiedene Arbeiten, wie zum Beispiel die (fiktive) Aufforstung im Initialstadium, auch und gerade, durch Beobachtung, gegen Vegetationskonkurrenz oder vor Schädlingsbefall zu behüten. Dadurch bleibt die Gegend belebt, die Landschaft durch den privaten bewirtschafteten Kleingrundbesitz zugänglich / offen.

Literatur

HÜLBUSCH, K. H. (1986): Eine pflanzensoziologische "Spurensicherung" zur Geschichte eines Stücks Landschaft - Grünlandgesellschaften in La Fontenelle/Vogesen - Indikatoren des Verlaufs der Agrarproduktion. in: Landschaft und Stadt Heft 2 60-72. Stuttgart

Bauen in der Landschaft

- Über Architektur und Architekturstaffagen im Landschaftsgarten am Beispiel des Gesundbrunnenpark Hofgeismar

Bernd Schürmeyer

Kurze Einführung zur Stellung des Bauwerks im Landschaftsgarten.

Gebautes begegnet uns im Landschaftsgarten in Form von Wohn- / Nebengebäuden etwa als Villa oder Sommerresidenz, als Zweck- / Wirtschaftsgebäude, z.B. für Landwirtschaft und Gärtnereibetrieb (ornamental farms) oder als Stilmittel zur Steigerung der Naturdarstellung in Form von Monumenten, Brücken, Denkmalen und Gebäudestaffagen, Ruinen.

Im Idealfall kommen Zweckbauten und Architekturstaffage in einem Bauwerk zur Deckung, so z. B. in Landsitzen oder Nutzgebäuden mit klassizistischen oder neugothischen Tempelfassaden oder palladianischer Villenarchitektur.

Die historisierende Architektur-Staffage gewinnt besonders im Kontext der idealisierten Landschaft in allen Formen philosophisch motivierter Landschaftsgärtnerei gegenüber rein geometrisch konstruierten Gartenformen des Absolutismus an Bedeutung. Von der zentralen Bedeutung der Architektur im Herrschaftsgefüge des Absolutismus wandelt sich die Bedeutung der Bauwerke im Landschaftsgarten zum Stilmittel in der Herausbildung des modernen Landschaftsbegriffs im 18. Jahrhundert. Die banale Landschaftsdarstellung mittels „Natur“ wird durch Hinzufügung eines über sich hinaus weisenden Zeichens zum Gegenstand der Wahrnehmung und Interpretation von Landschaft als gesellschaftlichem Konstrukt.

Dem Bauwerk im Landschaftsgarten wohnt im Idealfall ein Doppelcharakter inne: sein Nutzen im Gebrauch oder sein ökonomischer Zweck und seine über sich hinausweisende Bedeutung als Zeichen.

Das Bau- und Konstruktionsprinzip im Landschaftsgarten ist der Rundweg, auf dem sich landschaftliche Szenen und Bildfolgen nacheinander der Betrachtung durch Zeigen und Verdecken eröffnen und wieder verschließen. Erkenntnis durch Anschauung erfordert so im Unterschied zur absolutistisch-zentralperspektivischen Weltsicht den Orts- / Perspektivwechsel des Betrachters. Ausblicke ins Innere des Gartens sind historisch zumeist durch Architekturstaffagen besetzt, nach außen ist das Stilmittel die Entgrenzung des Ausblicks durch Verschleierung der Ränder des Gartens. Damit ist im Unterschied zu vorhergehenden Gartenepochen ein Standortwechsel des Bauwerks im Konzept des Landschaftsgartens verbunden: das Bauwerk steht hier dem wandelnden Betrachter immer gegenüber, also am Endpunkt, nicht am Ausgangspunkt der Sichtachse.

Aktuelle Beispiele aus dem Gesundbrunnenpark Hofgeismar

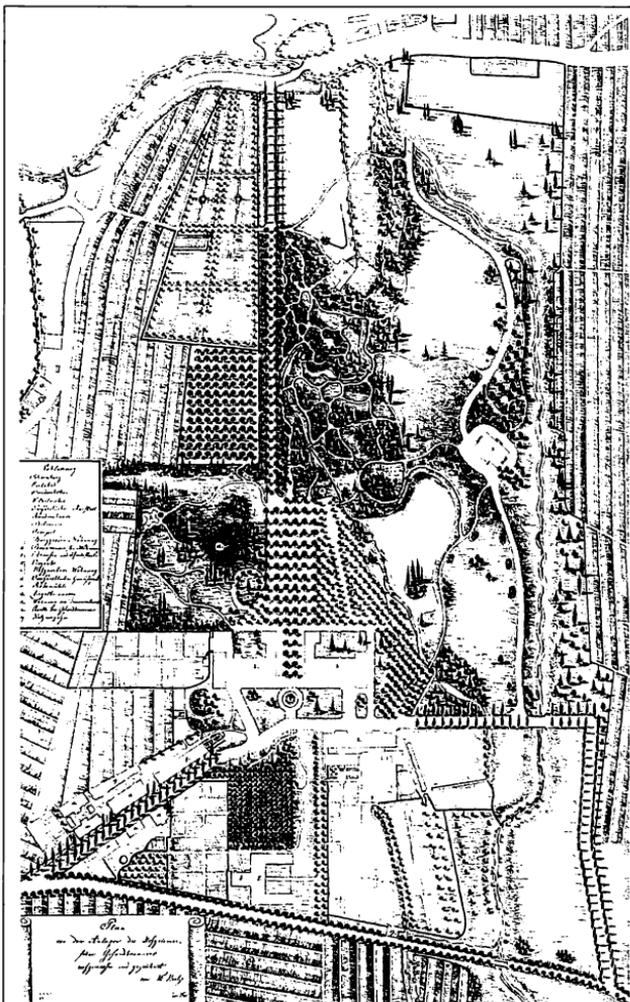
Der Garten war zwischen 1700-1860 Staatsbad der Kurhessischen Landgrafen und ist ab 1955 Sitz der Evangelischen Akademie Hofgeismar mit Bildungsstätte und Predigerseminar (seit etwa 1890)

1. Zur Doppelfunktion der Architektur im Landschaftsgarten

Wir erkennen den spätbarocken Kern der Bäderanlage mit symmetrischer Grundform im Süd-Westen, sowie die Überformung der älteren, nördlich angrenzenden Teile des Gartens und die jüngere Neuanlage als Landschaftsgarten (ab ca. 1760) im Nord-Osten, getrennt durch den im Talgrund verlaufenden Bach.

Das Hauptgewässer wurde mit der Parkerweiterung und Umwidmung zum Landschaftsgarten verlegt und bildet seither die unsichtbare Ostbegrenzung der Parks. Das Grundmotiv des Parks ist ein langgestrecktes Wiesental mit 2 unterschiedlichen Randwegen, von denen aus sich die vielfältigen Gartenszenen erschließen.

- Im Teil der Neuanlage in Form eines geschwungenen Randweges mit durch Solitärgehölze gerahmten Ausblicken von Innen nach Außen wechselnd



5 / Der um 1816 von Hofgärtner W. Hentze mit großem Aufwand gezeichnete und kolorierte Plan zeigt die vollständig zum Landschaftsgarten umgestaltete Parkanlage des Gesundbrunnens.

Abb. 1: Gesundbrunnenpark Hofgeismar, Lageplan von 1816

- Im überformten Gartenteil von der randlichen Allee aus durch schneisenartige Einschnitte in die älteren Boskette.

In vielen Sichtbezügen in das Innere des Parks bilden die Fassaden des Lustschlosses „Schönburg“ zugleich die Architekturstaffage in den Sichtachsen, in anderen Fällen sind es Kleinarchitekturen, z.B. die zahlreichen Brücken über den Bachlauf im Talgrund. Niemand braucht über einen 1 m breiten Gewässerlauf Brücken in dieser hohen Dichte. Neben dem Zweck der Gewässerquerung machen die Brücken mit auffällig farbig gestalteten Aufbauten aus der Ferne den gewundenen Bauverlauf sichtbar.



7 | Der vom Hofmaler W. Böttner um 1790 angefertigte „Vue von Mont Chéri“ zeigt das Vorgelände des Schösschens noch ohne den erst 1805 angelegten Teich, durch den die Abgrenzung des fürstlichen Hauses gegen die Umgebung betont wurde.

Abb. 2: Brückenstege über den Bachlauf Stich um 1805

Fünf von ehemals acht dieser Brücken, bzw. ihre Nachbauten aus den 1970er Jahren haben sich bis in die jüngste Zeit erhalten. Da sie wegen zersetzter Holzkonstruktionen nicht mehr verkehrssicher waren, wurden sie auf Veranlassung der landeskirchlichen Bauverwaltung durch neue Bauwerke ersetzt. Dabei wurden von ursprünglich vier lediglich zwei für die Bachquerung auf Hauptwegen notwendige Brücken mit unauffälligen Aufbauten und Anstrichen ohne Fernwirkung neu errichtet. Die Lesbarkeit des Bachverlaufs ist damit erheblich eingeschränkt.



Abb. 3: Brückensteg mit Fernwirkung bis 2012



Abb. 4: Brückensteg neu ab 2013

2. Zur Stellung der Bauwerke im Landschaftsgarten

Um 1980 wurde mit dem damaligen Ausbau der Tagungsstätte ein separater Speisepavillon mit Küche im Umfeld von Schloß Schönburg errichtet. Dieses Bauwerk wird aktuell im Zuge des erneuten Umbaus als Störung in der Umgebung der klassizistischen Schlossfassade angesehen.

11,5 Millionen fließen in Akademie

Kirche plant in Hofgeismar Sanierung von Tagungshaus und Schlösschen und den Neubau eines Pavillons

VON GERO HENKE

HOFGEISMAR. Ihre derzeit größte Investition plant die evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck am Standort Hofgeismar. Bis Frühjahr 2016 sollen hier insgesamt 11,5 Millionen Euro verbaut werden. Das Geld fließt in die Modernisierung der Tagungsstätte, in die Sanierung des Schlösschens Schönburg und in den Neubau des Speisepavillons.

Nach Ende der Frühjahrstagung der Landessynode am kommenden Wochenende, wird der Betrieb der Tagungsstätte für zwei Jahre eingestellt. Denn schon Anfang April sollen die Bauarbeiter anrücken. Der abgespeckte Tagungsbetrieb wird dann in das benachbarte Gebäude des Präjenseminars sowie nach Kassel und andere Stätten der Landeskirche ausweichen müssen.

„Für die Evangelische Akademie ist die Baumaßnahme im Gesundbrunnen eine Herausforderung mit glänzenden Aussichten“, sagte Akademiedirektor Karl Waldeck bei der Vorstellung des Bauprojekts. Bis Ende 2015 soll gebaut werden, damit der volle Betrieb vor Ort im Frühjahr 2016 wieder aufgenommen werden kann. Dann allerdings renovierten Gebäuden auf



Schlösschen Schönburg im Gesundbrunnenpark Hofgeismar. Auch hier will die Evangelische Landeskirche in neuer Technik versehen werden. Der angrenzende Speisepavillon wird

neuestem Stand, was Energieeinsatz, Funktionalität und betriebliche Abläufe anbelangt.

Für die Stadt Hofgeismar bedeutet das Bauvorhaben der Landeskirche eine wichtige Infrastrukturmaßnahme, ver-

gleichbar mit der Modernisierung der Schulen am Ort, sagte Akademiedirektor Waldeck. Für die Landeskirche sei es „das große Ja zum Standort Hofgeismar und die Zukunftsgarantie“

Das Projekt sieht unter anderem die Modernisierung der Gastezimmer und der Tagungsräume sowie die medientechnische Verbesserung vor.

Im Schlösschen w

Abb. 5: Schlösschen Schönburg. Speisepavillon verdeckt. aus HNA v. 26.03.2014

Allerdings gerät das Gebäude im zeitgenössischen Baustil der 1980er Jahre lediglich aus der Annäherung vom Tagungshaus aus ins Blickfeld. Von den wesentlichen Sichtbezügen aus den Parkachsen heraus ist das Gebäude nicht oder marginal erkennbar und nur in Bezug auf seine Funktion als Zweckbau relativ zurückhaltend platziert.

Abb. 6:
Schlößchen
Schönburg, mit
Speisepavillon,
Annäherung von
Nordwesten



Abb. 7/8:
verschiedene
Ansichten mit
verdecktem
Speisepavillon





Abb. 9: Luftbild Bestand. Park mit Gästehaus, Predigerseminar, Schlösschen mit Speisepavillon

Nach Plänen der landeskirchlichen Bauverwaltung wird der neue Speisepavillon im Zuge der Sanierung des Gästehauses in dessen Nähe westlich des Rasenparterres neu errichtet.

Die Zuordnung des Speisesaals zum Gästehaus ist sinnvoll und vertretbar.



Abb. 10/11: Rechtes Bild: Mensa Anbau an Gästehaus Planung Architekt der Landeskirche; Linkes Bild: Alternativvorschlag Verfasser

Im schroffen Gegensatz zur untergeordneten Funktion innerhalb der Gesamtanlage nimmt das Vorhaben einen prominenten Standort gegenüber der spätbarocken Bäderarchitektur ein. Die Standortwahl für den Anbau ist allein auf die Konstruktion einer Sichtbeziehung zwischen neuer Mensa und Schloss Schönburg begründet mit der Folge, dass die Lesbarkeit des Landschaftsgartens im Unterlaufen des Konstruktionsprinzips erschwert wird. Der Park wird offensichtlich nicht in seinen Bedeutungszusammenhängen wahrgenommen, sondern allein als grüne Kulisse für die Pavillonarchitektur im Stil der Moderne der frühen Nachkriegszeit in Dienst genommen.

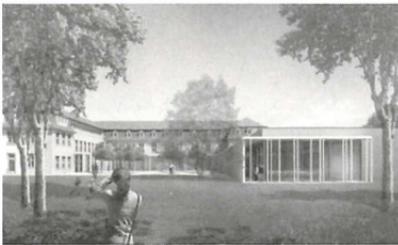


Abb. 12/13: Visualisierung des geplanten Anbaus – Architekt der Landeskirche

Der am alten Standort diagnostizierte Mangel, der misslungenen Synthese von historischer Bausubstanz und aktueller funktionaler Architektur wird mit dem Anbau am neuen Standort absurderweise zum vornehmen Entwurfsprinzip erhoben. Während dieser Bruch am alten Standort über Distanz und Zurückhaltung des Anbaus in der Standortwahl vermittelt war, wird der Stilwechsel im aktuellen im Konzept bewußt inszeniert. Mit der erwartbaren Entaktualisierung der ‚Architektursprache‘ des Neubaus entsteht in wenigen Jahren ein sehr viel krasserer Vermittlungsproblem, das dann nicht mehr so einfach wegzugrünen sein wird.

Das Gestaltungskonzept der 'entlehnten Ansicht' (Shakkei) – Anmerkung zur japanischen Gartengestaltung und deren Rezeption in Deutschland

Frank Lorberg

Vorbemerkung

Das aus der fernöstlichen Gestaltung von Grünanlagen stammende Konzept des 'shakkei' wird in Büchern zur japanischen Gartenkunst zumeist als 'geborgte Landschaft' übersetzt. Jede Übersetzung ist ein Verständigungsprozess, der mit Interpretationen bedeutsamer Elemente aus einer anderen Kultur verbunden ist. Mit jener Übersetzung wird die fernöstliche Gartenkunst der europäischen Grüngestaltung angenähert, die seit dem 18. Jahrhundert in der Landschaft ein zentrales Motiv für die Anlage von Grünanlagen und Ziergärten sieht. Vor 200 Jahren stellte der Maler Philipp Otto Runge fest: " alles ist luftiger und leichter als das Bisherige, es drängt sich alles zur Landschaft " (Runge 1802). Er meinte damit aber weder die Landschaft, durch die Spaziergänger gehen, noch die bäuerlich bewirtschaftete Kulturlandschaft, sondern Landschaftsgemälde bzw. malerische Szenen. Gemälde seines Malerkollegen Caspar David Friedrich geben vielfache Eindrücke davon, wie die Malerei zur Landschaft strebt, die im Gemälde, das nach ästhetischen Gesichtspunkten gestaltet ist, gefunden bzw. erfunden wurde (Schneider 1980; Bättschmann 1989; Busch 1999). Beispielsweise ist das Gemälde "Gartenterrasse" (Abb.1) von Caspar David Friedrich im Atelier anhand verschiedener Skizzen, die an unterschiedlichen Orten gezeichnet wurden, erstellt worden.



Abb. 1:
C.D. Friedrich,
"Gartenterrasse" (1811/12), eine
Komposition mit fiktivem Blick auf
den Brocken.

Das Gemälde inszeniert also reale Elemente, die nach ästhetischen Gesichtspunkten komponiert sind. Der konstruktive Charakter der Szenerie, die mit historischen, sozialen und naturhaften Bezügen angereichert ist, tritt in der nur wenig gebrochenen Symmetrie des Bildaufbaus hervor. Die räumliche Tiefe wird im Bild durch eine abnehmende Detailgenauigkeit und eine Blauverschiebung visualisiert. Den Vordergrund füllt eine Terrasse mit Wegen, Rasen und

Bäumen aus, die mit einer Mauer vom Mittel- und Hintergrund abgehoben wird. Der Mittelgrund wird sehr zurückhaltend über Hügelkuppen angedeutet, während der Hintergrund von der Silhouette des Brockens im Harz ausgefüllt wird. Zwei Bäume rahmen innerhalb des Bildes den zentralen Blick auf den Brocken, dem auf der Terrasse eine Antikenstatue vorgelagert ist. Am rechten Baum sitzt eine junge Frau, die als eine für Friedrich typische Rückenfigur sich zwar der Aussicht zuwendet, aber in ein Buch vertieft ist. Der Betrachter wird über die Anordnung der Bildelemente auf seine eigene Bildwahrnehmung hingewiesen, die eine Landschaft von einer sozialen Position aus und durch eine kulturelle Perspektive sieht. Die Wahrnehmung von Landschaft ist also nicht naturgegeben, sondern eine geschichtliche Errungenschaft.

Wer heute beispielsweise in Zeitungen und Zeitschriften auf das Wort 'Landschaft' trifft, findet sie im Zusammenhang mit z.B. Tourismus, Naturschutz und Landwirtschaft. Landschaft bedeutet nun einen dinglich erfüllten Raum, der als eine materielle Einheit erscheint, die unter anderem aus Topografie, Vegetation und Kulturwerken zu bestehen scheint. Sie gilt als eine materielle, geschichtlich gewachsene und sinnvolle Ganzheit von Naturausstattung und Kulturwerken an einem bestimmten Ort, wobei häufig auch die dort lebenden Menschen ihr zugeschlagen werden. In der schönen Landschaft⁴⁴ komme die harmonische Einheit von Land und Leuten sinnenfällig zum Ausdruck (Hard 1970; Eisel 1982). Seit Mitte des 19. Jahrhunderts gilt die kleinteilige Kulturlandschaft als Leitbild einer 'gewachsenen' Landschaft, die durch eine bäuerliche Bewirtschaftung der Naturausstattung⁴⁵ geprägt worden sei. Folgt man den Landschaftsbeschreibungen, die in der Literatur, der Landespflege und der Geographie zu finden sind, verdichtet sich der Eindruck, dass jede Landschaft über eine besondere geographische und geschichtliche Eigenart verfüge, die sie von anderen Landschaften unterscheidet (Eisel 2009; Körner 2010). Angesichts der Arbeit und Geschichte, die in die dinglich aufgefasste landschaftliche Einheit eingeflossen sind, wird die ästhetisch angeschaute Landschaft zur gewachsenen Kulturlandschaft, in der die Eigenart von besonderer Naturausstattung und besonde-

⁴⁴ Im Grunde ist eine Landschaft immer schön und der Ausdruck 'eine schöne Landschaft' ein Pleonasmus. Zwar wird gelegentlich davon gesprochen, dass eine Landschaft nicht schön oder sogar hässlich sei, was aber im alltäglichen Sprachgebrauch einen inhaltlichen Widerspruch enthält, weil eine Landschaft, die als harmonische Einheit wahrgenommen wird, damit zugleich als schön qualifiziert wird. Insofern gibt es keine hässliche Landschaft, wäre sie doch bestenfalls eine Gegend. So kommt noch Adorno (1970:112), um ein prominentes Beispiel zu nennen, zu dem ästhetischen Urteil: "die Landschaft der Toscana sei schöner als die Umgebung von Gelsenkirchen" 30 Jahre später wird der Industrielandschaft des Ruhrgebietes eine eigene Schönheit zuerkannt, die anders, aber nicht weniger schön sei, als die Landschaft der Toskana (vgl. Lorberg 2012).

⁴⁵ In dieser Auffassung von Kulturlandschaft ist schon die Unterscheidung zur so genannten Naturlandschaft enthalten, wie sie im 20. Jahrhundert von der Geographie thematisiert wird und z.B. in das Vorhaben einer "Naturräumlichen Gliederung" mündet. Eine kulturgeschichtlich entstandene Idee wird in der Geographie zu einem materiellen Gegenstand und Inhalt eines wissenschaftlichen Forschungsvorhabens (Hard 1970).

rem Volk zum landschaftlichen Ausdruck komme (Eisel 1992). Indem von einer gewachsenen Eigenart von Land und Leuten ausgegangen wird, kommt jeder Landschaft⁴⁶ ein kultureller Wert zu, der insbesondere in Debatten um die Veränderung und die Erhaltung von Kulturlandschaften virulent wird (Lorberg 2012). Landschaftspflege und Naturschutz geben davon beredt Auskunft: Je mehr der besondere Charakter einer Landschaft und ihrer landschaftsrelevanten Elemente hervortrete, desto vielfältiger erscheine sie. Insofern wäre eine gewachsene und vielfältige Kulturlandschaft wertvoll und erhaltenswert, wie das schließlich im Bundesnaturschutzgesetz von 1976 formuliert wurde, das im ersten Paragraphen fordert, dass "die Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft als Lebensgrundlagen des Menschen und als Voraussetzung für seine Erholung" zu erhalten wären (BNatSchG 1976: §1). Nach der aktuellen Fassung des Bundesnaturschutzgesetzes sollen dazu "Naturlandschaften und historisch gewachsene Kulturlandschaften" bewahrt werden (BNatSchG 2010: §1 Abs.4). Die Auffassung darüber, was Landschaft überhaupt sei, hat sich also vom Gemälde zum Raum verschoben. Damit ist aber noch wenig zur inhaltlichen Ausfüllung der Landschaft gesagt, also zur Frage, welche Elemente und Gegenden bildfähig bzw. würdig werden, als Landschaft qualifiziert zu werden. Wurde die räumliche Einheit Landschaft um 1900 als gewachsene Einheit von Land und Leuten bestimmt⁴⁷ (vgl. Rudorff 1899; Gradmann 1910; Schultze-Naumburg 1916) und Mitte des 20. Jahrhunderts noch als ländliche, durch Landwirtschaft geprägte Kulturlandschaft aufgefasst, so treten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts neue Auffassungen darüber, was eine Landschaft ausmache, hinzu. Sie wird beispielsweise als ein ökologisches Gefüge beschrieben (Hard 1992) und aktuell werden auch industrielle und städtische Ensembles zur Landschaft gerechnet (Sieferle 1998). Wie eine Landschaft inhaltlich bestimmt wird und welche Elemente eine Landschaft charakterisieren, steht also, unter historischer Perspektive betrachtet, nicht fest, vielmehr wandeln sich Bedeutungen über die Zeiten und auch über die Entfernung sowie zwischen Kulturen. Umso vorsichtiger muss man sein, wenn man in Schriften, zumal wenn sie anderen Epochen angehören, und vor allem im Zusammenhang mit anderen Kulturen von Landschaft liest oder hört. Bei allem Verstehen könnte man also 'falsch' verstanden haben.

Die Möglichkeit, eine bedeutsame Äußerung nicht zu verstehen oder anders zu verstehen, als sie gemeint war, ist eine notwendige Voraussetzung, überhaupt

⁴⁶ Also jenen Gegenden, die aufgrund der ihnen zuerkannten Eigenart als Landschaft qualifiziert werden.

⁴⁷ Der Begriff der Kulturlandschaft hat hierin einen Ursprung, wobei das Wort Kultur erstens die Ebene der Landbewirtschaftung (cultura), zweitens die Ebene der gesellschaftlichen Sinnggebung (Kultur) und drittens – quasi in Kombination beider Aspekte – die Wertebene umfasst. Die Wertebene, die bis heute ihren ideologischen Niederschlag im BNatSchG findet, besagt, dass in die Kulturlandschaft geschichtlich geleistete Arbeit eingeflossen ist und dass sie eine kulturgeschichtlich bedeutsame bzw. identitätsstiftende Einheit bildet (Lorberg 2007).

verstehen zu können. Jedes 'Verstehen' kann prinzipiell auch ein unbemerktes 'Missverstehen' sein, das aber erst zu einem Missverständnis wird, wenn es auffällt⁴⁸ Insofern kann man sagen, dass ein gewisser Grad an Missverständnissen zu Gesprächen dazu gehört und ein Sinn bzw. Gespür für Missverständnisse die Gesprächspartner aufmerksam hält.⁴⁹ Ein wenig anders verhält sich die Sache bei sogenannten "interkulturellen Missverständnissen", von denen unter globalisierten Kommunikationsverhältnissen die Rede ist, weil in diesem Fall die Missverständnisse nicht zwischen Gesprächspartnern auftreten, sondern in der (gesellschaftlichen) Rezeption von Ideen und Symbolen, die fremden semantischen Horizonten entstammen (vgl. Frank 1990). Können die Gesprächsteilnehmer, die sich im direkten Gedankenaustausch befinden, nachfragen und um eine bessere Erklärung bitten, was gemeint sei, und sich korrigieren, so müssen interkulturelle Missverständnisse weitgehend innerhalb der Interpretationsgemeinschaft geklärt werden, in der Gespräche über die in Frage stehende Deutung geführt werden. Wer beispielsweise einen Text aus dem 18. Jahrhundert liest, kann weder den Autor noch dessen Zeitgenossen fragen, ob die heutige Deutung zutrifft; ihm stehen bestenfalls weitere Texte aus der Epoche zur Verfügung, die vergleichend herangezogen werden können (vgl. Panofsky 1989), und das Gespräch mit den eigenen Zeitgenossen über die Angemessenheit einer Interpretation. Die Gespräche über die Möglichkeiten und Bedingungen interkulturellen Verstehens bewegen sich damit methodisch im hermeneutischen Zirkel des Verstehens (Gadamer 1960), bei dem es darauf ankommt, wie man ihn in adäquater Weise betritt (Heidegger 1927). In den hermeneutischen Wissenschaften können Deutungen nicht durch den bloßen Hinweis auf Fakten widerlegt werden, weil diese wiederum interpretationsbedürftig sind oder sogar das Resultat von Interpretationen sein können, die dem Wissenschaftler, der sie anführt, nicht bewusst sein müssen⁵⁰ Eine Deutung kann nur durch eine weitere Interpretation 'widerlegt' bzw. relativiert werden (Hard 1985). Diese umfassendere Interpretation versteht im Idealfall die kritisierte Auslegung in einem umfassenderen Kontext, um zu erklären, warum sie

⁴⁸ Ein unbemerktes Missverstehen wird solange als Einverständnis aufgefasst, wie es auf der Handlungsebene zu keinen praktischen Konflikten oder Irritationen führt. Dieses Phänomen zeigt sich z. B. bei Leitbildern, die im Allgemeinen dermaßen abstrakt und inhaltsarm sind, dass sie konsensfähig erscheinen, in der inhaltlichen Konkretisierung und praktischen Umsetzung aber in Konflikten münden. Erst wenn aus dem Versuch, sich zu verständigen oder zu verstehen, Irritationen resultieren, wird das scheinbar kommunikative Einverständnis auf der sprachpragmatischen Ebene als Missverständnis z. B. über Ziele begreifbar.

⁴⁹ Aus der prinzipiellen Möglichkeit des Missverständnisses resultiert für den wissenschaftlichen Gedankenaustausch erstens eine notwendige Skepsis auch in Bezug auf die eigene Auffassung und zweitens Toleranz gegenüber anderen Sichtweisen. Diese Skepsis schließt ein engagiertes Bemühen um wissenschaftliche Plausibilität sowie Widerspruch und Kritik nicht aus.

⁵⁰ Wie das bei so genannten Faktenpositivisten der Fall ist, die von interpretationsfreien Daten träumen.

erstens unangemessen ist und zweitens aus ihrem Kontext heraus notwendiger Weise unangemessene Schlussfolgerungen gezogen hat (Hard 2002). Hermeneutik läuft also auf ein nicht abschließbares Gespräch hinaus.

Wenn im Folgenden von Kultur und kulturellen Besonderheiten bestimmter Gesellschaften die Rede ist, dann ist immer zu bedenken, dass Kulturen keine homogenen Einheiten sind (vgl. Geertz 1996; Winter 1999). Innerhalb bestimmter Kulturen finden sich Varianten und Subkulturen bis hin zu Antagonismen, aus denen z.B. ein kultureller Wandel resultiert. Bestimmte kulturelle Aspekte fallen in der Geschichte und zwischen sozialen Milieus unterschiedlich aus oder variieren in der Bedeutung, die ihnen gegeben wird. Dennoch können innerhalb dieser Heterogenität innerhalb von Kulturen einige Aspekte identifiziert werden wie beispielsweise die Sprache⁵¹, die es ermöglichen, Kulturen von einander zu differenzieren und damit zumindest in deren Bedeutung innerhalb einer Kultur als ein kennzeichnendes Merkmal zu bestimmen. Kultur ist ein problematischer, doch nichtsdestoweniger notwendiger Begriff zur Verständigung und insbesondere in einer kulturwissenschaftlichen Studie.

Nach diesen notwendigen Vorbemerkungen zur Methode, die auch den Wahrheitsanspruch dieses Aufsatzes betreffen, wenden wir uns dem so genannten "Japanischen Garten" (jap. 日本庭園 'nihonteien') zu⁵²

Japanischer Garten als Grünanlage

Vorab sei angemerkt, dass der 'Japanische Garten' kein spezifischer Gartenstil ist; vielmehr werden mit dem Ausdruck unterschiedliche Stile der Grüngestaltung bezeichnet, die in Japan entwickelt worden sind. Die ersten Verständnisprobleme ergeben sich schon bei der angemessenen Übersetzung des japanischen Begriffs 'nihonteien' ins Deutsche⁵³. Angesichts des Gestaltungsspektrums, auf das sich die Bezeichnung 'Japanischer Garten' bezieht, bezeichnet er keinen Garten im Sinne der Etymologie des deutschen Wortes 'Garten', das ein eingefriedetes, umzäuntes Stück Land meint, sondern vielmehr eine Grünanlage.

⁵¹ Sprache ist ein beredtes Beispiel für die vagen Kriterien, die zur Bestimmung von Kulturen herangezogen werden. Sprachsysteme werden von Gruppen, die eine Sprache sprechen, unterschiedlich genutzt und gelten nicht selten als Feld der Differenz in der Identität. Beispielsweise gilt Deutsch als offizielle Sprache in mehreren Regionen Mitteleuropas, die dennoch nicht einer Kultur zugeordnet werden, und wird innerhalb einer kulturellen Region unterschiedlich bewertet und gesprochen.

⁵² Die folgende Rekonstruktion der Bedeutungsvarianten der Kanji (Schriftzeichen) basieren auf einer vergleichenden Recherche über die deutsche, englische und japanische Wikipedia-Enzyklopädie sowie auf einer Bedeutungsklärung mithilfe von japanisch-deutschen Zeichen-Wörterbüchern (Wernecke & Hartmann 1988; Hadamitzky et al. 2003; Hadamitzky 2013) und der Internet-Datenbank "Japanisch-Deutsches Kanji-Lexikon", das auf Hadamitzky et al. (2003) basiert (Bibiko 2007).

⁵³ Anders als die deutsche Sprache, die sich auf relativ fest gefügte gedankliche Kontexte bezieht, ist die japanische Sprache kontextuell, d. h. die Wortbedeutung kann im Japanischen je nach dem als relevant erachteten Kontext wechseln, und bietet damit einen weiten Interpretationsspielraum (Pörtner 1995).

ge, was die japanische Bezeichnung auch deutlich ausdrückt⁵⁴. Die Bezeichnung 'Japanischer Garten' setzt sich in der japanischen Sprache aus vier semantischen Bestandteilen zusammen, die jeweils zu zwei bedeutsamen Paaren gruppiert werden können. Im Begriff 'nihon-teien' (日本庭園) heißt 'ni-hon' (日本) wörtlich übersetzt 'Ursprung-Sonne' und bezeichnet Japan, das Land der aufgehenden Sonne; der Wortbestandteil 'tei-en' (庭園) umfasst sowohl die Bedeutungen höfisches Land ('tei' 庭)⁵⁵ und Ziergarten ('en' 園)⁵⁶ als auch Grünanlage bzw. Park 'koen' (公園). Der Wortbestandteil 'teien' entspricht damit der weiteren Bedeutung von 'Garten' in der deutschen Umgangssprache⁵⁷, wie er auch auf Grünanlagen bezogen wird z.B. in Bezeichnungen wie 'Landschaftsgarten' oder 'Gartenamt'. Dagegen wird in der japanischen Sprache der Nutzgarten (園芸農業) auch begrifflich vom Ziergarten differenziert und wäre wörtlich mit Garten-Kultur-Land-Nutzung zu übersetzen. Wenn also im Folgenden vom 'Japanischen Garten' die Rede ist, dann im Sinne von japanischer Grünanlage. Japanische Gärten werden aus europäischer Perspektive im Allgemeinen als landschaftliche Grünanlagen charakterisiert. Sie seien nach natürlichen Motiven und unter naturalistischen Gestaltungsansätzen angelegt worden. Wenngleich diese Auffassungen wesentliche Gestaltungsprinzipien japanischer Gartenkunst verkennen, haben sie Einzug in Ratgeber für die Gestaltung Japanischer Gärten gefunden und sind in das vorherrschende Verständnis des Gestaltungsprinzips 'Shakkei' eingeflossen. Diese Missverständnisse erfordern eine genauere Betrachtung der Unterschiede zwischen europäischer und fernöstlicher Grüngestaltung. Denn selbst die weitläufigen japanischen Wandelgärten, die im 17. Jahrhundert in Edo, dem heutigen Tokyo, entstanden sind und, oberflächlich betrachtet, Ähnlichkeiten mit dem europäischen Landschaftspark des 18. Jahrhunderts aufweisen, stehen in einem spezifischen politischen und gestalterischen Kontext, der von dem geschichtlichen Zusammenhang, in dem der Landschaftspark entwickelt wurde, deutlich abweicht, wie im Folgenden erläutert wird.

Unregelmäßige Grünanlagen

Für den Blick aus Europa, der seinen kulturellen Horizont nicht so ohne weiteres ausblenden kann, hinterlassen bestimmte Grüngestaltungen aus dem alten

⁵⁴ Das heißt aber nicht, dass es nicht auch umzäunte japanische Grünanlagen geben würde. Der Tee-Garten (roji) ist immer und der Trocken-Garten (kare san sui) ist meistens von einer Einfriedung umgeben.

⁵⁵ Das Zeichen 庭 wird ins Englische mit 'Yard (land)', dem zu einem Gebäude gehörende Land, übersetzt.

⁵⁶ Beziehungsweise 'Land am Hof' oder 'Hofland'. Die Bezeichnung 'en' (園) könnte mit Bezug auf das lateinische Wort 'campus' als das unbebaute Land an einem Gebäude umschrieben werden, das für verschiedene Nutzungen u. a. Haus und Hof bezogene Arbeiten sowie Spiel und Erholung zur Verfügung steht.

⁵⁷ Wie auch in anderen europäischen Sprachen.

Japan einen landschaftlichen Eindruck, zumal z.B. die weitläufigen Wandelgärten des 17. Jhd. fast wie Landschaftsparks erscheinen. Gestalterische Unterschiede, die deutlich sichtbar sind, bestehen z.B. in der Verteilung von Bäumen, die im klassischen Landschaftspark in Gruppen gepflanzt wurden, während sie im Wandelpark als Einzelbäume gesetzt wurden, sowie in der hohen Artenvielfalt an Gehölzen im Wandelpark, die zudem gärtnerisch in Form gebracht wurden, wogegen im Landschaftspark der gesetzte Baum seinen Habitus möglichst spontan entfalten soll. Trotz der großen räumlichen Ausdehnung der Wandelparks sollen sie letztlich der Wahrnehmung innerer Landschaften dienen.



Abb. 2: Der Wandelpark Blick im Wandelpark "Kyu-Daijoin-teien" in Nara und Blick im Landschaftspark in Muskau.

Zwar haben sich frühe Theoretiker des Landschaftsparks, um das zu ihrer Zeit neue Gestaltungskonzept zu legitimieren, vereinzelt auf Schilderungen fernöstlicher Gartenkunst bezogen wie z. B. auf eine Beschreibung der Gärten Chinas⁵⁸, die der Jesuit William Temple 1690 gegeben hat (Buttlar 1989). Dieser positive Bezug auf China war möglich, weil China im Europa des 17. Jahrhunderts als ein Land mit einer Hochkultur und entwickelten Zivilisation galt, das gegenüber Europa auf der ökonomischen Ebene (Frühindustrialisierung, Fernhandel) und im Staatswesen (Bürokratie, Staatsfinanzen, Versorgungssicherheit) fortgeschritten war⁵⁹ (Weber 1921; Genet 1979; Davis 2004). Eindrucksvolle Kupferstiche von chinesischen Gärten gelangten 1724 durch den Missionar und Maler Matteo Ripa nach England, wo sie auch William Kent bekannt wurden und dessen Gestaltung von Lord Burlingtons Landschaftspark in Chiswick angeregt haben könnten (Beuchert 2001:63 f.), obgleich keine chine-

⁵⁸ Die früheren Beschreibungen von chinesischen Grünanlagen, die Marco Polo im "Il Millitone" (1298) gegeben hat, sind dermaßen informationsarm, dass sie ohne eigene Anschauung für einen Europäer seiner Zeit keinen lebendigen Eindruck ihrer Gestalt vermitteln konnten, und blieben für die europäische Gartenkunst weitgehend bedeutungslos (z.B. Polo 2013:121 f., 221 f., 226).

⁵⁹ In der 4000-jährigen Geschichte Chinas hat man es mit einer sogenannten Hochkultur zu tun, die in den Wissenschaften und Künsten diffiziler war als die europäische Kultur – bis die so genannte westliche Welt im 19. Jahrhundert China militärisch besiegte und wirtschaftlich kolonisierte (Davis 2004).

sischen Gestaltungselemente in die Anlage eingeflossen sind. Das Gestaltungsprinzip chinesischer Gärten wurde von der europäischen Gartentheorie in Anlehnung an Temple als "Sharawadgi" (Unregelmäßigkeit, Durcheinander) bezeichnet. Aus europäischer Sicht steht Sharawadgi, ein pseudochinesisches Wort, für das Prinzip einer unregelmäßigen Gestaltung von Pflanzen, Relief, Gewässer und Gebäuden⁶⁰. Allerdings verkannte diese Interpretation chinesischer Gärten als ein 'Durcheinander', dass ihre Gestaltung erstens an Literatur und Malerei orientiert war, zweitens der typische Teichgarten mit Paradies-Insel auf mythologische Erzählungen über das "Südliche Blütenland" und Berichte über die Anlagen am "Westsee" (Beuchert 2001:60) bezogen war und drittens auch naturreligiöse Konzepte wie 'Fengshui' berücksichtigt wurden (Beuchert 1998). Literarische Topoi wie z.B. der Dichter Wang Xizhi im Garten und die religiöse Vorstellung der Paradies-Insel fanden Eingang in die höfische Gartengestaltung, die mit der Zeit immer aufwändiger wurde bis hin zur Anlage von Vergnügungsparks, deren Gestaltung sich in Teilen von künstlerischen und religiösen Kontexten lösen konnte (Chassé & Keswick 2006). Feng-Shui, die Lehre von Berg (chin. 'feng') und Wasser (chin. 'shui'), benennt die wichtigsten Gestaltungselemente des Chinesischen Gartens, nämlich "Steine und stilles Wasser", denen die polaren geistigen Prinzipien 'yang' und 'yin' korrespondieren, sowie Brücken in mannigfachen Formen (Beuchert 2001:54 ff.). Auch den Pflanzen kommt in der chinesischen Gartenkunst eine hohe symbolische Bedeutung zu (Beuchert 1998:47-94), die in der Song-Zeit (960-1279) kodifiziert und über ein Jahrtausend hinweg verbindlich geblieben ist (Beuchert 2001:61). Der chinesische Garten ist also eindeutig strukturiert und kein 'Durcheinander', das eher ein Ausdruck eines interkulturellen Missverständnisses ist. Die Dimensionierung chinesischer Gärten reichte von der Größe eines Tablett, so genannte 'Penjing' (jap. 'Bonsai'), bis zur Ausdehnung von großen Gewässern. Der Umfang der Anlagen am "Westsee" wird auf 100 Kilometer geschätzt⁶¹ (Beuchert 2001:60) und wäre mit einer Ausdehnung von ca. 790 qkm größer als das Bundesland Hamburg. Chinesische Gärten waren somit in einen deutlich anderen religiösen und kulturellen Kontext eingebunden als Landschaftsparks, deren frühe Protagonisten (z.B. Shaftesbury und Pope) sich auch nicht auf Gärten des fernen Osten, sondern auf Konzeptionen der philosophischen Aufklärung, des Naturrechts sowie auf Ideen zu Individualität und Freiheit be-

⁶⁰ Anfang des 18. Jahrhunderts war das Wort 'landscape' in der englischen Umgangssprache noch unbekannt (Brown 1991:40). Es tauchte zuerst im Kontext der Ästhetik, der Landschaftsmalerei (landscape painting), und der künstlerischen Gestaltung auf, worauf auch Alexander Pops Ausspruch "all gardening is landscape painting" hindeutet (zit. nach Buttler 1989).

⁶¹ Die Anlage dermaßen ausgedehnter Parks war ohne vorangehende Enteignungen und Zwangsarbeit nicht zu erreichen, woraus soziale Konflikte resultieren konnten. So wurde z. B. Kaiser Yangdi (581-618), der auch die Anlagen am "Westsee" errichten ließ, in einem Volksaufstand gestürzt (Beuchert 2001: 60).

zogen haben⁶² (Buttler 1989). Vorbilder der englischen Landschaftsparks waren Landschaftsgemälde des Barock, die Gefilde des unvergänglichen Glücks und ewigen Sommers wie z.B. Elysium und Arkadien illustrierten. Die Leinwände von Lorraine und Poussin wurden mittels Relief, Gewässer, Pflanzen und Architektur zu begehbaren Bildern gestaltet. Dazu haben frühe Landschaftsgestalter wie Kent und Brown die bildhaften Vorlagen in dreidimensionale Theaterkulissen übertragen, die über Wegeführung betretbar sind, raffinierte räumlich-visuelle Effekte präsentieren und zur Unterhaltung der Besucher mannigfache Überraschungen bereithalten⁶³ (Buttler 1989; Trotha 2003).



Abb. 3: Claude Lorraine, Apollo und die Muses (1680)

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gelangte im Zusammenhang mit dem Stil des pittoresken Landschaftsparks durch William Chambers die Mode der Chinoiserie in die Gartengestaltung, die z.B. architektonische Elemente, die fernöstlich anmuten, in den europäischen Landschaftspark implantierte (Buttler 1989). Hundert Jahre später gerieten in Folge der erzwungenen Öffnung Japans für ökonomische und politische Interessengruppen aus den USA und Europa (Pohl 2005) japanische Einflüsse auch in den Westen. Es setzte der so genannte Japonismus ein, der die Entwicklung der modernen Kunst und das Kunstgewerbe beeinflusste (vgl. Museum Folkwang 2014). Einige aus Japan heimgekehrte Geschäftsleute und Diplomaten ließen Ziergärten in japanischen Stilen errichten wie z.B. Carl Duisberg in Leverkusen den ersten Japanischen Garten in Deutschland. Mit dem Japonismus begann die erste Einführung japanischer Gärten in Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden mit dem Projekt der internationalen Städtepartnerschaften, das im Zusammenhang mit dem Bemühen um

⁶² Diese Konzepte stehen im ideengeschichtlichen Zusammenhang mit Vorstellungen zur einzelnen Seele und deren Verantwortung vor Gott, wie sie im Christentum entwickelt und insbesondere vom Protestantismus reformuliert wurden (Vesting 1999).

⁶³ Der Landschaftspark kann als Prototyp des modernen Themenparks verstanden werden (Trotha 2003; Holzapfel, Lorberg, Ronneberger 2007).

eine sogenannte Völkerverständigung zu sehen ist, zwischen deutschen und japanischen Städten neue Grünanlagen im japanischen Stil in der BRD (z.B. in Augsburg, Düsseldorf und Bonn). Ende der 1970er Jahre erscheinen in der BRD vermehrt wissenschaftliche Publikationen zur Geschichte und zu Stilmerkmalen von Grünanlagen in Japan (z.B. Schaarschmidt-Richter 1977, 1979; Henning 1980). Seit den 1990er Jahren hält diese Gartenmode auch in privaten Gärten ausgiebig Einzug, was sich auch in der Konjunktur entsprechender Garten-Ratgebern und von populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen zur Stilgeschichte zeigt (siehe z.B. Katalog der Deutschen Nationalbibliothek).

Gartenkunst in Japan

Die Grüngestaltung in Japan setzt spätestens im 8. Jahrhundert ein⁶⁴ und knüpft unter anderem an Vorbilder aus der chinesischen Gartenkunst an, deren Entwicklung auch in den folgenden Jahrhunderten in Japan beachtet wird. Diese Vorbilder erhalten in Japan allerdings neue kulturelle und religiöse Impulse (Kean 2001, 2006; Tayler 2006).

Im alten Japan waren die Naturereignisse in ein naturreligiöses Weltbild, dem Shinto, eingebunden, das in den Naturelementen (z.B. Felsen, Gewässer, Pflanzen) metaphysische Wesen (Geister, Götter) erkannte, so dass sie als beseelt erschienen. Die beseelte Natur umfasste auf dieser Ebene auch den Menschen und seine Seele. Nach dem Shinto können Kami (Götter, Geister) an bestimmten Orten verehrt werden, die z.B. durch Steinsetzungen oder kleine Schreine markiert sein können. Diese allbeseelte Natur offenbart sich als ein sinnvolles Phänomen (Henning 1980; vgl. Eliade 1990). Von Religionswissenschaftlern wird Shinto sowohl als animistische als auch als theophane Religion beschrieben. Shinto – nicht mit dem 'Shintoismus'⁶⁵ zu verwechseln, unter welcher Bezeichnung die 'Volksreligion' Japans im Westen bekannt geworden ist – bedeutet in etwa 'Weg der Gottheiten' (kami no michi). Im Shinto wird sowohl belebten als auch unbelebten Naturerscheinungen eine geistige Existenz zuerkannt, auf deren Ebene sie mit Menschen kommunizieren (Eliade&Culianu 1995). Über die Kommunikation mit den Geistern der Ahnen bildet Shinto auch einen Traditionsbezug, der für die alte japanische Sippenzugehörigkeit wichtig war. Das shintoistische Götterreich ist nicht auf eine bestimmte Anzahl an Gottheiten beschränkt, sondern steht prinzipiell für metaphysischen Zuwachs offen

⁶⁴ Selbstverständlich wurden schon vorher Gärten und Felder bewirtschaftet, aber die ästhetische Grüngestaltung ist davon kategorial verschieden. So kann für Europa, wo die Gartenkunst der Antike in Vergessenheit geraten war, erst vom 14. Jahrhundert an von einer künstlerisch ambitionierten Grüngestaltung gesprochen werden (Hansmann 1983), deren Beginn teilweise erst im 18. Jahrhundert eingesetzt habe (Hülbusch 1981). Demnach ist die Grüngestaltung in Japan deutlich älter als in Europa und deren Geschichte je nach Auffassung bis zu einem Jahrtausend länger.

⁶⁵ Shintoismus bezeichnet eine Staatsreligion, die im Zuge der Meiji-Restauration und Wiedereinsetzung des Tenno (Kaiser) als Repräsentant der Sonnengöttin (Amaterasu) propagiert worden ist.

(derzeit werden ca. 8 Millionen Götter gezählt), wobei die Gottheiten von unterschiedlich vielen Gläubigen anerkannt werden und manche Götter von fast allen Gläubigen. 'Amaterasu', der Göttin der Sonne, kommt die größte Anerkennung zu. Sie wird als Urahnin aller Japaner, insbesondere der Königsfamilie, der der Tenno angehört, gesehen. Zur Verehrung der Gottheiten werden Schreine errichtet, an denen im öffentlichen oder privaten Bereich (Hausaltar) einer oder mehreren Gottheiten und Vorfahren gehuldigt werden kann. Für diese Schreine werden wiederum besondere Orte ausgewählt, an denen starke geistige Kräfte wirken: Bestimmte natürliche Elemente, die wie Bäume oder Felsen räumlich an einen Ort gebunden sind, werden als Aufenthaltsort von Geistern aufgefasst, die an dem Ort verehrt werden können⁶⁶ (Eliade 1990; Devereux 2010). Das Göttliche in der Natur wird z.B. über so genannte Shinto-Tore (jap. Torii), die sowohl vor Schreinen als auch in der Natur platziert werden, um sakrale Orte zu markieren bzw. die profane Gegend, in der Menschen leben und ihrem Tagewerk nachgehen, zu einem heiligen Bezirk zu transformieren (zum Raumverständnis, Berque 1986). So werden naturreligiös bedeutsame Orte in Japan gestalterisch inszeniert z.B. über Pilgerwege wie in Nachi-Genjirin, aber auch in Städten lokalisiert und z.B. mit Schreinen versehen. Das bekannte Torii von Mijama ist in der Gezeitenzone der Inlandsee errichtet worden, wo es bei Flut aus dem Wasser ragt und bei Ebbe für Fußgänger zugänglich ist. In dieser naturräumlichen Situation verbindet das Land mit dem Meer und versinnbildlicht den japanischen Archipel, der dem asiatischen Kontinent zum Pazifik hin vorgelagert ist. Die Shinto-Torii markieren religiös bedeutsame Orte und transformieren profane Gegenden in sakrale Orte. Wuthenow (2001) sieht im naturreligiös grundierten Verhältnis der Japaner zur Umgebung einen prägenden Einfluss auf die japanische Grüngestaltung. Shinto-Schreine und religiöse Steinsetzungen werden erstens als Vorformen der japanischen Gartenkunst gesehen und treten zweitens als selbstverständliche Elemente in Japanischen Gärten auf (Henning 1980). Die shintoistische Form der Naturverehrung ist also in die Gartengestaltung eingeflossen⁶⁷

Das religiös grundierte Naturverhältnis ist auch insofern relevant, als sich die Menschen im damaligen Japan einer Natur ausgesetzt sahen, die neben fruchtbaren Aspekten wie z.B. das feuchte, milde Klima auf Honshu und

⁶⁶ Die Auffassung, dass Orten und Naturerscheinungen Geister innewohnen, ist mit dem Glauben an einen Genius loci vergleichbar, wie er in der Antike verbreitet war (z. B. Quellnympfen), nicht aber mit ihm identisch. In der europäischen Gartengestaltung wird dem Genius loci erst seit der Renaissance nachgespürt, wobei der emotionale Zugang zu dem spezifischen Geist eines Ortes deutlich individualisierende Züge trägt, die den Gestalter als außergewöhnlich gebildet und feinfühlig hervorheben. Daher wäre dieses Konzept in der Gartengestaltung eher dem Individualismus in der Renaissance als einem religiösen Gemeinschaftssinn, wie er im Shinto verbreitet ist, zuzuordnen.

⁶⁷ Daher können alte japanische Gärten als Anlagen des privaten Amüsemments, der politischen Repräsentation und der religiösen Andacht betrachtet werden.

Kyushu auch Naturkatastrophen wie z.B. Taifune, Tsunamis, Erdbeben und Vulkanausbrüche umfasste⁶⁸ (Wuthenow 2001:67 f.). Steht die Natur in der modernen europäischen Kultur dem Subjekt gegenüber, vor dessen Blick sich die Landschaft entfaltet, so bleibe der Mensch in der japanischen Kultur von der Natur umfungen (Wuthenow 2001:78). Auch wenn der Garten betrachtet wird, bleibe der Betrachter "im Garten als in einem großen Ganzen" (Wuthenow 2001:74). "Es könnte dies mit der Tatsache korrespondieren, daß die ostasiatische Malerei eine Zentralperspektive nicht kennt" (Wuthenow 2001:78). Japanische Gärten sind "nur selten so zur umgebenden Landschaft geöffnet (...), daß in einer bestimmten Perspektive Wälder und Berghänge als unaufdringliche Kulisse das Gartenbild zu erweitern und endlich abzuschließen scheinen" (Wuthenow 2001:77). Denn der Garten sei mehr auf das Wohnhaus bezogen als auf die Umgebung und weite in der Betrachtung des Gartens dennoch den Blick auf die umgebende Natur, die in Pflanzen, Steinen, Wasser und ihren Formen symbolisch anwesend sei (Wuthenow 2001:72 f.). Der japanische Garten sei eine komprimierte Landschaft (Wuthenow 2001:71), die allerdings auf der symbolischen und weniger auf der kleinmaßstäblichen Naturimitation basiere (Wuthenow 2001:73). In Bezug auf die Formensprache des japanischen Gartens erkennt Wuthenow "drei Kanonische Landschaften: die Landzunge von Amanohashidate (bei Kanazawa), Masushima, eine Bucht mit lauter kleinen, z.T. von Kiefern bewachsenen Felseninseln von unterschiedlicher Größe (in der Nähe von Sendai), schließlich Miyajima, Tempel und rotleuchtender Tori, der im flachen Wasser steht und den Blick auf die Schreinanlage lenkt" (Wuthenow 2001:77). Auch einige westliche Geographen wie z.B. Schwind sehen in der Seto-Inlandsee zwischen den Inseln Honshu, Shikoku und Kyushu die Ursprungslandschaft Japans, die in anderen Regionen Japans kopiert worden wäre z.B. über den Hausbau und im Japanischen Garten (vgl. Löwith 1943; Schwind 1951). Vor dem kulturgeschichtlichen Hintergrund der Gartengestaltung in Japan, dass nämlich die bildhaften Gestaltungsvorlagen aus der chinesischen und auch japanischen Malerei stammen (Schaarschmidt-Richter 2010), dürfte das Verhältnis von Vorbild und Nachbild anders gelagert sein als Wuthenow und Schwind vermuten, und die drei aufgezählten Landschaften anhand der Vorlagen aus den japanischen Gärten erst als ästhetische Szenerien entdeckt worden seien, die nunmehr als natürlicher Ausdruck der künstlerischen Gartengestaltung gelten können. Hier erscheint als Natur, was im Garten das Ergebnis intensiver Pflege ist, denn "die Üppigkeit der Vegetation des feucht-

⁶⁸ Dieses Naturverhältnis umfasst auch den Tod und den Umgang mit Gefahren. Bären, denen in den japanischen Bergen jährlich Menschen zum Opfer fallen, werden in Japan nicht ausgerottet. Diese wenigen Todesopfer werden in Japan mit einer ähnlichen Selbstverständlichkeit betrachtet wie in Europa die vielen Verkehrstoten. Eine Geschwindigkeitsbeschränkung auf 30 km/h würde zwar viele Menschenleben retten, wird aber in Bezug auf den Automobilverkehr als unnatürlich empfunden.

warmen Klimas fordert die ständige Entfernung von Unkraut und Wildwuchs mehr als in unseren gemäßigten Zonen" (Wuthenow 2001:75).

Japanische Gartenstile

Der Anfang der japanischen Gartenkunst wird in der Nara-Zeit (ca. 8. Jahrhundert) angesetzt, als sich ein reger Handel und Kulturaustausch mit China entwickelt hatte, der unter anderem auch chinesische Gartengestalter und neben dem 'penjing' (Topfszenerie, jap. Bonsai) (Beuchert 2001: 56) auch den chinesischen Gartenstil der Paradies-Insel nach Japan brachte (Schaarschmidt-Richter 1977; Henning 1980). Selbstverständlich gab es schon vorher Nutzgärten (園芸農業) in Japan. Die Nutzgartenkultur, die unter anderen den Nassfeldanbau von Reis und die Kultivierung von Wurzelgemüse umfasste, diente der Subsistenz der Bauernfamilien. Die in der Nara-Zeit eingeführten Ziergärten (日本庭園) aber gehörten zu Herrschaftssitzen, die durch die Abgaben der Bauern im japanischen Feudalsystem finanziert wurden. Waren die ersten japanischen Ziergärten bloße Kopien des chinesischen Stils, so konnte die japanische Gartenkunst doch auch auf eigene gestalterische Ansätze in der Architektur zurückgreifen und an religiöse Riten anknüpfen. Beispielsweise wurden Erfahrungen mit Shinto-Steinsetzungen oder die Architektur des Shinden-Zukurri-Stils in die Gartengestaltung eingebracht. Zurückhaltung und Konzentration der gestalteten Elemente unterscheidet den japanischen Garten vom chinesischen Garten, der üppiger in der Vegetation und den Bildmotiven ausfällt (Wuthenow 2001:70).

Der Shinden Zukurri Stil gilt als die erste eigene Japanische Gartengestaltung, die Architektur und Grünanlage miteinander verzahnt (Henning 1980). Eine Mauer umfasst das Herrenhaus (Shinden-Zukurri), das aus einer Haupthalle mit vorgelagertem Hof und angehängten Nebengebäuden sowie dem zugehörigen Garten besteht, in den vom zentralen Gebäudekomplex aus Korridore und Pavillons ausgreifen. Auffallend ist die Kombination von orthogonaler Ausrichtung der Gebäudeteile und 'freier' Linienführung der Grünanlage. Die Anlage dieser Herrschaftssitze fällt mit der Einführung des Mahayana-Buddhismus in Japan zusammen, der vom Adel, ohne sich vom traditionellen Shinto abzuwenden, übernommen wurde⁶⁹

Mit dem Zen-Buddhismus, der in mehreren Phasen von China aus nach Japan gelangte (Hoover 1991; Brück 2004), entwickelte sich neben dem Teichgarten ein weiterer Gartenstil in Japan, der Trockengarten (Kare san sui). Er ist kleiner dimensioniert und zurückhaltend gestaltet. Seine karge Ausstattung und seine reduzierten Bildmotive werden als Ausdruck des im Zen zentralen Prinzips der

⁶⁹ Während Shinto in allen drei sozialen Schichten des alten Japan verbreitet war, differenzierten sie sich in Bezug auf den (importierten) Buddhismus: die Bauern bekannten sich zum Amida-Buddhismus, der Adel zum klassischen Mahayana-Buddhismus und die Krieger zum Zen-Buddhismus (Hoover 1991).

Leerheit (sanskrit. 'shunyata', jap. 'ku' 空, vgl. Nishitani 1986) aller Phänomene angesehen. Er steht im Zusammenhang mit Klöstern und dient als Ort der ruhenden und tätigen Meditation sowie der achtsamen Alltagsarbeit ('samu')⁷⁰ Auch dieser Gartenstil war an Bildmotiven orientiert, vor allem an der Tuschmalerei, deren abstrakte Darstellung in der kargen Gestaltung wiederkehrt. Ebenfalls im Zusammenhang mit dem Zen-Buddhismus und der Praxis des so genannten Teewegs ('Chado'), der die Aufmerksamkeit auf kleinste alltägliche Tätigkeiten lenkt, ist der Teegarten ('Roji') entstanden (Henning 1980). Von einem Bambuszaun umgeben, konzentriert er auf kleinstem Raum das Ganze – den Teegarten betretend begibt man sich in einen Mikrokosmos, den man immer wieder verweilend und aufmerksam durchschreitet, um anhand der anschaulichen Szenen den nicht anschaulichen Makrokosmos zu erfahren. Die Anlage von Kare-san-sui und Roji folgen neben dem religiösen Konzept einer ästhetischen Einstellung, die sich in den Konzepten von Wabi und Sabi ausdrückt (Izutsu&Izutsu 1988). Folgt die Gestaltung des Kare-san-sui dem Wabi, der Kargheit, entspricht der Roji dem Sabi, der Hinwendung zum Wesentlichen, wie

<i>Einflüsse</i>	<i>Stile</i>	<i>Epochen (Jhd.)</i>
Shintoismus	Kultstätten	Kofun-Zeit (3.-5.)
Chinesische Gartenkunst Shingon	Chinesische Paradiesgärten	Asuka-Zeit (6.-7.) Nara-Zeit (8.)
Mahayana-Buddhistische Schulen	Japanische Teich-Insel-Gärten und Shinden-Sukuri Stil	Heian-Zeit (9.-12.) Kamakura-Zeit (12.-14.)
Zen-Buddhismus	Karesansui Trockengarten Tee-Garten	Muromachi-Zeit (14.-16.) Momoyama-Zeit (16.)
Ikedori, Fürstenhöfe, Shakkei	Wandel-Garten Öffentliche Parks	Edo-Zeit (17.-19.) Meiji-Restauration (19.)
Westliche Einflüsse	Modernes Funktionsgrün Traditionelle Moderne	Showa-Zeit (20.)

Abb. 4: Vereinfachte Übersicht zur Entwicklung von Gartenstilen in Japan.

⁷⁰ Auf eine mögliche Übertragung auf die Freiraumplanung weist Lorberg (2014) hin.

im Folgenden noch erläutert werden wird.

In der Edo-Zeit, einer 200-jährigen Friedensperiode, in der viele Künste entwickelt und verfeinert wurden, wird Edo (Tokyo) zur Hauptstadt des Shogun-Reiches. Mit der Zentralisierung der Macht im Shogunat und der Verlagerung der Hauptstadt von Kyoto nach Edo ging eine Anwesenheitspflicht der japanischen Landesfürsten (Daimyo) am Hof des Shoguns einher, wo sie die Hälfte des Jahres verbringen mussten. Für Vergnügungen, gesellschaftliche Zusammenkünfte und vor allem, um sich vor anderen Landesfürsten als gebildet, kulturbewusst und mächtig darzustellen, entstanden große Grünanlagen, deren räumliche Struktur unregelmäßig wirkt. Die Daimyo umgaben ihre Herrenhäuser mit weitläufigen Wandelparcs, die der Repräsentation ihrer Macht und für Vergnügungen dienten. Kulturgeschichtlich gesehen sind also japanische Wandelgärten keine Landschaftsparks im europäischen Sinne, wenngleich sie von Europäern und von modernen Japanern als landschaftlich angesehen werden.

"Der Garten ist selbst bei weiträumiger Anlage weniger im europäischen Sinne zum Spaziergehen und Schlendern da als vielmehr zum Betrachten und zum Sinnen. Man betrachtet ihn eher im Sitzen als im Vorübergehen" (Wuthenow 2001:72).

Nicht nur landschaftliche Blicke auf Natur

In dieser Zeit kultureller Verfeinerung in Malerei, Literatur und anderen Künsten gelangt das chinesische Gartentraktat "Yuanye" nach Japan, in dem Techniken der Gestaltung und insbesondere des Ikedori (lebendig ergreifen) beschrieben werden. Es behandelt unter anderen vier Formen, wie man die Natur zur Parkgestaltung nutzen kann. Natur kommt in der fernöstlichen Gartengestaltung also Bedeutung zu. Daher wird nachfolgend das Bedeutungsspektrum des fernöstlichen Naturbegriffs erläutert. Mithin sind andere Blicke auf Natur und die ländliche Umgebung möglich und auch geschichtlich realisiert worden, wie eine Übersicht zu unterschiedlichen Bezeichnungen, mit denen im Chinesischen spezifische Bezüge auf Natur qualifiziert werden. Denn wie viele japanische Begriffe so entstammt auch Shakkei dem Chinesischen und hat in der chinesischen Kultur seine Bedeutung erhalten.

Das chinesische Wort für Natur heißt 'ziran' (自然), das "Ursprüngliche", ist also weiter gefasst als das lateinische Wort 'natura', das im Lateinischen ursprünglich die Geburt bzw. den Geburtsgang bezeichnet, und kommt dem griechischen 'physis' (φύσις) nahe, was das "von sich aus Hervorgehende" meint. Das chinesische 'ziran' entspricht weitgehend dem japanischen Wort für Natur, 'shizen' (自然), was das "aus sich Seiende" meint (Wuthenow 2001). Daher ermöglichen Hinweise zur Wahrnehmung der ländlichen Umgebung in China (vorsichtige) Vermutungen auf vergleichbare Wahrnehmungen in Japan. Die Natur wird im Chinesischen auf acht verschiedenen Ebenen thematisiert, die

nach den entsprechenden Zugangsweisen differenziert werden können (vgl. Kückler&Wang 2009):

1. Der Begriff 'fengshui' (风水, Wind-Wasser) bezieht sich auf einen religiösen Naturaspekt, in dem die räumliche Natur als ein spirituelles Kraftfeld erfahren wird. Fengshui spielt teilweise in der traditionellen chinesischen Art und Weise, Häuser zu bauen und Gärten anzulegen, eine Rolle⁷¹
2. In der chinesischen Malerei bzw. Kunst wird Natur als 'shanshui' (山水, Berg-Wasser) thematisiert. Die räumliche Natur wird unter dieser ästhetischen Auffassung z.B. im Tuschbild präsentiert, ist also nicht die äußerlich angeschauten Natur. Die typischen Bildelemente steiler Berg, Wasser, ggf. Nebel und Kiefer sind kulturell etablierte Topoi, die in China seit Jahrhunderten feststehen. Diese chinesische Naturmalerei ist nicht mit der europäischen Landschaftsmalerei, die eigene Bildmotive favorisiert, identisch.
3. In der Gestaltung von Ziergärten spricht man von 'yuanlin' (园林, Garten-Kunst). Wie oben erläutert ist der chinesische Ziergarten zumeist an Motiven aus der Malerei und religiösen Vorstellungen orientiert, ein gebautes Sinnbild. In dieser Tradition präsentiert 'yuanlin' die Natur nach Vorstellungen aus Religion und Malerei im Ziergarten.
4. Für die rein ästhetische Betrachtung der räumlichen Natur stehen im Chinesischen die beiden Begriffe 'fengjing' (风景, Wind-Szene) und 'jingse' (景名, Szene-Farbe) zur Verfügung. Unter Natur wird in diesen Fällen ein schönes Ensemble verstanden, das nicht zugleich auf religiöse Vorstellungen bezogen sein muss⁷². Dem erfreulichen Anblick und seinen visuellen Qualitäten wird ein eigener ästhetischer Wert beigemessen.
5. Natur, die sich in der Landarbeit zeigt, wird 'tianyuan' (田园, Feld-Garten) genannt und erscheint im Wesentlichen als bearbeiteter Boden. Die im nutzenbezogenen Gartenbau erfahrene Natur ist also auch begrifflich von der in der Gartenkunst (yuanlin) gestalteten unterschieden.
6. In Bezug auf die geschichtlich gewordene Natur wird von 'fengtu' (风土, Wind-Boden) gesprochen und ein (geschichtlich-klimatischer) Bezug von Land und Leuten gemeint, der dem Begriff der Kulturlandschaft entspricht. Aus Sicht der japanischen Kultur hat Watsuji dieses Verhältnis als 'fudo' (風土⁷³, Wind-Erde) bezeichnet und mit Rückgriff auf Herders Konzept einer geografischen Weltgeschichte erläutert (vgl. Lorberg 2006).
7. In Bezug auf die geografische Naturausstattung wird der Begriff 'shuito' (水土, Wasser-Boden) benutzt. Dieser Naturbegriff ist mit dem Konzept der Natur-

⁷¹ Die westliche Mode, nach Fengshui Ziergärten zu entwerfen, sollte nicht mit der traditionellen Gestaltung verwechselt werden, da diese Entwürfe an Bildern orientiert sind und meistens weder die Gartengestalter noch die Auftraggeber im religiösen Weltbild des Fengshui eingebettet sind.

⁷² Von diesen Begriffen aus könnte eine Verbindung zur europäischen Landschaftsmalerei gezogen werden.

⁷³ Die Schriftzeichen 风 und 風 sind leicht variierte Schreibweisen desselben Ideogramms.

landschaft vergleichbar, die von der europäischen Geographie z.B. für die naturräumliche Gliederung thematisiert wurde.

8. Für den modernen Landschaftsbegriff, wie er in Deutschland gebräuchlich ist, kennt die chinesische Sprache keine Bezeichnung und greift daher, um in diesem Sinne von Landschaft sprechen zu können, auf einen Neologismus aus dem Japanischen zurück: 景观, im Chinesischen 'jingguan' und im Japanischen 'keikan' ausgesprochen. 景观 bezeichnet die Anschauung einer dinglichen Landschaft.

Das Ideogramm des japanischen Neologismus 'keikan' (景观) setzt sich aus den Zeichen 景 (Szene) und 观 (Einsehen, Wahrnehmen) zusammen. Sie bedeuten demnach Szene-Wahrnehmen oder szenisch wahrnehmen. Das für die Geographie gebildete Ideogramm 景观 bedeutet ungefähr die "Ansicht einer Region". Mit der neuen Begriffsbildung wird also auch in Japan zwischen der Bedeutung von 'keikan', die der Geographie zugeordnet ist, und den Bedeutungsfeldern von 'Ikedori' (lebendig einfangen) und auch von 'Shakkei', die im Zusammenhang von Gestaltung gebräuchlich sind, deutlich unterschieden.

Lebendig einfangen – das Konzept des Ikedori

Nach diesen begrifflichen und kulturgeschichtlichen Erläuterungen wenden wir uns dem Gestaltungsprinzip des Shakkei zu. Bis ins 19. Jahrhundert hat man die gestalterische Technik, visuelle Bezüge zur Umgebung eines Gartens aufzunehmen, als Ikedori (生け捕り, Leben-Ergreifen) bezeichnet, was ungefähr "lebendig einfangen" bedeutet (Henning 1980). In einer frühen japanischen Quelle zur Gartengestaltung aus dem 12. Jahrhundert, dem "Sakuteiki" (Takei&Kean 2004) werden vier grundlegende Gestaltungsprinzipien angeführt: die Gestaltung nach bildhaften Naturformen ('shōtoku no sansui'); die Berücksichtigung der gegebenen Topografie ('kohan ni shitagau'); die Verwendung asymmetrischer Formen ('sūchigaete') und der Einbezug der Atmosphäre ('fuzei'). Für das Ikedori ist vor allem der bildhafte Bezug auf Natur zu berücksichtigen, unter dem vor allem das Fels- und Wassermotiv der Tuschmalerei hervorzuheben ist. Der Bezug auf Natur wird in dem chinesischen Gartenbuch "Yuanye" (17. Jhd.) näher erläutert. Darin werden vier Arten des Ikedori unterschieden, die unterschiedlichen Ebenen der Gestaltung entsprechen. 'Yangjie' (jap. 'gyoshaku'), der Blick nach oben, bezeichnet den Bezug auf das, was sich am Himmel über dem Garten ereignet z.B. Wolken, und ist weitgehend atmosphärischen Phänomenen zugewandt. Der Bezug zum Himmel ist auch in China religiös grundiert, zumal das Wettergeschehen als göttlichen Ursprungs verstanden wurde. 'Yangjie' bezieht sich also auf Phänomene, die der direkten materiellen Gestaltung entzogen sind und allenfalls auf spirituellem Weg z.B. durch Magie gestaltbar wäre. Dagegen bezieht sich der Begriff 'fujie' (jap. 'fushaku'), der Blick nach unten, auf Erde und Wasser, die mehr oder weniger direkt gestaltet werden können und die das flächenhafte Substrat der Gartengestaltung bilden. Ebenso bezieht sich 'linjie' (jap. Rinshaku), der Blick auf nahe

Elemente, auf gestaltbare Gegenstände wie z.B. Gebäude. 'Linjie' inszeniert also punktuelle Blickfänger und hebt bestimmte Orte im Garten architektonisch hervor. Schließlich bezeichnet 'yuangjie' (jap. 'enshaku') den Blick auf entfernte Elemente wie z.B. Berge. Sie sind zwar der direkten Veränderung entzogen, spielen aber für die Gestaltung der Grünanlage eine Rolle in ihrer Ansicht, die in der Gestaltung der Anlage berücksichtigt werden kann. Die Aussicht kann also indirekt gestaltet werden, indem eine günstige Lage für den Garten ausgewählt wird und im Garten Pflanzen und Architekturen so platziert werden, dass die gewünschten Ansichten eingefangen werden können.

Mit der Atmosphäre, von der beide Gartenbücher sprechen, beziehen sie sich auf eine Besonderheit des fernöstlichen Denkens. Sowohl in Europa als auch in Japan wird unter Atmosphäre neben dem physikalischen Luftkörper und der Wetterlage auch eine Stimmungsqualität verstanden. Dieser Stimmungsatmosphäre werden subjektive und objektive Eigenschaften zuerkannt, die in der europäischen Tradition letztlich als Empfindungen eines Subjekts aufgefasst werden. In Japan wird dagegen die Gestimmtheit des Subjekts betont, das sich in einer Atmosphäre befindet, der es daher einen objektiven Status zuerkennt bzw. zuerkennen muss. Diese Befindlichkeit eröffne einen besonderen Zugang zur Wirklichkeit, der weder kognitiv noch sentimental ausfällt, sondern eine ganzheitliche Kommunikation mit der Wirklichkeit bedeute (Watsuji 1935).

Watsuji bezeichnet den besonderen Status dieser Erfahrung als Zwischensein des Menschen, das zwischen Subjekt und Objekt des Empfindens stehe bzw. die Empfindung selber sei, aus der Subjekt und Objekt der Empfindung abstrahiert würden (Watsuji 1935). Watsuji spricht von einem Sein, das als Medium zwischen den Abstraktionen bestehe und diesen zeitlich wie auch logisch vorausgehe. Dieses Zwischen-Sein zeige sich dem Menschen in der Atmosphäre, die im umfassenden Sinne klimatisch sei und physikalische, meteorologische, emotionale, ästhetische und spirituelle Qualitäten enthalte. "Das Klima ist also das Moment der Selbstobjektivierung menschlichen Daseins, und in dieser Objektivierung gelangt der Mensch zum Verständnis seiner selbst. Deshalb sprechen wir von einer Selbstfindung des Menschen durch das Klima" (Watsuji 1935:17). Die Hinwendung zu den Stimmungsqualitäten der Umwelt, die in der Natur, den Kulturwerken und den Mitmenschen wahrgenommen werden, lässt die Wirklichkeit in einem anderen Licht erscheinen. "Also gelangt die ontologische Untersuchung zu der Einsicht, daß der *Typus des Klimas der Typus des Selbstverständnisses des Menschen ist*. [...] Um zu einem wirklichen Verständnis des Klimas zu gelangen, müssen wir daher genauestens des ontologischen Bestimmung folgen, der zufolge Klima das Moment der Selbstobjektivierung, der Selbstfindung menschlichen Daseins ist und nur durch die Interpretation der klimatisch-geschichtlichen Phänomene sich der Charakter des Klimas als Charakter des subjektiven Daseins des Menschen herausstellt" (Watsuji 1935:19 f.). In dieser Weltsicht beinhaltet das Konzept des Ikedori nicht einfach eine

Nachahmung der Natur, wie es in der abendländischen Tradition das ästhetische Konzept der Mimesis nahelegen würde, sondern einen Prozess der Selbstfindung des Menschen.

Geborgte Landschaft – ein europäisch-japanisches Missverständnis

Das in der Gartengestaltung etablierte Konzept des (chin.) 'yungjie' bzw. (jap.) 'enshaku' legte eine Bezugnahme auf bestimmte Aspekte der Umgebung nahe und war die Idee des Ikedori vor dem Einzug westlicher Ideen in die japanische Gartengestaltung verbreitet. Allerdings trat seit der Meiji-Restauration die Bedeutung des Ikedori für die Gartengestaltung zurück und wurde stattdessen von Shakkei gesprochen, wenn in der Gestaltung Bezüge zur Umgebung aufgenommen wurden (vgl. Henning 1980). Der Begriff Shakkei gelangte im 19. Jahrhundert aus China nach Japan, also zu einer Zeit, in der mit der Meiji-Restauration sich Japan dem 'Westen' öffnet und die Schicht der Gebildeten mit dem europäischen Konzept der Landschaft vertraut wird (Wittkamp 2001). Das europäische Konzept der Landschaftswahrnehmung, also die Gewohnheit, verschiedene Gegenstände, Kulturwerke und Naturformen, die häufig unabhängig voneinander existieren, als eine harmonische Einheit zu betrachten, ist in Japan erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufgekommen, als sich gebildete Schichten der europäischen Kultur zuwandten, und erst im 20. Jahrhundert verbreitet worden. Im Prozess der Aneignung der Idee der Landschaft war vor allem die Literatur ausschlaggebend, in welcher Landschaft als sinntragende Umgebung der Handlung geschildert wurde (Wittkamp 2001). In der Neuausrichtung des japanischen Bildungswesens orientierte sich das Meiji-Regime unter anderem an Preußen und dem Deutschen Reich, womit auch der deutschen Kultur eine herausragende Bedeutung im neuen Japan zukam. In der Rezeption der westlichen Kultur gelangten Landschaftsschilderungen aus der deutschen Literatur und Geografie nach Japan und insbesondere an die japanischen Schüler und Studenten. Japaner sind also über literarische Landschaftsbeschreibungen an die Wahrnehmung der ländlichen Umwelt als eine Landschaft herangeführt worden. An dieser interkulturellen Vermittlung erlangen im 20. Jahrhundert Kinofilme aus Europa und USA Anteile, vor allem mit ihren visuellen Eindrücken. Die Aneignung des kulturellen Konzeptes Landschaft in Japan kommt beispielsweise in Anime-Trickfilmen zum Ausdruck, die anfangs auf Vorbilder aus der Tuschbildmalerei zurückgriffen, aber seit den 1970er Jahren europäische Landschaftsbilder enthalten. Japanische Anime-Trickfilme wie z. B. "Heidi" (1974) sind für den westlichen Filmmarkt produziert worden und auf europäische Sehgewohnheiten ausgerichtet. Erleichtert wurde die Übernahme der fremden Landschaftsbilder in die vertraute Bilderwelt Japans vermutlich durch die in Ostasien verbreitete Kultur der Kopie und Adaption (Han 2011). Die moderne Landschaftswahrnehmung hat sich in Japan also erst im

20. Jahrhundert verbreitet, an dessen Beginn der Neologismus 'keikan' (景观) geprägt wurde (Küchler&Wang 2009). Demnach wäre vor dem 19. Jahrhundert in der japanischen Gartengestaltung gar nicht von "Landschaft" die Rede gewesen, sondern von bedeutsamen Naturaspekten und Kulturwerken, die visuell eingefangen wurden. Dieses Einfangen (Ikedori) ist wiederum nicht notwendiger Weise auf rein ästhetische Einstellungen zu den eingefangenen Aspekten beschränkt. Der japanische Ausdruck 'shakkei' (借景), der in der japanischen Gartenkunst gebräuchlich ist, wird allerdings gewöhnlich als "geborgte Landschaft" ins Deutsche übersetzt. Diese Übersetzung entspringt der oben erläuterten europäischen Perspektive auf japanische Gärten als landschaftliche Anlagen und reduziert erstens japanische Gärten auf den ästhetischen Aspekt und zweitens verbindet sie diese mit dem semantischen Feld des Landschaftsbegriffs. Angesichts der Unabhängigkeit der Stilgeschichte japanischer Gärten vom Landschaftsbegriff ist diese Übersetzung irreführend, weil sie die in Deutschland etablierte Bedeutung von Landschaft nahelegt, die eine anschauliche und harmonisch erscheinende räumliche Einheit von Land und Leuten bzw. moderner ausgedrückt ein nachhaltiges, lokal verankertes Verhältnis von Mensch und Umwelt in einer Region bezeichnet. Aus dieser Auffassung resultiert wiederum die in der deutschen Gartenliteratur verbreitete Sichtweise, den Japanischen Garten als landschaftliche Gestaltung zu betrachten, womit sich der semantische Horizont schließt. Die Übersetzung erscheint aus der Perspektive des deutschen Kulturkreises betrachtet als evident und damit so selbstverständlich, dass Kritik an dieser Auffassung als unbegründet erscheint. In der Thematisierung Japanischer Gärten wird das ästhetische Konzept der landschaftlichen Grünanlage, das in Europa mit dem Landschaftspark herausgebildet wurde, der japanischen Gartengestaltung untergeschoben. Diese Auffassung von Landschaft ist aber, wie im Folgenden erklärt wird, dem Konzept des Shakkei fremd.

Entlehne Ansicht – das Konzept des Shakkei

Der Ausdruck 'shakkei' ist also seit dem 19. Jahrhundert in Japan gebräuchlich und damals aus dem Chinesischen übernommen worden. Die ideografische Schreibweise 借景 ist im Chinesischen und Japanischen identisch, sie wird aber anders ausgesprochen: im Chinesischen 'jiejing', im Japanischen 'shakkei'. Aufgrund der identischen Ideogramme kann davon ausgegangen werden, dass die Bedeutung zumindest ähnlich gelagert ist. Der semantische Hof von 'shak' bzw. 'jie' (借) umfasst Bedeutungen wie Leihen, Borgen, Darlehn, Schulden, Buchhaltung und Lehen. Lehen könnte auf wortgeschichtliche Beziehungen zum sozialökonomischen Lehensystem hinweisen. Der zweite Bestandteil 'kei' bzw. 'jing' (景) umfasst das Bedeutungsfeld von Szenerie, Bildmotiv und Aus- bzw. präziser Ansicht. In der Abfolge der Ideogramme müs-

sen zur Begriffsbildung die Position von grammatischem Subjekt und Prädikat bestimmt werden⁷⁴ Im Falle von Shak-kei wird die Szenerie (Subjekt) als geliehene bzw. entlehnte (Prädikat) bestimmt. Demnach kann Shakkei (借景 Borgen-Szene) als entlehnte Szenerie, geliehene Ansicht in Deutsche übersetzt werden. Diese Übersetzung ist aber nicht mit dem konnotativen Feld von 'geborgter Landschaft' identisch und betont vielmehr den Bildcharakter und die ästhetische Betrachtung. In der japanischen Gartenkunst umfasst der visuelle Bezug auf Elemente der Umgebung zwei generell unterschiedliche Varianten: erstens einen Ausblick aus dem Garten auf bedeutsame Orte und zweitens ein Anblick auf nachgebaute Elemente der Umgebung im Garten. Sofern bedeutsame Elemente sich in der Umgebung des Gartens befinden, kann deren Anblick durch die gärtnerische Gestaltung eingefangen werden. In der Auswahl von Pflanzen mit einem erwünschten Habitus und deren Verteilung im Garten eröffnet die Gartengestaltung bestimmte Aussichten in die Umgebung. Partien können verdeckt oder sichtbar gemacht werden, wobei gerade die partielle Verdeckung den Ausblick (von einer bestimmten Position im Garten aus) besonders inszeniert und auszeichnet (Abb.5).

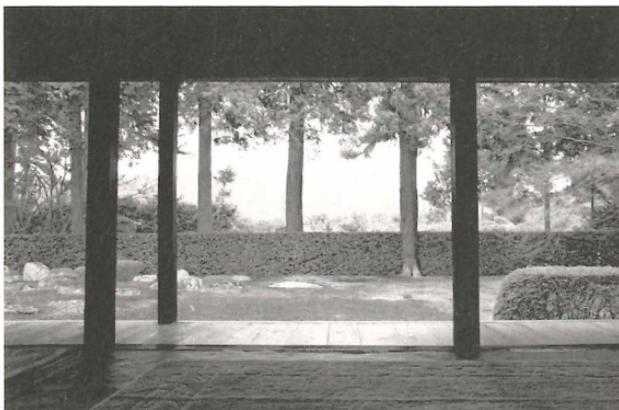


Abb. 5: Shakkei als entlehnte Aussicht im Entsu-ji (Kyoto) auf den Berg Hiei-san, auf dem der Haupttempel Enryaku-ji der Tendai-Schule steht, der auch das Kloster Entsu-ji zugehört⁷⁵

Die Gestaltung rückt also bestimmte Ausschnitte oder Elemente der Umgebung ins Blickfeld des Betrachters im Garten. Bedeutsame Elemente der japanischen Kultur werden aber auch im Garten selbst inszeniert und baulich angedeutet,

⁷⁴ Die fernöstlichen Sprachen funktionieren assoziativ und mögliche Bedeutungen von Worten variieren mit den Kontexten auf die die Worte bezogen werden. Der damit verbundene weite Interpretationshorizont der Aussagen irritiert, wenn man an eine relativ kontextarme Sprachkultur wie im Deutschen gewöhnt ist und auf die Frage, was das Wort eigentlich bedeutet, zur Antwort erhält, dass man es so und anders verstehen könne.

⁷⁵ Das Foto folgt westlichen Sehgewohnheiten und entspricht interessanterweise der Blickführung im Gemälde "Gartenterrasse" von Caspar David Friedrich (siehe Abb.1). Die Landschaftsmalerei hat die Sehgewohnheiten beeinflusst, die wiederum auf die Art und Weise, wie Landschaften fotografiert werden, beeinflussen. Eine Kritik des Sehens muss daher bei dem Zirkel der Sehgewohnheiten ansetzen und deren scheinbare Selbstvidenz dekonstruieren.

wenn beispielsweise ein Erdhügel die Silhouette des Fuji wiedergibt oder an einem Teich der Damm des Westsees symbolisiert wird. Die japanische Gartengestaltung, die an Bildern orientiert ist und diese Bilder im bzw. durch den Garten baulich und dramaturgisch entwirft, fängt also auf zweierlei Weise Anblicke lebendig ein (Schaarschmidt-Richter 2010). In Kombination von Anblick und Aussicht kann Shakkei als entlehne Ansicht übersetzt werden. Damit ist der Bedeutungsumfang des Begriffs aber noch nicht erschöpft. Wie die Beispiele aus Klosteranlagen zeigen, enthält das Konzept der entlehnten Ansicht auch religiöse Elemente. Bis in die Gegenwart stehen Teile der japanischen Gartenkunst⁷⁶ in einem religiösen Kontext wie z.B. bei dem modernen Gartengestalter Shigemori, der sich explizit auf Shinto bezieht.

Religiöser und ästhetischer Umweltbezug in der japanischen Gartengestaltung

Das christliche Verdikt gegen animistische und pantheistische Haltungen stand in Europa einer religiösen Hinwendung zur Natur entgegen und hat bis in die Renaissance sowohl die künstlerische als auch wissenschaftliche Beschäftigung mit Natur zumindest erschwert, drohte damit doch eine Verurteilung durch die Kirche. Die Verfolgung von Ketzer und Hexen weist aber indirekt darauf hin, dass trotz des offiziellen Christentums im Volksglauben eine religiöse Hinwendung zur Natur verbreitet war (vgl. Ginzburg 1983). Die europäische Gartenkunst hat sich explizit aus der religiösen Tradition des Christentums, wie sie z.B. auf mittelalterlichen Bildern des 'Paradiesgärtlein' dargestellt ist, gelöst und neue ideengeschichtliche Motive aufgegriffen wie z.B. antike Mythen in Renaissance und Barock (Hansmann 1983). Insbesondere mit der Aufklärung erlangte der Arkadien-Mythos an Bedeutung, dessen bildliche Repräsentation im Landschaftspark plastisch inszeniert wurde (Buttler 1989). Dagegen blieb die japanische Gartenkunst dem Shinto verpflichtet auch als sie durch chinesische Einflüsse beflügelt wurde und mit anderen religiösen Ideen insbesondere dem Zen in Kontakt kam⁷⁷. Anders als das Christentum, das die strikte Trennung von Schöpfer und Schöpfung verlangte, steht Shinto einer Hinwendung zur Natur nicht im Wege, vielmehr verlangt der animistische Shintokult sogar, einen religiösen Bezug zur beseelten Natur aufzunehmen. Das Gestaltungsprinzip des

⁷⁶ In diesem Zusammenhang ist es sinnvoll zwischen der historischen und modernen Gartenkunst in Japan zu unterscheiden. Die moderne Grüngestaltung in Japan hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg auch auf Moden der westlichen Grünplanung wie dem Abstandsgrün und Teppichbeet, die in Japan als fortschrittlich galten, sowie auf das Leitbild der räumlichen Funktionstrennung bezogen. Umgekehrt haben sich Grüngestalter aus Deutschland in den 1940er und 1950er Jahren auf Gartenbilder aus der historischen Gartenkunst Japans bezogen z.B. in der Gestaltung von Wassergärten.

⁷⁷ Shinto ist eine relativ aufnahmebereite Religion, die andere Religionen wie Zen und buddhistische Heilige als eine Bereicherung in seinen Götterkosmos aufnimmt. Manche Shinto-Tempelbezirke beherbergen auch ein Zen-Kloster.

Shakkei muss daher auch in einem religiösen Kontext betrachtet werden. Vor diesem Hintergrund wohnt dem Blick auf Natur neben dem visuellen Bezug ein religiöser Bezug inne. Die entlehnte Aussicht z.B. auf die Berge und Vegetation in der Umgebung der Grünanlagen bietet nicht nur ein schönes Bild, vielmehr sind Berge und Vegetation auch Wohnorte von Göttern, die das Leben in und außerhalb des gestalteten Gartens beseelen.

Mit fast 3.800 Metern Höhe ist der Fuji-san (auch Fuji-yama genannt) der höchste Berg Japans, der sowohl im Shinto als auch von einigen buddhistischen Sekten als heiliger Berg verehrt wird. Der durch seine gleichmäßige Form herausragende Vulkankegel befindet sich auf der Hauptinsel Honshu nahe der Millionenstädte Tokio und Yokohama. Der Anblick des Berges "Fuji" ist in Japan ein beliebtes Motiv der Malerei, dessen charakteristische Form in Tuschzeichnungen, Holzschnitten und Fotografien dargestellt wird. Zur Besichtigung wird er auch direkt bereist und bestiegen. Da er zugleich als Sitz von Göttern gilt, kann sein Anblick sowohl ästhetisch als auch religiös motiviert sein. Für Pilger, die zum Fuji reisen, befinden sich in der Umgebung des Berges Unterkünfte, die häufig eindrucksvolle Aussichten auf den Fuji-san bieten (Web.22). Ein weiteres in Europa bekanntes Beispiel für die Darstellung des Fuji ist der Farbholzschnitt "Große Welle" von Hokusai. Der Holzschnitt zeigt zerbrechliche Fischerboote, die fern dem rettenden Land einem Tsunami ausgesetzt sind, während er im Hintergrund den Fuji fokussiert, an dem der Betrachter angesichts der Unsicherheit der Lebensumstände metaphysischen Halt finden kann. Der schneebedeckte Gipfel des Fuji ist von einigen Orten in der nahegelegenen Hauptstadt Tokio aus zu sehen. An diesen Orten kontrastiert sein Anblick mit der hypermodernen, stark verdichteten Großstadt und lässt die alten Götter über dem modernen Leben thronen.

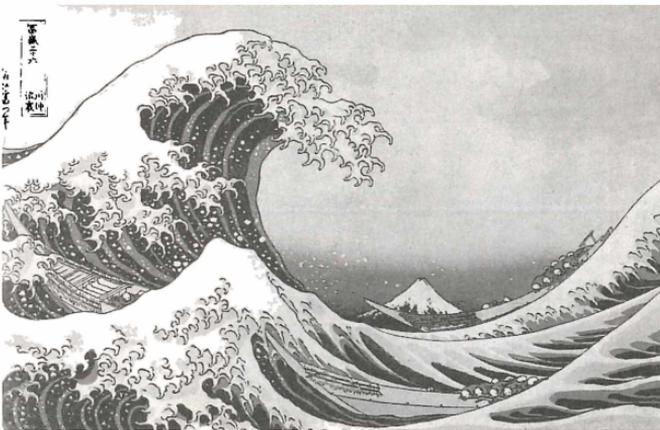


Abb. 6: Farbholzschnitt die "Große Welle" (1830) von Katsushika Hokusai

Vor dem religiösen Hintergrund der Gartengestaltung im alten Japan erlangt das Konzept des Shakkei eine spezifische Bedeutung. Gestalterische Stilmittel, die Bezüge zur Umgebung jenseits des Gartens aufnehmen, wie Ausblicke vom Garten in die Umgebung oder die Imitation bestimmter Szenerien im Garten wäre vor dem religiösen Hintergrund anders zu interpretieren als im Zusammenhang mit dem ästhetischen Konzept der Landschaft. Vielmehr folgt das Stilmittel des Shakkei auch in seinen 'landschaftlichen' Bezügen dem religiösen Konzept der Naturverehrung. Insofern zeigt beispielsweise die Aussicht auf den Berg Fuji in erster Linie nicht einen schönen Berg, obwohl er in seinem Ebenmaß auch als schön aufgefasst werden kann, sondern den Sitz von Gottheiten. Der Blick wäre vielleicht mit der Bedeutung, die für einen gläubigen Christen und wahrscheinlich für die meisten Menschen, die mit dem christlich geprägten Kulturkreis vertraut sind, der Blick auf einem Kirchturm erlangt, vergleichbar. Oder als postmodernes Beispiel der Blick aus dem Japanischen Garten in Bonn auf den ehemaligen Regierungssitz der BRD "Langer Eugen" und auf den "Posttower", der als Symbol der Globalisierung aufgefasst werden kann. Im aktuellen Zustand ist die ehemalige Aussicht auf den "Langen Eugen" durch die Vegetationsentwicklung verdeckt, während sich eine Aussicht auf den neugebauten Posttower ergeben hat. Darin zeigt sich eine interessante Perspektivverschiebung von einem Symbol der parlamentarischen Demokratie zu einem Symbol der Globalisierung. Aufschlussreicher Weise thematisiert der Denkmalschutz weder den ehemaligen Regierungssitz noch den modernen Posttower als Shakkei, sondern den Ausblick auf das Siebengebirge, der mittlerweile durch den Baumbestand zugewachsen ist und wieder geöffnet werden soll. Die

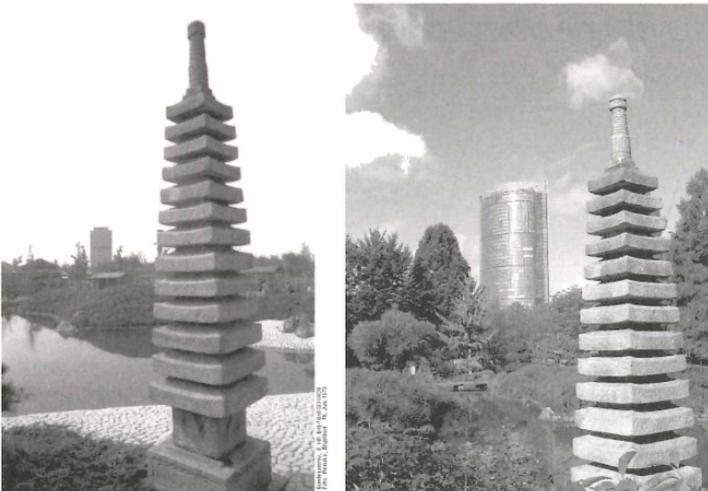


Abb. 7: Blick aus dem Japanischen Garten in Bonn auf den "Langen Eugen" (1979) und auf den "Posttower" (2007).

als selbstverständlich angenommenen Sehgewohnheiten und aus den diesen entsprechenden Auffassungen über die Intentionen japanischer Gartengestaltung beeinflussen also auch den Denkmalschutz und können damit denkmalpolitisch wirksam werden. In alten japanischen Gärten folgen gestalterische Bezüge auf die Umgebung religiösen Konzepten und greifen mit visuellen Bezügen auf die Umgebung und auf natürliche Elemente im Garten zugleich geistige Bezüge auf, die es ermöglichen, den Garten sowohl auf einer ästhetischen als auch auf einer religiösen Ebene andächtig zu betrachten.

Gewahrwerden

Der so genannte Shintoismus, die staatsreligiöse Variante des Shinto, bezieht sich auf das (nationale) Wesen Japans, dem 'Yamato damashii'. Dieser "Geist der Yamato" (nach dem angenommenen Stammland der Japaner benannt), bezeichnet die Vorstellung, dass Japan eine besondere Mission in der Welt zukäme. Diese weltgeschichtliche Mission wird damit begründet, dass der Japan-Geist einen besonderen Zugang zur Welt ermögliche, der anderen Völkern verschlossen sei⁷⁸. Dieser Japan-Geist drücke sich in der japanischen Lebensweise und Kultur unter anderem in der Ästhetik und der Gartenkunst aus. Insbesondere in dem ästhetisch-religiösen Naturbezug z.B. im 'mono no aware', das mit dem Ausdruck "das herzerreißende der Dinge" übersetzt werden kann (Pörtner) und ungefähr das Gewährwerden der (vergänglichen) Dinge meint. Im Aufmerken der Dinge, ihrer Beschaffenheit und der Spuren der Zeit, drückt es die traurig-kostbare Stimmung angesichts der Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des Schönen aus. Der flüchtige Moment wird in seiner Einzigartigkeit wahrgenommen. Das Phänomen der Schönheit wird in Japan und insbesondere im Buddhismus nicht substantiell aufgefasst. Im Zen-Buddhismus sind die Dinge und das Leben substanzlose Phänomene, hinter denen keine höhere und ewige Wahrheit steht. Die Welt samt der eigenen Existenz ist vielmehr flüchtig und leer. 'Jenseits' der vergänglichen Welt ist allenfalls Leerheit (Sanskrit 'shunyata'). Im Japanischen stehen dafür die Begriffe 'ku' (leer) und 'mu' (nicht) (vgl. Nishitani 1986; Hoover 1991; Suzuki 2003; Brück 2005). Diese Flüchtigkeit ist exemplarisch in der Feier der Kirschblüte, dem 'hanami' (花見) oder 'Blüten schauen' gefasst. Zur Kirschblüte gehen Familien und Freunde in den Frühling hinaus, um den Tag gemeinsam unter Kirschbäumen im Blütenregen zu verbringen. Hanami ist in Japan ähnlich selbstverständlich wie Weihnachten in

⁷⁸ Der im Yamato-damashi enthaltene Nationalchauvinismus, mit dem von Anfang des 20. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs die brutale Unterwerfung von Nachbarvölkern begründet wurde und der eine ideologische Nähe zum Nationalsozialismus aufweist, soll nicht verschwiegen werden. Die Texte über das Besondere in der Kultur Japans werden als 'Nihonron' (Japan-Diskurse) bezeichnet und umfassen neben zumeist nationalistischen und national affirmativen z.B. von Mishima auch kritische Überlegungen zu Japan z.B. von Maruyama. Europäer, die gewohnt sind, die Welt aus eurozentristischer Perspektive zu betrachten, sehen sich im Nihonron aus einer ostasiatischen Perspektive betrachtet z. B. in den Überlegungen von Watsuji (1935) zu Klima und Kultur.

Deutschland und Teil der Alltagskultur. Wie man das christliche Weihnachtsfest feiert, ohne es mit dem Missionsauftrag des Christentums zu verbinden, ist in der japanischen Alltagskultur das Prinzip des 'mono no aware' unabhängig von weltgeschichtlichen Erwägungen verankert, weil das herzerreißende der Dinge nicht mit dem Geist der Yamato identisch ist. An diese existenzielle Lebenshaltung des 'mono no aware' knüpften zentrale Begriffe der Ästhetik in Japan an: 'wabi' und 'sabi'. Beide Begriffe sind im Zusammenhang mit dem Zen-Buddhismus⁷⁹ entwickelt worden, vor allem in der Gestaltung des Trocken-Gartens und insbesondere des Tee-Gartens. Die Begriffe Wabi und Sabi sind nicht trennscharf unterschieden; provisorisch könnte man Sabi (urspr. 'Patina') ungefähr mit 'flüchtiger, stiller Schönheit' oder mit 'Innigkeit' umschreiben (Izutsu&Izutsu 1988). Ein Beispiel für die Erfahrung des Sabi ist die Kirschblüte als Sinnbild der Schönheit in Vergänglichkeit. Im künstlerischen Schaffen erlangt Sabi in auf das Wesentliche reduzierten Formen und Materialien, die handwerklich solide gearbeitet sind, adäquaten Ausdruck. Neben die Innigkeit des Sabi tritt das ästhetische Konzept des Wabi. Wabi (urspr. Armut) kann mit 'schlichter Schönheit' oder besser mit 'Kargheit' übersetzt werden (Izutsu&Izutsu 1988). Wabi findet in rauen, gebrochenen Formen sowie einfachen, abgegriffenen Materialien sinnlichen Ausdruck. In gewissem Sinne ist Sabi eine Sonderform von Wabi. Beide ästhetischen Konzepte verweigern sich formalen Regeln der Kunstlehre und verlangen nach emotionaler Qualität, die in der Herstellung und im achtsamen Gebrauch erfahren werden muss⁸⁰. Dies erklärt sich daraus, dass Wabi und Sabi auf dem ästhetischen Prinzip des 'mono no aware', dem Gewahren der Dinge, basieren. Ein eindrucksvolles Beispiel für diese Ästhetik gibt die Haiku-Dichtung⁸¹, die versucht eine konkrete Situation ohne Bezug auf das empfindende Subjekt poetisch einzufangen (Hoover 1991; Izutsu&Izutsu 1988). Der "Haiku (...) vermittelt keine Landschaft als Stimmung des Subjekts (...). Es werden repräsentative Elemente evoziert, die der Geist des Aufnehmenden sich zu einem Ganzen zusammensetzen muss" (Wuthenow 2001: 74). Wie in einem Gedicht von Basho: "Berge und Garten / sind bewegt, und sie rücken / in das Sommerhaus" (zit. In: Wuthenow 2001: 74). Nicht ein empfindungsfähiges Subjekt schaut die Berge an, sondern sie sind Teil der beseelten Atmosphäre, die den Ort prägt, an dem eine Empfin-

⁷⁹ Neben Shinto und buddhistische Strömungen wird im 14. Jahrhundert der Zen-Buddhismus, dem die Denkfigur des 'Ku' (Leere, Nichts, Verwehen) zentral ist, für die japanische Kultur relevant. Nach Bodhidharma, der um das Jahr 500 in China lehrte und als Begründer des Chan-Buddhismus gilt, sei Zen "offene Weite, nichts von heilig" (nach dem "Hekiganroku" aus dem 12. Jhd.).

⁸⁰ In der hohen Bedeutung der handwerklichen Qualität und Formgebung sind Parallelen zur 'Guten Form' des Werkbunds zu erkennen. Insbesondere der neusachliche Architekt Bruno Taut war von der sparsamen und formklaren Architektur Japans begeistert.

⁸¹ Von der Form her ist der Haiku ein 17-silbiges reimloses Gedicht, das aus drei Strophen mit 5-7-5 Silben besteht.

dung stattfindet, der ein Subjekt allenfalls reflexiv untergeschoben wird. Berge, Garten, Sommerhaus und Mensch existieren im Zwischensein dieser Atmosphäre (Watsuji 1935; vgl. Böhme 1998). Diese ästhetische Erfahrung betrifft auch die 'Gestaltfindung', die eine Einstimmung in die objektiven (ästhetischen) Qualitäten des Ortes und der Geschichte sei⁸² (Tanizaki 1933; Watsuji 1935). Dieser besondere ästhetische Zugang zur Welt in der japanischen Kultur zeigt sich auch in der Wertschätzung von 'Denkmälern', die den Gebrauch nicht ausschließt, und in der Auffassung von Authentizität, die auch Kopien zulässt. So werden Shinto-Schreine, die in Holz gefertigt sind, alle paar Jahrzehnte erneuert: Zuerst wird neben dem alten Schrein ein detailgenau nachgebauter neuer Schrein errichtet. Wenn die Kami, Götter, in den neuen Schrein umgezogen sind, gilt dieser damit als authentischer Schrein, so dass der alte, nun entseelte Schrein getrost abgerissen werden kann (Han 2011). Die Auffassung von Authentizität in der westlichen Denkmalpflege, die das Kriterium 'Echtheit' an das materielle Schutzobjekt gebunden sieht, weicht deutlich von dem Verständnis von Authentizität im Fernen Osten ab⁸³. Der Anspruch auf die Echtheit des baulichen Substrats führt bei vergänglichen Materialien zu einem Dilemma, wenn das Denkmal restauriert werden muss. Dies trifft im besonderen Ausmaß auf Gartenkunstwerke zu, deren lebendige 'Substanz' in ständiger Veränderung begriffen ist und in längeren oder kürzeren Perioden erneuert werden muss. Nach dem Begriff von Authentizität in der europäischen Denkmalpflege ließe sich der Denkmalwert z.B. einer Baumgruppe letztlich nicht schützen. Dass dies trotzdem angestrebt wird und Nachpflanzungen zugelassen werden, zeigt aber, dass die denkmalpflegerische Praxis von jener rigiden Auffassung abweicht und nach begrifflichen Neubestimmungen verlangt. Das fernöstliche Verständnis von Authentizität eröffnet also für den Naturschutz und die Denkmalpflege eine Perspektive auf die Erhaltung durch Nutzung, anstelle des professionell gepflegten Fetischismus z.B. im Bemühen um die Erhaltung von Kul-

⁸² In der europäischen Kunstgeschichte wird die Bedeutung des autonomen Künstlers hervorgehoben, der aus der Gegenstandskenntnis und subjektiver Schöpferkraft seine Werke hervorbringt. Ist diese künstlerische Hervorbringung mit Unsicherheiten verbunden und vom persönlichen Scheitern bedroht, erstarrt die Idee des autonomen Künstlers zum Leitbild des Künstlertums, das in den anwendungsbezogenen Gestaltungsdisziplinen aufgenommen worden ist. In diesen Disziplinen wie z. B. Architektur und Landespflege wird aus dem Leitbild des souveränen Künstlertums der Anspruch auf subjektive Gestaltung abgeleitet. Trotz ideologischer Bezugnahmen auf die Qualitäten des Ortes in öffentlichen Selbstbeschreibungen der Gestaltungsdisziplinen ist aufgrund jenes Anspruchs die Gestaltung explizit keine Gestaltfindung. Zum Thema Gestaltung siehe Beiträge zum Symposium 2007 im Notizbuch 73 der Kasseler Schule (Lechenmayr 2010).

⁸³ Dieses Verständnis von Authentizität geriet in Konflikt mit der Forderung des europäischen Denkmalschutzes nach Originalität der Bausubstanz des Denkmals. So wurde durch ICOMOS der Welterbe-Status für den Itsukushima-Schrein in Frage gestellt, worauf von fernöstlicher Seite her ICOMOS wiederum Eurozentrismus vorgeworfen wurde (Han 2011). Aktuell wird von ICOMOS nach einem Konzept von Authentizität gesucht, das andere Kulturkreise berücksichtigt und andere Auffassungen zur Denkmalwürdigkeit zur Geltung kommen lässt.

turlandschaften. Die Diskussion darüber, dass der Natur- und Denkmalschutz durch rigide Auflagen und Nutzungseinschränkungen gerade dasjenige zerstört, was er doch erhalten wissen möchte, und angesichts dieser Kontraproduktivität auch über den generellen Sinn von Natur- und Denkmalschutz erhält durch das fernöstliche Verständnis von Authentizität eine andere Perspektive⁸⁴

... es drängt sich alles zur Landschaft

Im Englischen wird Shakkei als "borrowed scenery", übersetzt, wodurch der Bedeutungshorizont weiter gespannt wird als in der gebräuchlichen deutschen Übersetzung und der Bildcharakter der (angeschauten) Landschaft betont wird, bezeichnet doch das englische Wort scenery deutlich die Landschaft als ästhetisches Motiv – also als Resultat der Anschauung und nicht als dinglich bestimmten Raumausschnitt. Das gibt Anlass zur Frage, warum die Bedeutung in Deutschland auf Landschaft eingeschränkt worden ist. Der Landschaftsbegriff eignet sich hervorragend, eine Wahrnehmung erstens zu ästhetisieren und zweitens zu verdinglichen (vgl. Hard 1970; Lorberg 2007). Eingangs wird der Landschaftsmaler Runge mit der Aussage zitiert, dass alles zur Landschaft strebe, und wenn man die Tendenz betrachtet, dass der ästhetischen Einstellung zur Umwelt und sogar in Bezug auf Geschichte und Gesellschaft seit dem 19. Jahrhundert eine steigende Bedeutung erlangt, kann man dem zustimmen. Im Brief, aus dem das Zitat stammt, führt Runge weiter aus, dass die Suche nach neuen ästhetischen Ausdrucksformen immer dann akut wird, wenn Gesellschaften im Umbruch begriffen sind und soziale Konventionen und kulturelle Wertvorstellungen ihre gesellschaftliche Verbindlichkeit verlieren⁸⁵ Eine solche Umbruchsituation erkennt Runge seinerzeit im Zerfall des Feudalismus, in der Folge revolutionärer Bewegungen und dem Aufstieg des Bürgertums. Im geschichtlichen Rückblick können wir erkennen, dass der Kapitalismus die bürgerliche Gesellschaft vor permanente Umbruchsituationen stellt. Nicht nur alles Ständische ist verdampft, wie Marx zutreffend bemerkte, auch die Träume der neuen Gesellschaft veralten schneller als gedacht und stellen das aufstrebende Bürgertum vor ideologische Dilemmata. Die Modernisierung geht über ihre Pro-

⁸⁴ Zwar ist nicht davon auszugehen, dass Natur- und Denkmalschutz diesen Perspektivwechsel nachvollziehen, weil sie die Verfügungsgewalt über die Schutzobjekte anstreben, also primär auf der politischen Ebene debattieren, anstatt über die Genese ihrer Gegenstände zu diskutieren. Aus Sicht der Planung ergibt sich aber aus jener Perspektive erstens ein weiterer Kritikpunkt an den scheinbar so festen Grundlagen des Natur- und Denkmalschutzes, dessen ideengeschichtlichen Bezüge relativiert werden, und zweitens eine gelassener Einstellung zum Nutzungswandel.

⁸⁵ "Die Griechen haben die Schönheit der Formen und Gestalten aufs höchste gebracht in der Zeit, da ihre Götter zu Grund gingen; die neueren Römer brachten die historische Darstellung am weitesten, als die Katholische Religion zu Grund ging: bey uns geht wieder etwas zu Grund, wir stehen am Rande aller Religionen, die aus der Katholischen entsprangen, die Abstraktionen gehen zu Grunde, alles ist luftiger und leichter, als das bisherige, es drängt sich alles zur Landschaft, sucht etwas bestimmtes in dieser Unbestimmtheit und weiß nicht, wie es anzufangen?" (Runge, Brief Februar 1802, an den Vater).

tagonisten hinweg und lässt diese letztlich alt aussehen⁸⁶ Der Bereich des Ästhetischen scheint nach dem Bedeutungsverlust der christlichen Religion und der gescheiterten Revolutionen bzw. der Desillusionierung der erfolgreichen Revolutionen als letzter Fluchtweg für den Entwurf von Lebenssinn und als Erfahrungsraum nicht entfremdeten Daseins (Lukacs 1923). Diese Einschätzung legen unter anderen Kulturwissenschaftler wie Simmel (1912), Benjamin (1936) und Ritter (1963) in Bezug auf Landschaft nahe. Landschaft erlange eine erhöhte Bedeutung in der modernen Welt und werde über ländliche Szenerien hinaus auf Städte und andere Gegenstandsbereiche ausgeweitet. Nach Ritter wird die Landschaft zum Paradigma der Ästhetisierung in der modernen Welt. Insofern wäre das von mir bezeichnete Missverständnis, japanische Gartengestaltung als Landschaftsgärtnerei zu begreifen, wie es in der Übersetzung von Shakkei als geborgte Landschaft zum Ausdruck kommt, eine Folge jener modernen Kulturentwicklung, die die Welt in ein ästhetisches Phänomen transformiert und soziale Konflikte als ästhetische Probleme auffasst, die gestalterisch zu harmonisieren wären, und sie z.B. als Fragen der Mode oder des Zeitgeistes angeht. Zudem wird die Problembeschreibung in den beschriebenen Gegenstand verlagert. Auch für diese Verdinglichung findet im Begriff der Landschaft eine Parallele. Hat er sich doch von einer Gattung der Malerei über die Gestaltung von Landschaftsgemälden im Landschaftspark zur Wahrnehmungsweise, mit der das bewirtschaftete Land angeschaut werden kann, verschoben. Wird diese Anschauung mit dem angeschauten Land verwechselt, verdinglicht sie Landschaft zu einem materiell erfüllten Raum, der auch außerhalb der Wahrnehmung als Landschaft zu existieren scheint. Damit tritt die Idee der Kulturlandschaft auf, die durch bäuerliche Arbeit geprägt, geschichtlich gewachsen sei. Sie verfüge als Ausdruck von Tradition sowohl über Identität als sie auch an sich wertvoll sei. Die Verdinglichung der Landschaft ist vollendet, wenn geschichtliche Veränderungen und gesellschaftliche Wertgebungen als Natur hervortreten, die wissenschaftlich bestimmbar erscheinen. Unter dieser Perspektive behandeln Disziplinen wie z.B. die Landschaftsgeografie und -ökologie die Idee der Landschaft als ein materielles Untersuchungsobjekt. Die materialisierte Landschaft wird für normativ wirksame Institutionen wie Natur- und Denkmalschutz relevant in dem Versuch, objektive Werte aus dem Gegenstand selber herzuleiten, wenn z. B. das Bundesnaturschutzgesetz unter anderem fordert: "Natur und Landschaft sind auf Grund ihres eigenen Wertes (...) zu schützen" (BNatSchG 2010: §1 Abs.1).

Resümee

Nun kann sich die Frage ergeben, warum ich das alles erzählt habe, lege ich doch eine weitläufige und verschlungene Argumentation vor, die sich auf einige

⁸⁶ Das Prinzip der Mode besteht darin, dass ihre Moden veralten.

Holz- und Umwege eingelassen hat. Ich bin der Ansicht, dass interessante Geschichten, die es auch in der Wissenschaft gibt, ihren Sinn in sich tragen und sowohl die Theoriebildung als auch das Leben bereichern. Sie können aber auch für die Übertragung in andere Diskussionen auf eine verallgemeinerbare Kernaussage reduziert werden. Die Diskussion in der Freiraumplanung, die nicht der Ästhetisierung folgt, kann die kritische Kulturwissenschaft aufgreifen sowohl, um die ästhetisierende Problembeschreibung in der Grünplanung zu entlarven, als auch, um in die eigene Theoriebildung weitere praktische Aspekte zu integrieren. Damit wird die professionelle Botschaft, die in der Frage nach der Bedeutung von Shakkei vorausgesetzt ist, angesprochen: dass in profanen Freiräumen sowohl Fragen des Gebrauchs als auch des Sinns eine Rolle spielen und insofern von Planern zu berücksichtigen sind. Dass Sinn eine zentrale Kategorie in der Freiraumplanung ist, zeigt sich z.B. dann, wenn von gebrauchsfähigen Freiräumen und der Autonomie im Gebrauch oder explizit von sozialem Sinn die Rede ist (z.B. Böse 1980; Hülbusch 1981; Lührs 1994). Aus einer aufgeklärten und nicht metaphysischen Perspektive heraus erweist sich die Beschäftigung mit Fragen des Sinns als weder einfach noch beliebig, weil auf der inhaltlichen Ebene erstens keine ewigen oder allgemeinverbindlichen Werte und Sinngebungen auszumachen sind und zweitens Sinnangebote immer auch mit Interessen verbunden sind. Diese Einsicht ist für die Landschafts- und Freiraumplanung relevant, weil z. B. der Landschaftsbegriff mit ideologischen Elementen tingiert und mit einem Sinnversprechen verbunden ist, das in der Landespflege und Grünplanung dermaßen verlockend erscheint, dass selbst sich avantgardistisch gebende Gestalter sich immer wieder auf Landschaft beziehen.

Literatur

- Adorno, Th.W. 1970: Ästhetische Theorie. Frankfurt a. M. 1993
- Bätschmann, O. 1989: Entfernung der Natur. Köln. 1989.
- Benjamin, W. 1936: Paris. Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts. In: ders. Illuminationen. Frankfurt am Main 1985.
- Berque, A. 1986: Das Verhältnis der Ökonomie zu Raum und Zeit in der japanischen Kultur. In: Japan und der Westen. S.21-37 Frankfurt a. M. 1986.
- Beuchert, M. 1998: Die Gärten Chinas. Frankfurt a. M., Insel.
- Beuchert, M. 2001: Die Gärten Chinas. In: Die Geschichte der Gärten und Parks. Frankfurt a. M. 2001.
- Bibiko, H.J. 2007: Japanisch-Deutsches Kanji-Lexikon. Online-Datenbank: <http://www.bibiko.de/kanji/index.html>
- BNatSchG 2010: Bundesnaturschutzgesetz.
- Böhme, G. 1998: Atmosphären. Frankfurt a. M.
- Böse, H. 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Kassel.
- Brown, J. 1991: Kunst und Architektur englischer Gärten. Stuttgart.
- Brück, M.v. 2004: Zen. Geschichte und Praxis. München.

- Busch, W. 1999: Landschaftsmalerei. Berlin.
- Buttlar, A.v. 1989: Der Landschaftsgarten. Köln. 1989.
- Chassé, P. & Keswick, M. 2006: China. In: The Oxford Companion of the Garden. S.102-106.
- Davis, M. 2004: Geburt der Dritten Welt. Hungerkatastrophen und Massenvernichtung im imperialistischen Zeitalter. Berlin. 2004.
- Deutsche Nationalbibliothek: Katalog. Online-Quelle: http://www.dnb.de/DE/Home/home_node.html
- Devereux, P. 2010: Die Landschaft der Schamanen. Bielefeld. 2010.
- Eisel, U. 1982: Die schöne Landschaft als kritische Utopie oder als konservatives Relikt. Über die Kristallisation gegnerischer politischer Philosophien im Symbol "Landschaft" Soziale Welt, Jg. 33, H. 2, S.157-168.
- Eisel, U. 1992: Individualität als Einheit der konkreten Natur: Das Kulturkonzept der Geographie. In: Glaeser, B., Teherani-Krönner, P. [Hrsg.]: Humanökologie und Kulturokologie. Grundlagen, Ansätze, Praxis. Opladen. S.107-151.
- Eisel, U. 2009: Orte als Individuen. Zur Rekonstruktion eines spatial turn in der Soziologie. In Eisel, U.: Landschaft und Gesellschaft. Räumliches Denken im Visier. Belina, B.; Michel, B. und Wissen, M. [Hrsg.]: Raumproduktionen: Theorie & gesellschaftliche Praxis, Band 5, Münster, S.226-279.
- Eliade, M. & Culianu, I.P. 1995: Handbuch der Religionen. Frankfurt a. M. 1995.
- Eliade, M. 1990: Das Heilige und das Profane: vom Wesen des Religiösen. Frankfurt a. M. 1995.
- Frank, M. 1990: Das Sagbare und das Unsagbare. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Gadamer, H.G. 1960: Wahrheit und Methode. Hermeneutik I. Tübingen. 1986.
- Geertz, C. 1996: Dichte Beschreibung. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Gernet, J. 1979: Die chinesische Welt. Die Geschichte Chinas von den Anfängen bis zur Jetztzeit. Frankfurt a. M. 1979.
- Ginzburg, C. 1983: Die Würmer und der Käse. Hamburg.
- Gothein, M. L. 1914. Geschichte der Gartenkunst (History of Garden Art). Jena. Verlag Eugen Diederichs.
- Gradmann, E. 1910: Naturschutz und Landschaftspflege. Stuttgart.
- Hörning, K. und Winter, R. (Hrsg.) 1999: Widerspenstige Kulturen. Frankfurt a. M.
- Hadamitzky, W. 2013: Japanisch-deutsches Zeichenwörterbuch. Hamburg.
- Hadamitzky, W. et al. 2003: Langenscheidts Großwörterbuch Japanisch-Deutsch, Zeichenwörterbuch. Berlin.
- Han, B.C. 2011: Shanzai. Dekonstruktion auf Chinesisch. Berlin. 2011.
- Hansmann, W. 1983: Gartenkunst der Renaissance und des Barock. Köln. 1988.
- Hard, G. 1970: Die Landschaft der Geographen und die Landschaft der Sprache. Bonn.
- Hard, G. 1985: Städtische Rasen hermeneutisch betrachtet. In ders.: Hard-Ware. Kassel. 1990.
- Hard, G. 1992: Konfusionen und Paradoxien. In: Garten und Landschaft. H. 1/1992.
- Hennig, K. 1980: Japanische Gartenkunst. Köln. DuMont.
- Holzapfel, H. & Lorberg, F. & Ronneberger, K. 2007: Begehbare Bilder. Online-Quelle: [urn:nbn:de:hebis:34-2007121319895](http://nbn:de:hebis:34-2007121319895)
- Hoover, T. 1991: Die Kultur des Zen. München. Diederichs.

- Hülbusch, K.H. 1981: Die Ideologie öffentlicher Grünplanung. In: Grün in der Stadt. Reinbek.
- Izutsu, T. & T. 1988: Die Theorie des Schönen in Japan. Beiträge zur klassischen japanischen Ästhetik. Köln. Dumont.
- Keane, M.P. 1999: Gestaltung japanischer Gärten. Stuttgart. Ulmer.
- Keane, M.P. 2001: Japan. In: Encyclopedia of Gardens. Chicago, London. S.653-658.
- Keane, M.P. 2006: Japan. In: The Oxford Companion to the Garden. S.248-252.
- Körner, S. 2010: Eigenart und Heimat. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Küchler, J., Wang, X. 2009: Vielfältig und vieldeutig: Natur und Landschaft im Chinesischen. In: Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene. T. Kirchhoff, L. Trepl. Bielefeld, transcript verlag.
- Lechenmayr, H. 2010: Symposien der Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. (Hrsg.) Kassel.
- Lorberg, F. 2006: Klima und Glückseligkeit. In: Von Zeit zu Zeit (Bd. 2) Kassel. S.308-320.
- Lorberg, F. 2007: Metaphern und Metamorphosen der Landschaft. Kassel.
- Lorberg, F. 2012: Werden und Vergehen von Bildern. In: Naturschutz im Wandel. Jena. S.19-39.
- Löwith, K. 1943: Der japanische Geist. Berlin. 2013.
- Lührs, H. 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Kassel.
- Lukacs, G. 1923: Geschichte und Klassenbewußtsein. Neuwied 1968.
- Maruyama, M. 1957: Denken in Japan. Frankfurt a. M. 2012.
- Museum Folkwang Hrsg. 2014: Monet, Gauguin, van Gogh. Inspiration Japan. Göttingen.
- Nishitani 1986: Was ist Religion? Frankfurt a. M.
- Panofsky, E. 1989: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. Köln.
- Pohl, M. 2005: Geschichte Japans. München. 2005.
- Polo, M. 1298: Die Wunder der Welt. Frankfurt a. M. 2013.
- Pörtner, P. & Heise, J. 1995: Die Philosophie Japans. Stuttgart.
- Ritter, J. 1963: Landschaft. In: ders. Subjektivität. Frankfurt a. M. 1989.
- Rudorff, E. 1899: Heimatschutz. St. Goar. 1994.
- Runge, P.O. 1800: Briefe und Schriften. München. 1982.
- Schaarschmidt-Richter, I. 1977: Japanische Gärten. Baden-Baden, Holle Verlag.
- Schaarschmidt-Richter, I. 1979: Der japanische Garten. Würzburg.
- Schaarschmidt-Richter, I. 2010: Japanische Gartenkunst. Der Garten als Bild. München, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Schneider, H.J. 1980: Erinnerter Natur. In: Deutsche Landschaften. Frankfurt a. M.
- Schultze-Naumburg 1916: Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. München.
- Schwind, M. 1951: Kulturlandschaft als objektivierter Geist. In: ders. Kulturlandschaft als geformter Geist. Darmstadt. 1964.
- Sieferle 1998: Totale Landschaft. In: Neue Landschaften, Kursbuch 131.
- Simmel, G. 1912: Philosophie der Landschaft. In: ders. Das Individuum und die Freiheit. Frankfurt a. M. 1993.
- Singer, K. 1950: Spiegel, Schwert und Edelstein Strukturen des japanischen Lebens. Frankfurt a. Main. 1991.

- Suzuki, D. 2003: Leben aus Zen. Frankfurt a. M.
- Takei, J., Keane, Marc P. 2004: Sakuteiki oder die Kunst des Japanischen Gartens. Stuttgart. Eugen Ulmer Verlag.
- Tanizaki, J. I. 1933: Lob des Schattens. Zürich. Manesse Verlag 1990.
- Taylor, P. 2006: Japanese Garden. In: The Oxford Companion of the Garden. S. 252-253.
- Trotha 2003: Landschaftsgarten. Berlin.
- Vesting, T. 1999: Die Ambivalenz idealisierter Natur im Landschaftsgarten. Berlin.
- Watsuji, T. 1935: Fudo. Darmstadt.
- Weber, M. 1921: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen. 1988.
- Wernecke, W. & Hartmann, R. 1988: Japanisch-deutsches Zeichenlexikon. Leipzig.
- Wittkamp, R.F. 2001: Zur Entstehung der Landschaft in der europäischen Literatur und ihrer "Entdeckung" in Japan. In: Geibun Kenkyu, 81. S.94-120.
- Wuthenow, R.R. 2001: Der japanische Garten. In: Die Geschichte der Gärten und Parks. Frankfurt a. M. 2001.

Abbildungsverzeichnis

- Abb.1: C.D. Friedrich, "Gartenterrasse" (1811/12). Potsdam, Stiftung Preussische Schlösser und Gärten, Schloss Sanssouci.
- Abb. 2: Der Wandelpark Blick im Wandelpark "Kyu-Daijoin-teien" in Nara und Blick im Landschaftspark in Muskau.
- Abb. 3: Gemälde von Claude Lorrain, Apollo und die Musen (1680)
- Abb. 4: Übersicht zur Entwicklung von Gartenstilen in Japan. Autor: Frank Lorberg
- Abb. 5: Aussicht im Entsu-ji (Kyoto) auf den Berg Hiei-san.
- Abb. 6 Farbholzschnitt die "Große Welle" (1830) von Katsushika Hokusai
- Abb. 7: Blick aus dem Japanischen Garten in Bonn auf den "Langen Eugen" (1979) und auf den "Posttower" (2007).
- Fotografien wurden aus Wikipedia entnommen



Reise durch Neuseeland 2013

Manfred Greulich-Blaß

Im Februar 2013 haben Anne und ich Neuseeland besucht, weil unsere Tochter Lenka mit ihrem Stefan dort lebt. Ich beschränke mich bei diesem Bericht auf das Gebiet in der Nähe von *Rotorua* auf der Nordinsel Neuseelands. Es ist das vulkan- und thermalreichste Gebiet der Erde.

Die neuseeländischen Inseln erstrecken sich über 24° geografischer Breite und reichen von subtropischen bis in subarktische Gebiete. Diese Tatsache besichert Neuseeland trotz seiner geringen Größe eine ungewöhnliche große Artenvielfalt an Pflanzen und Tieren, die aus seiner biologischen und geologischen Isolation heraus entstanden sind: Zwischen subtropischen Regenwäldern, Bergen vulkanischen Ursprungs oder sandigen Küstenabschnitten lässt sich oft eine außergewöhnliche Tier- und Pflanzenwelt ausmachen, deren Vertreter oft nur auf diesen Inseln zu finden sind.





Foto 2: Waimangu Volcanic Rift

Im Hintergrund der Berg *Tarawera*. Ein ruheloser, jedoch schlafender Vulkan, der in den letzten 18000 Jahren fünfmal ausgebrochen ist. Im Vordergrund liegt das *Waimangu Tal*. Vor dem letzten Ausbruch am 10. Juni 1886 war dieses Tal eine sanfte Buschlandschaft ohne hydrothermale Aktivität. In der Nacht zum 10. Juni 1889 brach eine Reihe von Kratern am nördlichen Ende des *Tarawera* Berges aus bis zu den Kratern des *Waimangu Tales*. Ein gewaltiger Ausbruch. Dieses Ereignis zerstörte alles Leben der Pflanzen-, Tier- und Vogelwelt im gesamten Tal. Alle Pflanzen, die jetzt hier existieren, sind als ein Resultat dieser Nacht entstanden. Von 1900 bis 1904 war hier der größte Geysir der Welt aktiv, in einer Distanz von einem Kilometer.

Waimangu Geyser 1900-1904

Between 1900 and 1904 the largest geyser ever recorded regularly erupted within a few hundred feet.

"The Waimangu 'Black Water' is an unusual by-product of the separation of a column of sand and the gas generated when it is ejected, and the same principle applies generally to the valley and character of 1886's geyser series south of the Tarawera Lake.

In spite of an eruption in 1886, Waimangu Geyser was not listed as a true geyser until it erupted for the first time in a month of July 1897, after its first eruption. In an eruption and the next month the fountain became geysers, and here after the 11th eruption.

Locations were usually specified to look out on the hills to the east and to the south of the geyser basin at a large geyser basin which in they could reach geyser, or water, in fact, the southern basins proved to be much the like those of such geyser basins as the same geyser eruptions and it is as before mentioned.

The eruption this brought about the end of the Waimangu Geyser and was fully understood. In mid 1904 the geyser became dormant for several months and when activity resumed the display period had shortened, in October 1904 it behaved as before and the eruption continued. In 1904 the geyser was seen on 11th November 1904. At the same time the water level of Lake Tarawera fell to the north dropped several inches when a similar depression of the lake's outlet collapsed. However there is no other direct connection between these two events.

After the extinction of the geyser, hydrothermal activity increased elsewhere in the area, culminating in the eruption of 19th April 1913. This event is recorded in 'Frying Pan' but did not lead to the formation of 'Frying Pan Lake'.

The Great Waimangu Geyser by W. B. Stewart & Co. A. C. Stewart. Published by W. B. Stewart & Co. A. C. Stewart. 1904. 100 pages. 10s. 6d.

Waimangu Geyser, ca 1883 C. Shepherd. Collection National Museum of New Zealand. A geyser eruption viewed from Frying Pan Flat. Note the southern covering shelter on top of the hill in the right of the geyser.

Waimangu Geyser, ca 1900 J. G. Macdonald.

Note the steam over the geyser and the surrounding area of the geyser basin. In the foreground and part of the lake in the background. Photo taken during the eruption. Photo by J. G. Macdonald.

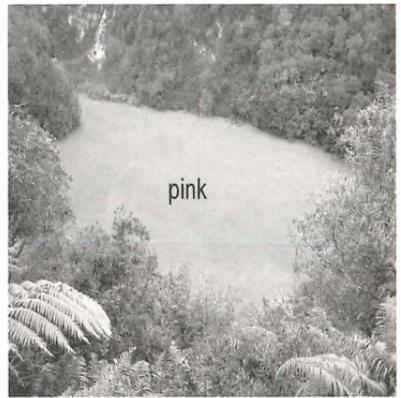
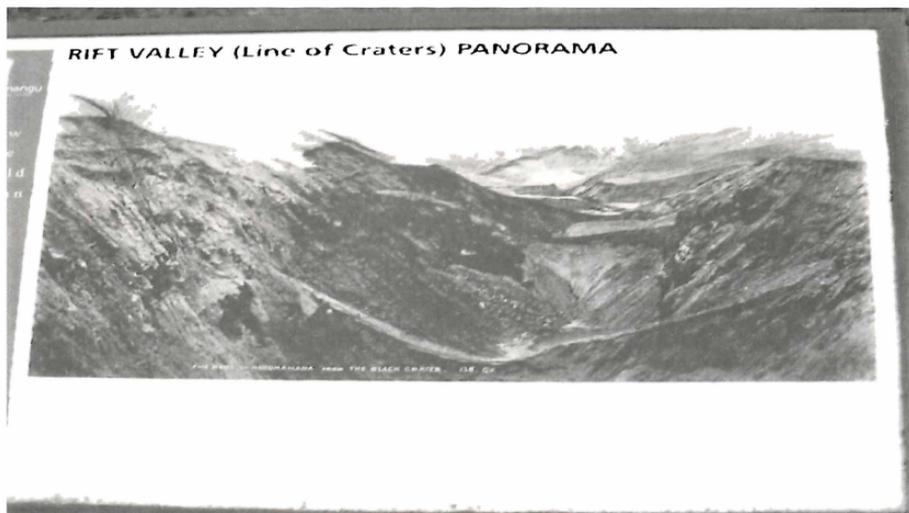


Foto 3 und 4: Waimangu Geysir

Der etwa 50m tiefe Krater des Ausbruches von 1886 ist etwa 2m tief mit Wasser gefüllt, er ist vom Tal durch einen schmalen Grat getrennt. Außer zwei kleinen Schlammtöpfen im Nordosten des Kraters wurde seit dem Tarawera-Ausbruch keine geothermale Aktivität beobachtet. Der Kratersee wird wegen seines gelegentlich smaragdfarbenen Wassers *Emerald Lake* (Smaragdsee) genannt. Die Farbe des Sees ändert sich jedoch je nach Bewuchs mit Algenmatten und Farnen zwischen grün, braun, blau und rot. Rote Farben werden von dem Schwimmpfarn *Azolla filiculoides* erzeugt. Der Kaltwassersee wird von Regenwasser gespeist und liegt auf Grundwasserniveau.



Fotos 5, 6, 7: Rift Valley Grabenbruch-Panorama

Der Krater entstand durch den Ausbruch des *Tarwera* 1886. Hier befand sich das sogenannte *Mud Rift* (Schlammverwerfung), ein geothermisches Phänomen, das von 1906 bis 1981 aktiv war und dann durch leichte hydrothermische Aktivität zerstört wurde. Die Kraterseen sind beim Vulkanausbruch 1886 entstanden. Bei diesem Ausbruch geriet aufsteigende Basaltmagma (Lava) mit

dem geothermalen Grundwassersystem unter den damaligen *Rosa und Weißen Terrassen* in Kontakt, was zu höchst explosiven phreatomagmatischen Ausbrüchen führte. Der Vulkan *Tarawera* besteht aus einer Ansammlung von Lavakuppeln, die ein Volumen von ca. 13,5Km³ umfassen und auf Ausbrüche vor ca. 18.000, 15.000, 11.000 und 700 Jahren zurückgehen. 1886 brach ein *Basaltdeich* durch diese Lavaschichten sowie die *Rotomahana-Krater* und die Reihe der 7 Krater des *Waimangu-Vulkantales*.

Das Tal ist das jüngste Thermalgebiet der Welt, das einzige bekannte Beispiel für ein direkt infolge eines Vulkanausbruches entstandenes, geothermales Ökosystem und das einzige Beispiel in Neuseeland für die natürliche Regeneration eines heimischen Ökosystem nach der völligen Vernichtung. (siehe Foto 5 und 2)

Die Ausbruchsablagerungen sind typisch für einen hydrothermalen (Dampf) Ausbruch, der alles an Lehm bis Geröllbrocken beinhalten kann. Wo diese Ablagerungen noch immer erwärmt werden, ist eine rötliche Farbe zu erkennen. Bei günstigen Bedingungen können in diesem Gebiet mit warmen Boden Schwefelkristalle und Sulfite entstehen. Die Kristalle sind sehr zerbrechlich, einige sind durch Regen aufgelöst und zerstört worden.



Das Wasser des Bratpfannensee fließt über den Abfluss mit einer Temperatur von ca. 50°C und 110 Litern pro Sekunde ab. Die Ablagerungen am Rand des Flusses beinhalten Spuren von Elementen Antimon, Molybdat, Arsen und Wolfram. Diese Mineralien ergeben zusammen mit der Blaugrünalge die spektakulären Farben wie orange, braun und gelb, die man am Rand und an den heißen Quellen sehen kann.

Der **Kanuka-Strauch** (tea-tree) wächst hier sehr kleinwüchsig, die Bodentemperatur in 5cm Tiefe liegt hier bei 33°C. Sonst wächst dieser Strauch 8 bis 10m hoch.



Tea tree, the largest living tree, grows on the Waimangu Forest on the north of the North Island. It is about 100 years old, 81 m high, 15 dm in diam. the ground is very hot (about 100°C) in the surrounding area. It would take ten thousand years to reach around this tree.

Der Kauri-Baum. Da gibt es vieles zu erzählen und würde hier den Rahmen sprengen.

Agathis australis

Er ist ca. 1500 bis 2000 Jahre alt und 51,2m hoch. Die Äste fangen erst ab einer Höhe von 18m an. Man benötigt 10 Erwachsene um den Baum zu umarmen.



Foto 10:
Anne im Regenwald.
Sehr viele endemische
Farnarten (Silver fern,
etc.)



Bernd Gehlken und Manfred Greulich-Blaß. Foto hbv

Die Landschaft der TaucherInnen oder: Tauchen ist wie Fliegen unter Wasser

Henrike Mölleken

Ich verlasse mit diesem Text die allen zugängliche Landschaft und möchte Einblick geben in die Landschaft, die sich den TaucherInnen unter Wasser bietet. Der Landmensch sieht am Uferrand eines (Binnen-)Gewässers die plane, vielleicht von kleinen Unebenheiten gekräuselte Wasseroberfläche, auch die Wasser-Land-Uferlinie und alles Schwimmfähige sieht er – aber was liegt darunter? Selbst in unserer so aufgeklärten Welt haben sich Mythen von dem Leben unter Wasser hartnäckig gehalten: z.B. von Nessi, die in den 80er/90er Jahren mit langem Hals und kleinem Kopf als Seeungeheuer aus Loch Ness in Schottland auftauchte oder der Dackel fressende Wels aus einem See in einer städtischen Parkanlage und auch über Wracks mit verborgenen Schätzen und versunkene Städte in den Ozeanen, selbst über die Monsterwellen an der Wasseroberfläche wird immer wieder geschrieben und berichtet und so ganz genau ist nicht bekannt, was Dichtung und Wahrheit ist. Auch ich beabsichtige nicht, dies abschließend zu klären, werde aber Ausschnitte der vielgestaltigen Landschaft unter Wasser darstellen.

Die Differenzierung der Tauchgewässer

Das größte Tauchgewässer ist das Weltmeer, untergliedert in drei Ozeane - Pazifik, Atlantik und Indischer Ozean – sowie die Nebenmeere als Randmeere der Kontinente. Die Grenzen der Ozeane bilden also die Kontinente, während die Randmeere den Kontinenten direkt angelagert (Nordsee), von mehreren Kontinenten umschlossen sind (Mittelmeer) oder als kleineres Randmeer in einen einzelnen Kontinent eingebettet sind (Ostsee, Schwarzes und Totes Meer). Von diesen unermesslichen Wassermassen sind für die TaucherInnen vor allem die Küstenlinien – besonders auch die der Inseln (Malediven, Philippinen, Indonesien, Micronesien) und aus dem Meeresboden an die Wasseroberfläche durchstoßende Erhebungen („Brothers“ im Roten Meer) interessant. Und zwar umso mehr, wenn diese sich innerhalb des breiten Bandes nördlich und südlich des Äquators befinden, wo das Wasser eine Durchschnittstemperatur von über ca. 23 - 24°C hat und infolgedessen Korallenwachs- und Fischreichtum möglich sind. Dazu später mehr.

Den Anfang machen die heimischen Tauchgewässer, denn es gibt auch auf dem deutschen Festland im Landesinneren eine Reihe von Tauchgelegenheiten, die da mehr oder weniger verborgen in der Landschaft liegen. Wo gehe ich also tauchen?

Diese Frage ist leicht zu beantworten: Überall dort, wo der Abbau naturbürtiger Rohstoffe stattgefunden hat, besteht auch die Option, dass dort, wenn Wasser eingefüllt wurde oder wieder nachströmte, ein Tauchgewässer entstehen konnte. Dabei spielt es zunächst einmal keine Rolle, was dort abgebaut worden ist. Lediglich der Bergbau, in dem Kohle in mehreren Hundert und tausend Metern

Tiefe abgebaut wurde, hinterlässt Stollen und Erschließungskanäle, die sich nicht zum Tauchen eignen.

Aber Kohle wurde auch im Tagebau abgebaut: Dazu gehört der aktuell noch in Garzweiler, Inden, Hambach betriebene Kohlentagebau ebenso, wie die bereits abgeschlossenen Tagebaulöcher (z.B. in der Nähe von Erkelenz der Blausteinsee). Neben den aus dem Kohletagebau entstandenen Löchern sind viele weitere durch den Abbau von Kies, Kreide (Hemmoor in Norddeutschland) und Natursteinen (Sauerland) entstanden. Nur sehr wenige sind „natürlichen“ Ursprungs, so z.B. die Maare in der Eifel (Pulvermaar). Daraus ergibt sich bereits eine erste Typisierung:

Baggerseen (und Tagebauseen)

Die meisten Baggerseen befinden sich rechts und links des Rheins. Dies trifft nicht nur auf die Gegend um Karlsruhe sondern vor allem auf Nordrhein-Westfalen zu, wo man den Eindruck bekommen kann, dass die Landschaft hier wie ein Käse durchlöchert ist. Da sind beispielsweise die fünf Seen im Autobahndreieck Langenfeld-Monheim, die Sechs-Seen-Platte und viele weitere (Wald-, Lohheider-, Toepper-, Uettelsheimer-, Essenberger, Rahmer-) Seen in Duisburg oder auch die vier am Tenderingsweg in Dinslaken liegende Seen, die (bei aller niederrheinischen Bescheidenheit etwas großspurig genannte) Xantener Nordsee und unzählige, einfach „Baggersee“ genannte Wasserlöcher. Nur wenige dieser Seen dürfen von den Tauchern genutzt werden. Dies ist abhängig von den Eigentumsverhältnissen und anderweitigen Nutzungen, z.B. der fishereilichen Bewirtschaftung (abhängig von einer bestimmten Mindestgröße).

Topographie

In der überwiegend flachen Landschaft des Niederrheins erheben sich aus der letzten Eiszeit wenige noch erkennbare Endmoränen als sanfte Erdhügel. Höhere und schroffere Berge sind die Halden, die als Folge des Bergbaus gelegentlich in direkter Nachbarschaft dieser Seen liegen. Die letzte Eiszeit jedoch hat die Landschaft mit dem Rohstoff versorgt, der da hauptsächlich nach dem Krieg als Baustoff für die wachsende Republik abgebaut wurde: Kies.

Licht im See

Die helle Beschaffenheit des Kiesel und seiner Sande ist meist heute auch unter Wasser noch erkennbar und hilfreich dabei, das einfallende Licht zu reflektieren, so dass es für die TaucherInnen oft gute Sichtverhältnisse gibt. Je tiefer die Seen sind, desto weniger Licht dringt nach unten vor. Je nach Trübung und See dringt bei rund 10 Metern Wassertiefe nur noch etwa 1% des Lichts in die Tiefe vor. Daher ist in den darunter liegenden Schichten kaum noch Pflanzenwachstum möglich, da das Licht zur Photosynthese fehlt. In Seen, wo der Eintrag durch Laub oder andere organische Stoffe sehr hoch ist, bildet sich allmählich eine zunehmende Schlammschicht am Grund, in der (Blau- oder Rot-)Algen den weiteren Zersetzungsprozess übernommen haben. Dies sind meist die tiefsten Stellen im See und dort ist es auch am Tag so dunkel wie die Nacht, d.h. ohne Lampe sehen die TaucherInnen nichts. Wenn wir dort im

Lichtkegel der Unterwasserlampen eine leichte rosa Färbung feststellen, wissen wir, dass hier inzwischen Schwefelbakterien am Werke sind, die auf eine zu geringe Konzentration des lebensnotwendigen Sauerstoffs hindeuten. Ein weiteres Charakteristikum der Baggerseen sind die gleichmäßig abfallenden Böschungen, die unten am Fuß der Böschungen meist größeren Kies als am Böschungskopf im Bereich der Wasser-Land-Linie haben. Jeweils im Sommer und Winter schichten sich die Seen: Dadurch, dass sich das Wasser im Sommer oben erwärmt, während es in der Tiefe bei konstant 4°C bleibt, bildet sich eine sogenannte Sprungschicht, die zum einen als milchige Schicht zu sehen und im Temperaturunterschied zwischen oben und unten gut zu fühlen ist. Der Nährstoffaustausch, der im Frühjahr und Herbst stattfindet, kommt nun zum Erliegen. Auf die Unterwasservegetation hat diese temporäre Erscheinung keinen Einfluss.

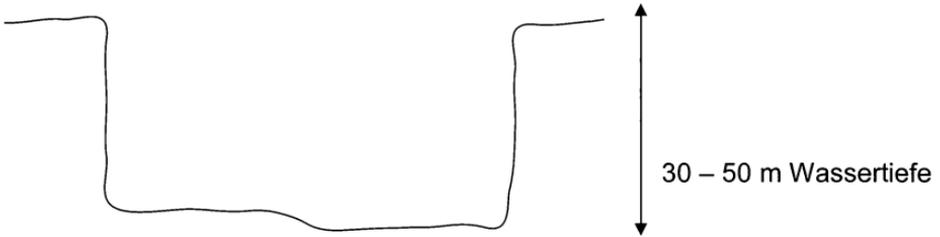
Viele der Seen sind mit einem dichten, dominanten Wasserpestbestand (*Elodea nutalii* oder *canadensis*) bewachsen. Dort, wo die Wasserpest (noch) lückig ist, treten verschiedene Laichkräuter (*Potamogeton*) oder Tausendblatt (*Myriophyllum*) auf. Hornblatt (*Ceratophyllum*) oder Wasserschlauch (*Utricularia*) habe ich noch nicht gesehen. Sind die unbesiedelten Flächen größer und hell genug haben auch die einjährigen Armleuchteralgen (*Chara*) eine Chance, diese Stellen zu besiedeln. Sie kommen bei guten Sichtverhältnissen von drei bis ca. zehn, zwölf Meter vor. Frei an der Wasseroberfläche schwimmende Wasserlinsen (*Lemna*) oder Wasserfarn (*Salvinia natans*) habe ich in Tauchgewässern noch nicht gesehen. Gelegentlich kommt jedoch Wasserstern (*Callitriche*) vor.

Die Baggerseen haben im Schnitt eine Tiefe zwischen 15 und 25 Meter. Immer liegt die Wasseroberfläche weit unterhalb des anstehenden Geländes. In seltenen Fällen sind das nur ein, zwei Meter, meistens ist die Höhendifferenz größer. Wenn sie sich in einem guten Zustand befinden, haben sie Sichtverhältnisse um die 10 Meter. Dieser gute Zustand ist davon abhängig, ob und welche Fische im See vorhanden sind, von der Dichte der Pflanzen, dem Besatz mit Muscheln und schließlich auch dem Chemismus. Besonders problematisch ist der Besatz mit Graskarpfen, da schon wenige Tiere ausreichen, um den gesamten Pflanzenbestand auf den Böschungen von Seen mit einer Oberfläche von 20 Hektar zu vernichten.



Steinbrüche

In Nordrhein-Westfalen gibt es beispielsweise im Bergischen oder im Sauerland Steinbrüche, in denen zuvor Grauwacke oder Kalk abgebaut wurde, bevor sie geflutet wurden. Oft ragen die Abbruchkanten noch hoch über die Wasseroberflächen hinaus, so dass ein steiler Abstieg zum Gewässer notwendig ist. In einem von den TaucherInnen stark genutzten See in der Nähe von Brilon (Messinghausen) liegt der See in einem Berg und mindestens 20 – 30 Meter tiefer.



Schon daraus ergibt sich, dass im Gegensatz zu den Baggerseen die Steinbrüche steil abfallende Wände haben, die sich wie oben stehend unter der Wasserlinie fortsetzen. Oft liegen große Blocksteine unter Wasser und auf dem Grund, so als hätte eine übermächtige Kraft sie dort hin gewürfelt. Die Steinbrüche sind in der Regel tiefer, vor allem aber wesentlich kälter als die Baggerseen, Sprungschichten kommen wenn überhaupt nur in den oberen zwei, drei Metern vor. Dafür entschädigen die kalten Steinbrüche mit oft unglaublich beeindruckenden Sichtweiten. Der oben angegebene See hat durchgängig Sichtweiten über 20 Metern, die es im Baggersee nicht gibt. Allerdings gibt es in den Steinbrüchen so gut wie gar keine Pflanzen, diese treten scheinbar nur vereinzelt und als Einzelexemplare auf. Auch Fische sind nur selten und vereinzelt anzutreffen. Das liegt daran, dass die Produktivität dieser Steinbrüche sehr gering ist: sie sind oligotroph, haben also einen sehr niedrigen Stickstoff- und Phosphor-, aber einen hohen Sauerstoffgehalt und zwar ganzjährig. Unter Wasser stehen die Steilwände, einzelne, beinahe monolithische Steinblöcke an, aber es gibt kaum Feinmaterial. Dadurch haben die Algen zu wenig Nährboden und die Steinbrüche bestechen durch ihre spektakulären Sichtweiten.

Talsperren

Nordrhein-Westfalen ist das Bundesland mit den meisten Talsperren in Deutschland, viele davon wurden ursprünglich für die Trinkwasserbevorratung gebaut. Heute werden allerdings nur rund 20 % des Trinkwassers von dort gewonnen. Die Talsperren befinden sich in der Regel im Zulauf eines oder mehrerer Gewässer und kommen vor allem zwischen Aachen und Eifel, Sauer- und Bergischem-Land vor. Die bekanntesten sind die Möhne, Lister, Bigge, Agger,

Sorpetalsperre und im Bergischen Land die Dhünn-, Bever-, Eschbachtal-, Wuppertalsperre. Neben der Trinkwasserversorgung dienen einige von ihnen dem Hochwasserschutz, der Wasserstandsregulierung, als Speicherbecken oder der Erholung (z.B. Baldeney, Kemnader und Biggensee).

Das Tauchen ist in einigen Talsperren erlaubt, aber nicht wirklich attraktiv: Aufgrund des Gewässerdurchflusses gibt es immer eine – wenn auch geringe – Strömung, die zur Sedimentaufwirbelung und dadurch zur Wassereintrübung führt. Oft gibt es nur wenige Tage im Jahr, an denen man Sichtweiten hat, bei denen das Tauchen Spaß macht. Auch hier gibt es in der Regel wenige Wasserpflanzen unter Wasser.

Das Interesse und das Vergnügen

Ein Wort vorab - Um überhaupt tauchen zu können, muss sich ein auf Luftatmung angewiesener Mensch einiges einfallen lassen. Weil er im Wasser schneller auskühlt als an der Luft, zieht er sich Neopren an, um nicht zu frieren, Flossen verlängern Füße und Beine und helfen bei der Fortbewegung unter Wasser, eine Tauchmaske engt zwar das Blickfeld ein, ermöglicht aber das Sehen. Damit die lebensnotwendige Luft zur Verfügung steht, packt sich der Mensch eine 10 – 15 Liter Stahl- oder Aluflasche auf den Rücken und einen sogenannten Lungenautomaten in den Mund. Wird die Flasche allmählich leer geatmet, entsteht ein Auftrieb, dem der Mensch zuvor begegnet, indem er sich einen Bleigurt um die Hüften schwingt. Dann aber kann es losgehen:

Auf das Be-schwer-en an Land folgt das unglaublich schöne Erleben des Schwebens im Wasser, der Schwerelosigkeit – wer erlebt schon dieses Gefühl?! Diese Helikopterperspektive ist einfach unbeschreiblich schön und ungewohnt, immer wieder! Im Gegensatz zum Land, wo wir das Meiste auf Augenhöhe wahrnehmen, gucken TaucherInnen von oben auf die ‚Landschaft‘. Wie ein Vogel fliegen sie über die Landschaft mit ihren Pflanzen und Tierbeständen unter ihnen hinweg und haben von dort eine sehr komfortable Position. Mit einem leichten Flossenschlag kommt man mühelos zwei, drei Meter vorwärts, man kann aber auch reglos auf der Stelle drehen oder schwebend verharren und den Blick über die Landschaft schweifen lassen. Auch nach 20 Jahren und sehr vielen Tauchgängen sind das für mich noch immer Momente, in denen der ganze Alltag von mir abfällt, die Welt „da draußen“ bleibt und ich empfinde eine eigentümliche Friedfertigkeit. Meine Augen gewöhnen sich erst allmählich an das Sehen unter Wasser und versuchen den Blick zu schärfen: Unter mir ist ein mehrere Meter hoch aufgewachsener, grüner Teppich der Wasserpest, ab und zu steigen - wie an einer Kette gezogen - Wasserblasen auf, hier und da kann ich gelegentlich den Kiesboden sehen und stop!: - hat sich da zwischen den Pflanzen was bewegt? Ich verhalte mich möglichst ruhig, sinke etwas ab und tatsächlich: schräg vor mir steht ein durch seine schöne Zeichnung perfekt getarnter Hecht mitten in der Wasserpest. Sehr genau be(ob)achtet er mich und

hält mit winzigen Flossenbewegungen die bestehende Distanz aufrecht. Ich könnte stundenlang so verharren und einfach gucken, was passiert, wie „er“ sich verhält, setze aber meinen Tauchgang fort, um den Hecht nicht weiter zu beunruhigen.

Noch ein Wort zur Sinneswahrnehmung der TaucherInnen unter Wasser, die sich in einigen Aspekten vom Trockenen unterscheidet. Je tiefer wir tauchen, umso mehr Licht wird von dem Wasser über uns geschluckt (absorbiert). Dadurch verändern sich die Farben unter Wasser. Zuerst, d.h. schon in den obersten fünf, sechs Metern werden das langwellige rote, dann das orange, gelbe, grüne und schließlich das blaue Licht absorbiert. Wenn Taucher also auf 10 – 15 Metern das Rot oder Orange in der Färbung der Fische sehen wollen, müssen sie eine Lampe mitnehmen und die Tiere anleuchten. Ein anderes Phänomen betrifft das Hören unter Wasser: Über Wasser können wir ohne weiteres hören, woher ein Geräusch kommt, unter Wasser geht das nicht. Wasser hat eine höhere Dichte als Luft, so dass der Schall viermal so schnell übertragen wird wie in der Luft und das überfordert unsere Ohren. Unter Wasser hören wir zwar, aber Richtungshören ist nicht möglich. Meistens jedoch ist die Welt unter Wasser ruhig, es herrscht absolute Stille.

Außer den Ausblasgeräuschen des Lungenautomaten ist es ruhig: keine Geräusche bei der Fortbewegung, keine Autos, keine Hupen, Klingeln, keine Glocken, aber auch kein Vogelzwitschern, keine Handys – herrlich! Unter Wasser bin ich tatsächlich für die Außenwelt nicht erreichbar – ich bin abgetaucht. Die Probleme jenseits des Wassers sind weg, zumindest für die Zeit des Tauchgangs! Auch die Verständigung mit meinem Tauchpartner oder der –gruppe erfolgt ohne Geräusche, über Zeichensprache mit den Händen. Nur ganz selten nutzen wir auch mal eine Schreibtafel, um uns zu verständigen, aber selbst das geschieht lautlos.

Beides, die Schwerelosigkeit und die Stille unter Wasser, sind die ersten beiden Aspekte, die den Reiz des Tauchens ausmachen, ohne etwas von der Unterwasserlandschaft gesehen zu haben. Beides hat mich am Anfang so begeistert, dass es mir fast egal war, wie die Umgebung unter Wasser aussah, Hauptsache – ich konnte tauchen. Da ich das inzwischen seit zwei Jahrzehnten tue, habe ich in dieser Zeit viele weitere Perspektiven des Tauchens erlebt.

Briefing

In fremden Gewässern geht jedem Tauchgang ein sogenanntes Briefing voraus, in dem beschrieben wird, wie das Tauchgewässer unter Wasser aussieht, wo mögliche Gefahren bestehen und wie der schönste Weg gewählt werden kann. Diese Beschreibung, die so kurz und sachlich wie möglich sein soll, gibt nicht nur über den See/das Meer Auskunft, sondern auch über denjenigen, der sie darstellt. Die Wahrnehmung ist subjektiv und kann schon mal von der Wahrnehmung eines anderen Menschen erheblich abweichen. Ein sehr erfah-

rener Taucher beschreibt einen Felsvorsprung als kleine Nase, die ein Anfänger möglicherweise viel größer erlebt. Das bedeutet, so ganz genau weiß ich nicht, was mich erwartet. In jedem Fall sind Entfernungen und die Dauer, die ich brauche um eine Strecke zurück zu legen, sehr schwer zu schätzen. Letzteres wird zusätzlich beeinflusst von Strömungen oder auch Besonderheiten unter Wasser, die ich mir angucken möchte: ein Krebs, der sich gerade aus seiner alten Haut schält, oder zwei Kraken, die umeinander in spektakulärem Wechsel von Hautfarbe und -beschaffenheit werben bevor sie sich paaren, können dazu führen, dass man reglos auf einer Stelle verharrt und sich während eines ca. einstündigen Tauchgangs keine 50 Meter bewegt.

Jahres- und Tageszeiten

Dass sich die Welt unter Wasser je nach Tauchgewässer – also Fluss, See, Ozean oder Meer – jeweils anders darstellt kann jedeR NichttaucherIn sich vorstellen. Es gibt aber zusätzlich noch ein paar Besonderheiten, die vielleicht nicht sofort auf der Hand liegen. Analog zu den Jahreszeiten mit unterschiedlichen Entwicklungen an Land, gibt es dies auch unter Wasser: So sind beispielsweise

- Köcherfliegenlarven nur im Frühjahr zu beobachten,
- die krautige Submersvegetation in unseren heimischen Gewässern gibt es etwa zur gleichen Zeit wie die terrestrische, in warmen Sommermonaten sieht man aber Luftblasen aus den UW-Pflanzen aufsteigen,
- im Spätsommer ziehen Jungbarschschwärme durch das Wasser und in richtig kalten Wintern, wenn die Seen zugefroren sind und ein Loch ins Eis gehackt werden muss, um zu tauchen, dann können Taucher eine ganz besondere Stimmung wahrnehmen: durch die Eisschicht bricht sich das Licht völlig anders und taucht die Landschaft darunter in ein fast mystisches Gebilde.
- So wird ein Tauchgang in einem eigentlich (gut) bekannten Gewässer zu einer ganz neuen Erfahrung und stellt für Taucher und Technik eine besondere Herausforderung dar.

Nicht nur die Jahreszeiten sind unter Wasser differenziert wahrnehmbar – auch die Tageszeiten verändern das Erlebnis der TaucherInnen: Besonders in den tropischen Gewässern sind der frühe Morgen und der Übergang in den Abend vom täglichen Wechsel der tag- und nachtaktiven Tiere geprägt. Wenn die ersten Sonnenstrahlen ins Wasser fallen und die einen noch da sind, aber schon nach einem Quartier Ausschau halten, kommen bereits die ersten von der „anderen Schicht“ es wird hektisch im Riff: Dabei geht es vor allem am Abend um einen Existenzkampf, wer nicht schnell genug seine Platz im Riff gefunden und sich dort hin zurückgezogen hat, läuft Gefahr zur Beute der nachtaktiven zu

werden. Diese (halbe) Stunde am Morgen und am Abend bietet den TaucherInnen jedoch die Möglichkeit eben beide Tiergenres zusammen zu erleben, was das eh schon bunte Treiben zu einem noch größeren Genuss anreichert.

Nachtauchen

Bricht dann die Nacht herein wird es zwar insgesamt ruhiger, sowohl in den warmen als auch in heimischen Gefilden. In der Regel ziehen sich die Schwarmfische zurück, so dass deutlich weniger Tiere nachts im Riff sind. Aber die Fische, die da jetzt unterwegs sind, sind auf der Jagd und das wiederum ist für die Taucher ein besonderes Vergnügen, weil sie nachts andere Tiere als tagsüber sehen und die sind deutlich zielgerichteter unterwegs, als es bei den Schwarmfischen auffällt. Gezieltes Stöbern nach Nahrung in den Spalten, Verfolgungsjagden, Fische mit Beute im Maul gehören zu typischen Beobachtungen bei Nachtauchgängen.

Dabei muss man bedenken, dass TaucherInnen ohne Lampe im Wasser nichts sehen. Anders als an Land, wo es fast immer irgendwo ein Streulicht gibt, ist es unter Wasser stockdunkel. Jeder, der schon mal versucht hat, mit geschlossenen Augen eine gewohnte Tätigkeit zu machen, weiß, wie unsicher wir in unseren Bewegungen werden – so geht es auch TaucherInnen im eigentlich fremden Medium unter Wasser. Also haben sie eine Lampe dabei, die zwar Licht spendet, aber eben nur innerhalb eines mehr oder weniger breiten Lichtkegels. Üblicherweise geht man nachts nur dort tauchen, wo man auch tagsüber schon einen Tauchgang gemacht hat, damit wenigstens ein Minimum an Orientierung möglich ist. Denn in der Nacht, vor allem in den tropischen Meeren sehen die Riffe komplett anders aus als tagsüber. Die Riffformation, also die Topographie, die Orte, an denen die Korallen vorkommen verändern sich natürlich nicht, wohl aber das, was auf ihnen geschieht: die tagsüber unscheinbaren Krustenanemonen fahren ihre Tentakeln in strahlendem Gelb aus, um Plankton aus dem Wasser zu fischen, ebenso wie Gorgonenhäupter, die sich vergleichbar mit einem sehr schmalen Farnwedel ausrollen. Seeigel und Seesterne, große Gehäuseschnecken, Muränen, Kraken, etc. ziehen über das Riff und suchen in den Zwischenräumen von Hart- und Weichkorallen nach Nahrung, Seelilien blühen auf dem sandigen Meeresboden auf, der tagsüber weitgehend kahl ist. Neben diesen gemächlichen Bewegungsarten gibt es Riffbewohner, die nicht ganz so gemütlich sind. Während TaucherInnen mit ihrer Lampe das nächtliche Treiben beobachten, merken sie oft gar nicht, dass sie von Fischen begleitet werden, die genauso aufmerksam wahrnehmen, was im Schein der Lampe geschieht: Plötzlich und blitzschnell stößt ein torpedoartiger Körper an der TaucherInn vorbei, verdunkelt für einen Sekundenbruchteil den Lampenschein und verschwindet mit der Beute im Maul, bevor die TaucherInn überhaupt realisiert hat, was da gerade passiert ist! Es bleiben der Schreck und ein gehöriger Adrenalinstoß.

Von Wracks ...

Daneben gibt es noch weitere Spezialanschauungen beim Tauchen. Manche spezialisieren sich ausschließlich auf eine dieser Disziplinen, andere nehmen mit, was sich ihnen bietet. Eine der Spezialisierungen ist das Wracktauchen: Meist handelt es sich dabei um Schiffe, die im letzten Weltkrieg versenkt wurden und deren Ladung zum Teil über dem Grund verstreut herum liegt. Manche Wracks haben schon fast Berühmtheit erlangt, weil sie so außergewöhnlich sind. Dazu gehört die „Thistlegorm“, ein englischer Frachter, der in den 40er Jahren von deutschen Jagdbombern am Sinai, im Roten Meer, versenkt wurde. An Bord waren zwei Lokomotiven mit vier Eisenbahnwaggons, große Torpedos, einige Autos, 20 LKW's, auf deren Ladefläche immer noch BSA- und Norton-motorräder stehen und weiteres Material für die Truppenausrüstung. Dieses Wrack ist erst 1956 von Cousteau wieder gefunden worden und es dauerte weitere rund 30 Jahre, bis TaucherInnen es für ihre Beobachtungen entdeckten. In der Zwischenzeit hatten sich Schwämme, Hart- und Weichkorallen auf dem Schiff und der Ladung angesiedelt. Dadurch ist das in 27 Meter Tiefe, auf Sand liegende Schiff eine Art künstliches Riff geworden. Anders als die küstennahen Riffe oder havarierte Schiffe, deren Rumpf von Felsen aufgeschlitzt wurden und die daher unmittelbar vor Land liegen, müssen die Kriegswracks meistens angefahren werden. Da sind Fahrten von einer Stunde und mehr nicht ungewöhnlich. Daher erheben sie sich wie eine eigene Landschaft aus dem Grund empor. Um sie herum ist nichts als Sand.

Die Wracktauchgänge beginnen oft mit einem Abstieg von der Wasseroberfläche ins Ungewisse. Je nachdem, wie tief die Wracks liegen, sinken die TaucherInnen einige Minuten durch das Blauwasser, bis – hoffentlich - zuerst nur ein schemenhaftes Etwas zu erahnen ist, dann sichtbar wird und schließlich als Schiff erkennbar ist. Vor allem bei trübem Wasser ist das ein bisschen unheimlich, wenn plötzlich ein riesiges Ungetüm, quasi aus dem Nichts erscheint. Gelegentlich, besonders bei schlechter Sicht und wenn unter Wasser eine Strömung besteht, die von der Wasseroberfläche nicht erkennbar war, geschieht es, dass man am Wrack vorbei taucht. In der Regel werden die Wracks nur von außen betaucht, weil es zu gefährlich ist, ins Innere vorzudringen. Scharfkantige Gegenstände könnten die Ausrüstung beschädigen, ein unbedachter Flossenschlag wirbelt Sediment auf, wodurch die Sicht vernebelt wird und leicht die Orientierung verloren geht, vor allem, wenn es sich um Schiffe mit vielen Gängen und Räumen handelt. Stattdessen kann man mit einer Lampe durch die Luken ins Schiffsinne leuchten und sich Einblick verschaffen. Liegen die Wracks sehr tief, jenseits der 30 Meter, haben TaucherInnen aufgrund des Luftvorrates sowieso nur eine begrenzte Zeit. Diese limitiert solche Tauchgänge, so dass meist die Wracks ein-, zwei Mal der Länge nach abgetaucht, die

Aufbauten und der Bewuchs angeschaut werden und dann der Aufstieg wieder beginnt.

Meereshöhlen und Grotten

Eine weitere, noch etwas jüngere Spezialdisziplin ist das Tauchen in Grotten und Meereshöhlen. Lampen, eng anliegende Tauchausrüstung, am besten mit kurzen Flossen, sind Voraussetzung zum Tauchen in Höhlen und Grotten. Anders als bei den Wracktauchgängen oder denen am Riff sind die Taucher hier nicht schwebend über der „Landschaft“, sondern mittendrin. Dabei sind Grotten am einfachsten zu betreten, in die es vorne herein und hinten wieder heraus geht und die am besten noch von oben belichtet sind. Die Tauchgänge beginnen damit, den Eingang der Grotte oder Meereshöhle unter Wasser zu finden. Die Zugänge sind unterschiedlich groß. Mal haben sie die Dimension eines Scheunentores. Sie können aber auch so klein sein, dass TaucherInnen nur hintereinander tauchen können. Hinter dem Eingang tun sich Höhlen auf, deren Größe und Verlauf sich erst allmählich erschließen. Haben sie keine Spalten oder Löcher nach oben, durch die Licht ins Innere dringen kann, ist es stockduster und die Augen müssen sich darauf erst einstellen.

Das wenige Restlicht in den Höhlen führt dazu, dass TaucherInnen hier auf Arten treffen, die normalerweise in Wassertiefen anzutreffen sind, die jenseits der üblicherweise auf 40 Meter begrenzten Tauchtiefen liegen (tiefer als ca. 100 Meter). Aufgrund der Farbenpracht und reichen Artenfülle auf engstem Raum üben die Meereshöhlen auf die SporttaucherInnen eine magische Anziehungskraft aus. Je tiefer man in eine Höhle vordringt, umso mehr reduzieren sich zwar die Pflanzen. Die Besiedlung des Untergrunds durch tierische Organismen nimmt jedoch zu. Allerdings gibt es keine speziell auf das Höhlenleben angepassten Tiere, z.B. durch Verlust von Augen o.ä., sondern nur solche, die auch in schattigen Lebensbereichen vorkommen.

Im besonnten Eingang der Höhlen finden sich meist lichtliebende Algen und als Vertreter der Wirbellosen Wachsrosen oder Schwämme. Der dahinter liegende, vordere Höhlenbereich ist durch schattenliebende Algen und sessile tierische Organismen charakterisiert: Schwämme (je weniger Licht, desto heller sind sie gefärbt), Nesseltierchen, Krustenanemonen, Moostierchen, Kalkröhrenwürmer, Seescheiden und Muscheln. Von den höheren Tieren sind hier Krebse, Garnelen und einige Fische anzutreffen, auch solche, die sich tagsüber hierher zurückziehen und nachts auf die Jagd außerhalb der Meereshöhlen gehen (z.B. Bärenkreb, Meeraal, Gabeldorsch, Meerbarbenkönig, etc.)

Im zentralen, vom Licht unbeeinflussten Höhlenteil kommen weder Pflanzen, noch Tiere vor. Dann jedoch warten die Höhlen mit bizarren Formationen auf: Zapfen, die von Decken herunter hängen; Geologie, die Bänder, Schichtungen und Faltungen freigibt. Hier findet in der Regel auch kein Wasseraustausch mehr statt, wie es noch am Höhleneingang der Fall ist. Bei manchen Höhlen

schließen sich durch Gänge verbundene, weitere Höhlen an, manche sind wahre Labyrinth und daher nicht zum Betauchen für die Masse geeignet; diese bleiben in der Regel dem wissenschaftlichen Tauchen oder den Forschern vorbehalten.

In der Türkei bin ich in eine sehr finstere Höhle getaucht, die nur durch einen sehr schmalen Eingang erreichbar war und wo wir plötzlich nur noch Schlieren vor den Augen hatten – wir konnten tatsächlich nicht mehr klar sehen! Gleichzeitig wurde das bis dahin angenehm warme Wasser (26 – 29°C) – gefühlt – eiskalt. Und erst allmählich begriff ich, dass sich hier Warm- und Kaltwasser vermengten, wodurch diese Schlieren entstanden. Offensichtlich sickerte Wasser aus dem darüber liegenden Gebirge in diese Meereshöhle. Die Höhle überraschte außerdem mit einem großen „Luftsee“, ohne dass wir eine Verbindung zur Außenwelt sehen konnten. Sie war so groß, dass wir hätten auftauchen, uns sogar auf die Felsen setzen und ohne Lungenautomat atmen können. Doch bei solchen abgeschlossenen Höhlen, die eine Art Luftblase haben ist für TaucherInnen Vorsicht geboten: es reizt natürlich, aufzutauchen und mit dem Tauchpartner kurz über das Erlebte zu reden – doch wie viele haben das schon vor uns gemacht? Und wie stark ist aufgrund dessen die Luft schon mit CO₂ (vom Ausatmen) angereichert? Also empfiehlt es sich zügig wieder den Lungenautomat in den Mund zu nehmen, abzutauchen und den Rückweg einzuschlagen.

... und Strömung

Deutlich weniger gemütlich und beschaulich sind Tauchgänge, die in der Strömung gemacht werden, also im Meer. Da gibt es zwar Orte auf der Welt, wo grundsätzlich Strömung ist (Malediven), andere werden gezielt aufgesucht, wenn Strömung zu erwarten ist. Meist bringt die Strömung in den Meeren eine Menge Plankton mit sich, was zwar die Sicht in den (tropischen) Gewässern trübt, allerdings auch besondere, dann meistens Großfische nach sich zieht. Dann können Mantas mit ihren riesigen Schwingen beobachtet werden, wie sie sich das Plankton vor das Maul schaufeln, Haie auf der Suche nach etwas größerer Nahrung, und ein ganz besonderes Highlight ist deren größter Vertreter: der Walhai, mit bis zu 13 Metern Länge als Planktonfresser ein echter Vegetarier und daher TaucherInnen ein gemächlich gleitendes, vor allem vollkommen ungefährliches Tier.

Eine sehr angenehme Art des Strömungstauchens sind sogenannte Drifttauchgänge. Dabei setzt das Boot die TaucherInnen oberhalb eines Riffes ab, sie tauchen zum Riff runter und stellen mit Erreichen des Riffs jede Bewegung ein: durch die Strömung (Drift) werden die Taucher am Riff entlang geschoben und können, ohne etwas zu tun, quasi wie im Kino, das Riff angucken. Ist die Strömung stark wird bei mehr als zwei Metern pro Sekunde, nicht getaucht. Bei starker, aber noch tauchfähiger Strömung kann es schon mal passieren, dass

es (zu) schnell geht, vor allem, wenn man gerade etwas Interessantes gesehen hat. Dann hilft nur kräftig in die Flossen zu treten, um gegen die Strömung anhalten zu können, da das Anfassen im Riff untersagt ist. Am Ende des Tauchgangs werden die Taucher an der Wasseroberfläche vom Boot eingesammelt und laufen den Heimathafen an.

Hier endet der Ausflug in die Landschaft unter Wasser – für uns Menschen ist das Tauchen, die Schwerelosigkeit und vor allem die Ruhe, die uns umgibt Kontemplation par excellence!





10. März 2012
Mühlhausen /Thüringen:
„Aufräumen“



20. April 2013
Hann.-Münden - Hemeln /Weser:
„Prinzipien, Regeln, Rezepte“



12. März 2014
Felsberg- Gensungen:
„Landschaft“

